

School of Theology at Claremont



1001 1353865

Vom

Tabor bis Golgatha.





Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

From the library of
Richard A. Wolf

BT
430
W3
1890

Vom Tabor bis Golgatha.

Zum Verständniss
der
Leidensgeschichte Jesu Christi.

Von
C. Wagner = Groben
weiland Pastor in Lausanne u. Edinburg.

F ü n f t e A u f l a g e .

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1890.

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~

~~~~~  
Schulze'sche Universitätsbuchdruckerei  
(E. Reinhardt.)

## Vorwort zur zweiten Auflage.

Vorliegendes Buch war anfangs nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, wie die ersten Blätter desselben sagen. Mit einiger Sorge gab ich daher auch meine Einwilligung zu seiner Herausgabe. Meine Sorge ist jedoch zu Schanden geworden. Ueber all mein Erwarten freundlich wurden meine Gedanken über das Leiden Christi aufgenommen, und das Buch hat sich rasch in weiten Kreisen deutscher und fremder Zungen eingebürgert und ließ mir seine Aufnahme melden aus Hütten der Armen, wie aus Palästen von Fürsten. — Eine besondere Freude hat mir die Ausgabe in dänischer Sprache gemacht, die sich mir vorstellte im Schmucke hübscher Illustrationen.

Es drängt mich, all den verehrten Recensenten, die mein Buch mit so viel Theilnahme und Wärme empfohlen haben, hier meinen Dank auszusprechen. Es schien mir, als haben sie etwas von dem Sauch des Gebets gefühlt, unter dem das Buch entstanden ist. Denn das darf ich hier ja wohl aussprechen, daß auch nicht eine Seite desselben ohne Gebet und Stehen geschrieben wurde.

Ebenso gedenke ich hier gerne und dankbar all der lieben Freunde, Amtsbrüder und Laien aus nah und fern, die mir durch briefliche Zuschriften ihre Freude über meine bescheidene Arbeit aussprachen, mich ermunterten und erquickten. Leider konnte ich nicht immer und nicht alle diese lieben Briefe beantworten, aber ich reiche ihren Schreibern über Berge, Länder und Meere im Geiste die Hand und danke ihnen für ihre Liebe.

Ob ich alle die an mich gelangten Wünsche, — weitere biblische Themata praktisch zu bearbeiten, — werde erfüllen können, das steht in Gottes Hand. Bei der Pflege einer großen Diaspora-Gemeinde, von über 6000 Seelen, kann ich eben nur

meine Erholungsstunden zu schriftlichen Arbeiten benützen, — und diese Stunden sind selten. — Hat mir ein Uebersetzer meines Buches aus fremdem Lande geschrieben, die Arbeit habe ihm unbeschreibliche Freude und Segen gebracht, so darf auch ich bekennen, daß mir die Beschreibung der Liebe Dessen, „der sich so für uns zu Tode geliebt,“ viele gesegnete und selige Stunden bereitete.

Noch will ich hier beifügen, daß der Reinertrag dieses Buches, wie aller meiner Schriften, in die Invaliden- und Witwenkasse der Basler Mission fließt.

Dem Herrn, der auf das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden, sei mein Buch aufs neue empfohlen. Möge es ferner zur Verherrlichung seines hohen Namens dienen und viel Frucht schaffen zum Heile vieler Seelen!

Lausanne, im Februar 1884.

**C. Wagner-Groben, Pfarrer.**



## Vorwort zur vierten Auflage.

Bücher zu schreiben, dazu glaubt sich heutzutage mancher, der ein wenig Phantasie, etwas Erfahrung und Gewandtheit im Ausdruck besitzt, nur gar zu leicht berechtigt; gute Bücher aber den Lesern als Früchte seiner Geistesarbeit in die Hände zu geben, gelingt nur selten einem. Vollends auf religiösem Gebiete, dem wichtigsten und zartesten, das nur betreten werden kann, gehören gediegene, wirklich wertvolle Arbeiten zu den großen Ausnahmen. — Unsere Erbauungslitteratur, soweit sie nicht aus älterer Zeit stammt, ist im Grunde eigentlich arm; denn an manchem, was sich uns unter diesem Namen darbietet, ist nur zu oft mehr zu tadeln als anzuerkennen. Wie häufig findet man da einen Ton, eine Schreibweise, die interessant sein soll, die aber der Heiligkeit des Gegenstandes, den der Verfasser behandelt und den derselbe den Herzen lieb und wert machen möchte, Abbruch thut, indem man bei den hübschen äußeren, interessanten Zuthaten haften bleibt und den Stern und Kern entweder gar nicht findet oder doch wenigstens schnell wieder aus dem Auge verliert; oder aber es wird in einem so geschraubten Stil, in einer so pedantischen Weise geschrieben, daß man sich eher gelangweilt als erbaut fühlt, daß das Buch, anstatt zur Religion, zu Gott hinzutreiben, vielmehr davon ablenkt. Und diese Umstände begreifen sich nur zu gut; — denn um wirklich erbauend schreiben zu können, d. h. um Herzen zu trösten, im Glauben zu befestigen, zu Gott zu führen, ihnen den Heiland lieb zu machen, sie im Verständnis für das Göttliche zu vertiefen, muß man selber aufgebaut sein auf dem einen Grunde, welcher heißt Christus, muß man Himmelstrost, Berge versezenden Glauben, alles überwindende Liebe im Herzen haben, muß man sein Heil und seinen Heiland völlig kennen; andrer-



seits muß man aber auch im Auge haben nicht die angenehme Vertreibung einiger trüben Stunden, nicht den Ruhm der Originalität, sondern die Noth der Menschenseele; wo diese die Seder eines Menschen in Bewegung setzt, den Gott mit den nötigen Geistesgaben ausgerüstet hat, da darf man billigerweise eine Arbeit erwarten, die gute Frucht bringt.

Diesen Thatfachen gegenüber nun wird man daher mit Freuden ein Werk begrüßen, dessen Verfasser die oben erwähnten, zu erbaulichem Schreiben nötigen Gaben in seltenem Maße besitzt und das sich unter dem Titel „**Vom Tabor bis Golgatha**“ freundlich dem Leser anbietet.

Von allem, was uns stärken, trösten, aufrichten, erbauen, gründen kann, ist doch wieder der Kernpunkt Christus und sein Werk, wie sich besonders in seinem Leiden kund thut; und wenn der Dichter singt:

„Im Himmel und auf Erden  
Weiß ich nur einen Rat:  
Du kannst gerecht nur werden  
Durch das, was Jesus that!

so muß es uns eine heilige Freude sein, uns anschauend in dieses Thun des Heilandes zu versenken. — Aber nicht allen ist die Gabe solchen Anschauens, solchen sinnenden Betrachtens in gleichem Maße gegeben. — Da gilt es dann, sich in die Tiefe führen, sich belehren zu lassen, zu nehmen, was der Geist Gottes anderen gegeben, sich dienen zu lassen mit den Gaben, die sie empfangen haben. Und so will denn auch das vorliegende Büchlein dienen, will dazu beitragen, daß diesem und jenem ein helleres Licht, ein tieferes Verständnis aufgehe über die Person Jesu Christi, will den Glauben an ihn stärken, die Liebe zu ihm mehren.

Wer so wie der Verfasser einen Einblick gethan hat in die Liebestiefen des Heilandsherzens, dem ist es ein Bedürfnis, auch andere ihrem Heilande näher zu bringen. Aus dem reichen Leben des Gottessohnes giebt er uns nun in einer Reihe von Betrachtungen den herrlichsten Ausschnitt, seinen Leidensgang vom Tabor bis Golgatha, und diesen Schmerzensweg behandelt er in allen seinen Theilen in einer Innigkeit und Tiefe, die uns

fühlen läßt, daß er den Grund gefunden, der seinen Anker ewig hält. Aber brauchen wir den nicht alle, um fest zu stehen hienieden und selige Hoffnung zu haben für droben? Aber nicht nur, daß der Verfasser uns unsres Heiles froher und gewisser macht durch seine glaubensvollen Betrachtungen, er schildert auch die Macht des menschlichen Verderbens und die Größe des göttlichen Erbarmens in Christo in solch ergreifender Weise, daß ein aufrichtiges Herz daraus lernen kann, sich mit Ekel und Wehmut von der Sünde ab- und mit Liebe seinem Heiland zuzuwenden, nicht bloß in Anwendung einer sentimentalen Rührung, nein, mit dem festen Entschluß, nun auch für diesen Heiland zu leben, ihm nachzufolgen.

Ein Umstand, der noch besonders der Erwähnung bedarf, ist der, daß der Verfasser, wie selten einer, die Gabe hat, „Schätze zu heben“, d. h. aus längst bekannten, unbeachtet gelassenen, oder auch aus bereits in dieser oder jener Weise ausgelegten Stellen immer neue, ungeahnte, herrliche Gedanken zu schöpfen, über diesen oder jenen Ausspruch oder Vorgang ein neues Licht zu ergießen. In dieser Hinsicht ist das Buch besonders allen denen von Herzen zu empfehlen, die berufen sind, vor anderen ein Zeugnis abzulegen von Christo, und an die immer wieder die Aufgabe herantritt, ihrer Gemeinde von dem Erlösungsleiden des Gottes- und Menschensohnes zu predigen.

Was die Darstellung betrifft, so ist sie meisterhaft zu nennen; alles steht plastisch vor dem Leser, in all die Leidens- und Greuelsenen glaubt er sich mitten hinein versetzt. — Da feiert er mit die Erquickungstunde auf dem Tabor, weilt im lieblichen Bethanien in Freud und Leid, sieht dann den „treuen Zeugen“ im Gericht der Unheiligen, hört ihr Schreien und Toben gegen ihn, schaut das schauervolle Welt drama auf Golgatha, aufgeführt durch Sünder mit dem Alleinheiligen, vernimmt ihre frevelnden, lästernden Reden und seine segnenden Worte. Und welch eine Tiefe und Klarheit gewinnen diese Kreuzesworte durch die Auslegung dieses begnadigten Verfassers! Doch es ist nicht möglich, in kurzen Worten all die Schönheiten dieses Büchleins zu rühmen!

Die Sprache, deren sich der Verfasser bedient, ist in muster-giltiger Weise zugleich einfach, edel, gewaltig, zu Herzen dringend, ganz und gar dem Gegenstand der Behandlung entsprechend.

## VIII

Da ist nichts von unverständlicher, doktrinärer Redeweise und nichts von Trivialität, die sich so leicht findet, wo man populär sein möchte. — Der Verfasser redet in einer Weise, die allen ohne Ausnahme verständlich sein muß und es ist natürlich, redet er doch vom Herzen zum Herzen! — Schon in die verschiedensten Sprachen ist dieses Werk des Verfassers übersetzt, sicher ein Beweis für seine Gediegenheit! Sichtbar wandelt derselbe nicht mehr unter uns und so redet er nun in diesem Büchlein zu uns als ein Vollendeter, der den guten Kampf gekämpft und auch noch manchen stärken möchte, daß er den Lauf vollende! O möchte dieses Glaubenszeugnis eines Gotteskindes, das nun zum vierten Male seine Wanderschaft antritt, noch freundliche Aufnahme finden bei vielen und das wirken, daß sie erbaut werden auf dem einigen Grund ihrer Hoffnung, Jesus Christus gestern und heute und demselbigen in Ewigkeit und in ihren Leidensstunden sich trösten der Liebe dessen, der für sie den Leidensweg ging „vom Tabor bis Golgatha“!

Lausanne, im Juli 1887.

**E. Sahnemann,**

Pfarrer an der deutsch-evangelischen Kirche  
(früher Vicar des † Pfr. Wagner-Groben.)



## I.

# Labor. Die göttliche Todesweihe Christi.

### 1. Zur Orientierung.

**D**ie Leidensgeschichte Christi, deren Hauptzüge die nachfolgenden Blätter betrachten wollen, ist das Allerheiligste im Heiligtum der Offenbarung Gottes, das Evangelium im Evangelium. Viele gereifte Gottesmänner haben sich mit Inbrunst in ihren Inhalt vertieft und ihn in Bibelstunden, Betrachtungen und Predigten der gläubigen Gemeinde darzulegen gesucht, so daß in diesem Stücke die christliche Erbauung keinen Mangel zu spüren hat. Ich will deshalb von vornherein hier bemerken, daß diese Blätter, — was immer der Herr noch mit ihnen anfangen mag, — zunächst nicht mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben worden, sondern vielmehr für meine eigene Familie bestimmt sind. Ich weiß nicht, ob ich meine zum Teil noch kleinen Kinder selbst ganz erziehen und in die Herrlichkeit unseres Glaubens einführen kann und darf, oder ob sie das beste, was es auf Erden gibt, von andern empfangen müssen. Für diesen Fall möchte ich aber, daß sie ein Glaubenszeugnis aus dem Herzen ihres Vaters be-

sigen, — zu ihrer Orientierung. Es soll also zuerst ein Zeugnis sein aus dem Allerheiligsten für das Allerheiligste auf Erden. Denn die eigene Familie scheint mir für jeden Familienvater, auch für den Pfarrer, das erste, wichtigste Heiligtum zu sein. Hier ist jeder Familienvater Priester, sonst überall meistens nur Diener. Ich schreibe diese Blätter auch zu meiner eigenen Geisteszucht und zu meiner persönlichen Erbauung. Schon viel habe ich über das Leiden des Herrn gepredigt; aber nicht nur ist mir die Beschäftigung damit von Jahr zu Jahr teurer, sondern ich fühle im besondern das Bedürfnis, mich einmal ungezwungen, mit innerer Ruhe in die unerschöpfliche, heilige Tiefe versenken zu dürfen. Es sind also keine Predigten, was ich hier schreibe, auch keine aufgewärmte oder überarbeitete, sondern freie, ungezwungene Versenkungen in das Erlösungsleiden unseres Heilandes. Ich habe auch nicht die Anmaßung, etwas Besonderes, Außerordentliches, bisher nie Gehörtes zu sagen; doch aber will ich meine Gedanken, selbst wo sie von der herkömmlichen Dogmatik abweichen, frei und offen aussprechen. Auf diesem heiligen Gebiete gilt es mehr als sonst irgendwo, daß „unser Wissen Stückwerk“ ist. Kein Mensch und kein Engel hat je ganz erkannt und durchschaut, „in welcher tiefen Kluft Er gieng; und wie bitter und ernst war das Todesweh, das den Hirten für uns umfieng.“ Um so mehr aber lohnt es sich, immer aufs neue betend und ahnend sich in die schauerliche Nacht seines Leidens zu versenken.

Das büßende Tragen der menschlichen Sünde zog sich zwar durch das ganze Leben des Herrn hindurch; denn nie gieng ein Mensch über die Erde, der so tief hineinschaute in die unbeschreibliche Verirrung der Menschen und dem so, wie ihm, der ungeheure Jammer der Menschheit zu Herzen gieng, weil auch keiner so wie er die Herrlichkeit der Bestimmung des Menschen kannte. Will man aber dennoch zwischen seinem prophetischen und hohepriesterlichen Amte scheiden, will man



nach dem Anfange seines eigentlichen Leidens suchen, so muß man auf den Berg der Verklärung gehen. Die Verklärung bildet offenbar einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben. Hatte er bis dahin hauptsächlich in thätigem Gehorsam sich als der sündlose Menschensohn erwiesen, so sollte er von da an im leidenden Gehorsam des Vaters Willen thun. Wie er bei der Taufe zu seinem prophetischen Amte geweiht und durch die Stimme des Vaters bestätigt wurde, so wird er gleichfalls bei der Verklärung zu seinem Todesgange geweiht und ausgerüstet. Wir beginnen daher unsere Betrachtung mit der Verklärung. Diese selbst aber entfaltet sich, während er betete, darum wollen auch wir zuerst den betenden Heiland anschauen.

## 2. Ein Blick in Christi Gebetsleben.

Der Herr „hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu dem, der ihm vom Tode konnte ausschelfen, und ist erhört von seiner Angst“ (Hebr. 5, 7). Dieses Wort bezieht sich vor allem auf sein letztes Gebet in Gethsemane, doch gewiß nicht allein und ausschließlich auf das. Der Herr hat wie nie ein anderer Mensch das Gebet ohne Unterlaß geübt. Ich denke mir seine heilige Seele in beständigem stillem Gebetsumgang mit seinem Vater. Je mehr es sich zeigte, daß er hier auf Erden auch bei seinen Jüngern nur wenig oder gar kein Verständniß fand; je klarer ihm der Unterschied seines eigenen einzigartigen Wesens von dem Wesen aller andern Menschen, auch der edelsten und besten, ins Bewußtsein trat, um so mächtiger mußte ihn ein Gefühl der Verlassenheit, der Fremdlingschaft unter den Menschen, — ein Gefühl des Heimwehs, des tiefsten inneren Sehns nach seinem Vater erfassen. Kein Mensch gieng gewiß je so

heimwehvoll und doch so männlich über die Erde, wie der „Menschensohn“. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz,“ sagte er uns. Sein Schatz war ganz und gar das Herz des Vaters, bei dem er Herrlichkeit hatte, ehe die Welt gegründet war. Darum war auch sein Herz so beim Vater, wie nie das eines andern Menschen. „Sein Atmen war in der Furcht des Herrn,“ das heißt beständiges Gebet. Ein solches ununterbrochenes Wandeln in der Gegenwart und in der heiligen Gemeinschaft mit Gott bleibt zwar Vorbild und Ideal jedes ernstern Christen, ist aber noch von keinem ganz erreicht worden. Ja es bleibt auch bei dem heiligsten Streben dem besten Menschen nur ahnungsweise faßbar.

Trotz dieser beständigen innigen Gemeinschaft mit seinem Vater hatte nun aber der Heiland doch noch das Bedürfnis, Stunden der Stille und Orte der Einsamkeit aufzusuchen, um da in besonderer Weise „sein Herz vor Gott auszuschütten.“ Nur wenige solcher besonderen Gebets-Wehestunden sind uns aus dem Leben des Herrn berichtet, meistens vor oder nach wichtigen Ereignissen. Ich bin aber überzeugt, daß derselben viel mehr waren, als die Evangelisten uns berichten und als irgend ein Mensch, auch der vertrauteste seiner Jünger wußte. Mark. 1, 32—35 sagt uns, daß nach einem besonders angestregten Tag, dessen Arbeit bis in die Nacht hineinging, der Herr des andern Morgens vor Tag aufstand, in eine wüste (einsame) Stätte hinausgieng und daselbst betete. — Vor der Wahl seiner Apostel sagt uns Lukas (Kap. 6, 12): Es begab sich aber zu der Zeit, daß er auf einen Berg gieng zu beten; und er blieb über Nacht im Gebete zu Gott. Nach der Speisung der fünftausend Mann ließ er seine Jünger voraus über den See fahren, er aber gieng auf einen Berg zu beten, allein (Matth. 14, 23). Ebenso berichtet uns Lukas (Kap. 9, 28), daß er auf einen Berg gieng zu beten, und indem er betete, ward er verklärt. Was

in diesen heiligen Gebetsstunden, in solch langen Gebetsnächten zwischen dem eingeborenen Sohn und dem Vater, zwischen dem Lamm, das der Welt Sünde trug, und dem heiligen Gott vorgieng, das hat nie ein Mensch ergründet. Jedenfalls waren es Dinge, die Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfassen. Es waren Gebete, wie sie weder vorher noch nachher vor Gottes Thron, an Gottes Herz drangen.

Das Gebet war die Erholung des Heilandes, das Ausruhen des Kindes am Herzen des Vaters, die Quelle seiner Kraft, die Weihe seines Lebens.

Durch Christum ist nun aber auch uns der Weg gebahnt zu ähnlichen Weihestunden unseres Lebens. Der Vorhang zum Allerheiligsten ist zerrissen, der Zugang ist offen, der Vater ist bereit, seine armen mühseligen Kinder zu empfangen und zu erquickten. Es ist etwas Großes, wenn es mit einem Menschen so weit gekommen, daß das Gebet seine Erholung wird, oder daß seine Erholungsstunden Gebetsstunden werden, sein Ausruhen sich gestaltet zu einem Ausruhen vor Gott. Dies gehört zur Gotteskindschaft. Ja, es ist gewiß der sicherste Beweis der Gotteskindschaft eines Menschen, wenn es ihm beim Vater am wohlsten ist, wenn es ihm zum Bedürfnis geworden, das Angesicht des Vaters so oft als möglich zu suchen. Wer durch den heiligen Geist zu diesem „verborgenen Leben mit Christo in Gott“ gekommen ist, der schmeckt und genießt Kräfte der zukünftigen Welt, der empfindet mehr und mehr das selige Heimweh des Kindes, der empfängt Trost und Frieden in allem Weh des Lebens, — der ist ein im tiefsten Innern glücklicher Mensch. Möchten wir doch mehr und mehr das herrliche Privilegium des „freien Zugangs“ zum Vater erkennen und würdigen. Wer nie in seinem Leben eine Taborstunde der Verklärung, des himmlischen Wohlseins gehabt hat, der entbehrt das beste und köstlichste, was es auf dieser traurigen, leidvollen Erde gibt. Das Gebet ist der Weg dazu. Wenn wir es in diesem

Stücke auch nicht zu der heiligen, göttlichen Vollendung bringen, wie der Heiland, so bleibt doch sein Leben unser Vorbild, „daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen.“ Die Erde ist allerwärts durch die Sünde der Menschen entehrt und entweiht. Wo aber ein Christ, ein Gotteskind, hinkommt, da soll er den Ort heiligen mit Gebet. Alle Stationen deines Lebens, ja dein ganzer Weg über die Erde soll die vor Gottes Augen sichtbaren Wehespuren des Gebetes tragen. Das Haus oder die Kammer, wo du wohnst, die Werkstätte, wo du arbeitest, haben vielleicht nie, ehe du hinkamst, in ihren Mauern die Stimme des kindlichen Gebets, dagegen viel, viel Böses beherbergt. Nun ziehst du ein; nun sollst du den unreinen Ort weihen und heiligen durch deinen kindlichen Umgang mit dem heiligen Gott. Der Eisenbahnzug, in den du einsteigst, beherbergt vielleicht lauter Leute, die ohne Gott und ohne Gebet ihren Weg gehen; kalte, irdisch gesinnte Herzen, manche leichtsinnige, böse Menschen. Nun steigst du ein. Willst du nun auch gebetslos, mit irdischen, gleichgültigen oder gar Gott mißfälligen Gedanken und Gesprächen dort weilen und mitreisen? Die Engel Gottes, die dich begleiten sollen, trauern dann gewiß. Sie wünschen, daß du auch diesen Ort und diese Reise heiligest durch stilles Seufzen und „Gespräch des Herzens mit Gott.“ Möge es mehr und mehr auch bei uns heißen, was ein Dichter von sich sagt:

Es zieht mich zu den Höhen  
Ein mächt'ger inn'rer Zwang;  
Ich kann ihn wohl verstehen  
Den wunderbaren Drang;  
Es tönt in mir, als riefte  
Mir eine Stimme zu:  
„Hier unten in der Tiefe  
Da findest du nicht Ruh.“

### 5. Ein Himmelsbild auf Tabor.

Auf der einsamen Bergeshöhe angekommen, kniet Jesus nieder, breitet seine Hände aus, hebt das Angesicht zum Himmel empor und betet. Und nun sehen seine erstaunten Jünger, wie ihr Herr sich verändert. Sein Angesicht fängt an zu leuchten und zu glänzen wie die Sonne, sein ganzer Leib, selbst seine Kleider strahlen in nie gesehenem Glanze. Die Gottesherrlichkeit des eingebornen Sohnes, bisher von seinem menschlichen Leibe verhüllt, bricht, seine Menschheit durchstrahlend, hervor und übergießt sein ganzes Wesen mit sanftem, unbeschreiblich mildem Himmelslichte. Ein nie empfundenes, seliges Wohlsein strömt von ihm aus und durchflutet die Jünger, so daß es ihnen in dieser himmlischen Atmosphäre ist, „wie den Träumenden“. Sie genießen in überwältigendem Maße einen Vorschmack des Himmels, die Seligkeit des Friedens der ewigen Welt. Was im Innern ihres Herrn verborgen lag, das schauen und genießen sie hier und empfangen damit einen Vorschmack und ein Angeld von dem, was in seiner Gemeinschaft ewig ihrer wartet. — Doch damit nicht genug; sie sollen noch Größeres erleben. Der Himmel öffnet sich und zwei edle, verherrlichte Gestalten treten hervor, Mose und Elias, und in tiefer Ehrfurcht reden sie mit ihrem Herrn. Sie haben als Gesandte des heiligen Gottes einen Auftrag auszurichten an den, vor dem sie schon lange im Himmel ihre Kniee beugten, den sie als armen „Knecht Jehovahs“ bisher über die Erde wandeln sahen, und der jetzt in göttlicher Herrlichkeit, als der einzige heilige Mensch vor ihnen steht. Sie reden mit ihm „von dem Ausgange, den er sollte erfüllen in Jerusalem.“ Sie reden und berichten ihm von seinem Sterben. Mit heiliger Beugung, mit kindlicher Ergebung in den heiligen Willen seines Vaters, nimmt er die Botschaft auf, legt sich, als das Lamm Gottes, willig auf den Altar, zum Opfer für die gefallene Menschheit.



„Deinen Willen, o Gott, thue ich gerne,“ bis zum letzten Atemzuge, bis zum letzten Blutstropfen. Da läßt sich eine lichte Wolke vom Himmel hernieder und überschattet, umhüllt sie alle, und eine Stimme kommt aus der Wolke: „Dies ist mein Sohn, der Geliebte, auf dem mein Wohlgefallen ruht, den höret.“ — Die Jünger, die Gegenwart des allgewaltigen, heiligen Gottes erkennend, fallen erschüttert auf ihr Angesicht. Doch Jesus kommt, hebt sie auf und spricht: Fürchtet euch nicht.

Dieser Vorgang auf dem Verklärungsberg ist die lieblichste und zugleich ergreifendste Offenbarung über das Jenseits. Wer sich mit offenem Herzen und nüchternem Geiste hinein versetzt und ihn mit erlebt, dem wird es zu Mute, wie den drei Jüngern; er möchte ihn festhalten, fortgenießen, bleibend machen auf der dunkeln Erde. Dieser wunderbare Vorgang ist aber auch zugleich die gewaltigste Predigt von der Person und dem Wesen des Heilandes, sowie von der Bedeutung seines Lebens und dem Zweck seines Sterbens für die Menschheit, für Zeit und Ewigkeit. Wenn die Bedeutung dieser Thatfache im Herzen einigermaßen aufgegangen ist, dem wirft sie ein tröstliches Himmelslicht auf seinen Weg. Die Räthsel seines Lebens lösen sich freundlich, die Ewigkeit wird hell und lieblich, Himmel und Erde erscheinen ihm in anderem, neuem, frohem Lichte. Wer dagegen noch kein Auge hat für dieses Licht, wer sich ungläubig von dieser Höhe weg der Erde zuwendet, der ist im Dunkeln über Christi Person und Werk, so gelehrt er darüber zu sein glaubt; der steht vor der Ewigkeit als vor einer finstern Tiefe, so sehr er sich auch bemühen mag, mit seiner Einbildung diese schauerliche Finsternis zu erhellen; der erkennt sein eigenes Leben als ein nicht gewolltes, ihm aufgebrängtes Unglück, das durch keine menschliche Kunst, durch keine Mühe

und durch keinen Leichtfinn gehoben, oder auch nur gemildert werden kann. Die ernste Wirklichkeit des Lebens macht früher oder später jede ungöttliche Theorie darüber zu Schanden. Der ewige Liebesplan Gottes und die Thaten seiner Erbarmung allein werden bestehen, werden ewige Geltung haben, und mit ihnen die Menschen, die sie erkannten und in demutsvollem Glauben sie, als ihnen geltend, ergriffen.

Halten wir also das liebliche Bild noch ein wenig fest, um noch weiter über seine Bedeutung nachzudenken und für unser persönliches Leben fruchtbar zu machen.

#### 4. Was will es uns sagen?

Alle Ereignisse im Leben des Heilandes hatten zunächst Bedeutung für ihn selbst. Da sein Erdenleben aber nicht einem Selbstzweck diente, sondern ein Leben für die Menschheit im höchsten Sinne war, so haben sie auch alle Wichtigkeit für die Menschen, für alle Menschen.

Fragen wir zunächst, welche Bedeutung die Verklärung für den Herrn hatte, so können wir darauf freilich nur eine sehr unvollkommene Antwort geben. Dem Herrn allein war der heilige Vorgang in seiner ganzen Tragweite bekannt. Kein anderer Mensch hat ihn je ganz ergründet und gewürdigt. All unser Reden darüber, wie über viele andere Geheimnisse seines Lebens, bleibt ein Kindeslallen.

Seine sündlose Heiligkeit ist das erste, das uns hier nicht als Lehre, sondern in That und Wahrheit, als Bestätigung seiner Zeugnisse über sich selbst, vor Augen tritt. Die Verklärung des Herrn ist ein Beweis davon, daß er auch seiner Menschheit nach reif und würdig war zum Eingang in das Allerheiligste des Himmels. „Einen solchen Hohenpriester mußten wir haben, der da wäre

heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert, und höher, denn der Himmel ist“ (Hebr. 7, 26). Seine ganze bisherige Entwicklung war also derart, daß die Macht der Finsternis vergeblich versucht hatte, ihn auch nur mit der leisesten Sünde zu beflecken. Er blieb von der Sünde gänzlich unberührt, daher auch der Tod keine Macht an ihn hatte. Gibt er dennoch sein Leben in den Tod, so ist sein Sterben ein freiwilliges. „Niemand nimmt mein Leben von mir. Ich habe es Macht zu lassen, und habe es Macht wieder zu nehmen.“ „Ich gebe mein Leben zum Lösegeld für viele.“

Freilich meinen nun viele Christen, die sündlose Heiligkeit des Herrn sei etwas ganz Natürliches, etwas, das sich bei ihm von selbst verstanden habe, weil er ja Gottes Sohn war. Man läßt dabei außer acht, daß er auch vollkommener Mensch war, gleich wie wir, ausgenommen die angeborene Sünde. Daher kommt es dann, daß man das Leben des Herrn, die ungeheure Arbeit seines Geistes, das ernste, tiefe, stete Ringen seiner Seele nicht versteht; daß man überhaupt von seinem Erlöserberuf geringer denkt, weil man alles Schwere auf seine Gottheit legt, der ja am Ende nichts sonderlich schwer habe werden können. Das raubt dann auch den Mut zur ernsten, treuen Nachfolge des Herrn. Wir müssen daher in der Betrachtung des Lebens und Leidens Christi mit der Anerkennung seiner vollen Menschheit Ernst machen. Je mehr wir das thun, desto mehr wird auch die Herrlichkeit seiner Person und seines Lebens unserem Verständnisse aufgehen.

Allerdings wird es dem menschlichen Denken nie gelingen, das Rätsel seiner Person, das Verhältniß seiner göttlichen Natur zu seiner vollen Menschheit, besonders in Bezug auf sein praktisches Leben, auf jede einzelne seiner Handlungen, vollständig zu lösen. Seit achtzehnhundert Jahren arbeitete das christliche Denken daran. Erst die

Ewigkeit wird uns dieses größte aller Wunder ganz erklären. Hienieden wollen wir uns nur mehr und mehr hüten, zu Gunsten seiner göttlichen Natur seine Menschheit mit ihrer unbegreiflichen Arbeit des Gehorsams, der Heiligung, des Glaubens, zu beeinträchtigen. Ist er „der Anfänger und Vollender des Glaubens,“ so hat er, der Mensch Jesus, ein Glaubensleben der schwersten Art mit Glaubensproben, Glaubensprüfungen, mit Glaubenssiegen, geführt, wobei seine göttliche Natur gewissermaßen zurücktreten und die menschliche allein walten lassen mußte. Ebenso wenn er „Gehorsam lernen mußte an dem, was er litt,“ so kann das nur von seiner Menschheit und ihrer heiligen Gehorsamsarbeit verstanden werden. Wenn er „versucht war allenthalben, gleich wie wir,“ wenn keine Versuchung je einem Menschen nahe tritt, die nicht auch den Heiland angefallen hat, so gilt auch das zunächst von seiner heiligen Menschheit. Ja ich glaube, daß auch seine Wunder nicht sowohl als Machtthaten seiner Gottheit, sondern als Glaubensthaten seiner Menschheit, als Gebetserhörungen des heiligen „Menschensohnes“ anzusehen sind. Das tritt bei dem herrlichsten Wunder des Herrn, bei der Auferweckung des Lazarus, klar zu Tage, wo der Herr laut spricht: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast. Doch ich weiß, daß du mich allezeit hördest“ (Joh. 11, 41. 42). Wir wollen hier nicht weiter ausführen, was seiner göttlichen Natur als Anteil an seinem heiligen Leben zukommt. Sie bildete den heiligen Hintergrund seines ganzen Lebens, besonders seines Leidens, das ein bloßer Mensch, wenn auch ein heiliger, nicht hätte tragen können. Er wäre unter dem Gericht des heiligen Gottes und unter der Last der Sünde der Welt vergangen. Doch davon später. Jetzt wollen wir nur den Gedanken uns recht klar machen, daß die göttliche Herrlichkeit des heiligen „Menschensohnes“ auf dem Verklärungsberge die Frucht eines ununterbrochenen heiligen Gehorsams, eines

gewaltigen Kampfes gegen die Versuchungen und das Fluten der menschlichen Sünde um ihn herum, — eine Frucht seiner alles Denken übersteigenden heiligen Geistesarbeit war.

Wie lieb wird uns nun aber der Heiland, wenn wir ihn von dieser Seite anschauen, — wie wird er uns so nahe gerückt! So verstehen wir das „Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen“ des heiligen Kämpfers. So glauben wir, daß er uns ein mitleidiger und barmherziger Hohepriester ist. Wer sich nach hergebrachter Weise den Heiland als Gottessohn über die Erde gehend denkt, der vermöge seiner Allmacht Wunder that, über alle menschliche Anfechtung erhaben war, der kann zwar das Opfer seiner Menschwerdung bewundern, aber der Herr ist ihm ferne gerückt. Er steht in übermenschlicher Höhe vor uns. Dagegen muß er aber vollends unser ganzes Herz gewinnen, wenn wir uns sagen, daß er diese auf Tabor strahlende, in heiligem Kampfe errungene Gerechtigkeit für uns erworben hat, um damit unsere Ungerechtigkeit zu bedecken, „denn Gott hat Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt!“ — Ja, für uns hat er die Sünde überwunden, alle Anfechtungen besiegt, das heilige Gesetz Gottes erfüllt, des Vaters Wohlgefallen erworben. Uns gilt auch seine Verklärung. Doch davon nachher. Zuerst müssen wir noch einen andern Punkt ins Auge fassen.

---

Die Tiefe des Leidens, dem er jetzt entgegengehen soll, und die weltumfassende Bedeutung seines Sterbens ist das Andere, wofür uns die Verklärung das Verständnis öffnet.

Des alten Bundes größte und begnadigste Repräsentanten kommen und reden mit ihm von seinem Leiden. Mose, der Vermittler des Alten Bundes, und Elias, der



große Reformator, die zwei größten Propheten, — sie durften einst wohl von einer Erlösung, die Gott stiften werde, ihrem Volke weissagen; sie durften dem Volke von seliger Hoffnung predigen, — von Reinigung, von Heiligung, von ewiger Tilgung der Sünde; sie durften die Erlösung anbahnen und Vorbilden, besonders Mose, mit vielen bedeutungsvollen Bildern und Opfern; aber sie konnten sie selbst, — die ewige Erlösung der Welt, — nicht vollbringen. Ja, sie konnten nicht einmal verstehen, wie viel es Gott kosten werde, sie zu vollenden. So haben sie sich die herrliche Erlösung, die sie verheißen durften, jedenfalls nicht gedacht, wie sie dann sich vollzog. Daß „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber,“ das haben sie früher nicht zu hoffen gewagt. Daß „Gott also die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahin gab,“ sie zu retten, und daß dies auch für den allmächtigen Gott der einzige Weg zur Rettung der Menschen war, — das konnten auch die erleuchtetsten Gottesmänner des Alten Bundes sich nicht denken. Jetzt, von der Ewigkeit aus, sind sie Zeugen der unbegreiflichen Liebe Gottes; jetzt erkennen sie die furchtbare Größe des Falles der Welt, jetzt schauen sie die ungeheure Veranstaltung Gottes zum Heile der Menschen; jetzt dürfen sie, anbetend, Zeugen des großen Opfers sein. Ach, hättest du, Elias, jetzt mit deiner himmlischen Erkenntnis nochmals auf die Erde, nochmals unter dein Volk zurückkehren können, wie hättest du dieses gefallene Volk gefaßt! Doch jetzt stand ein Größerer an deinem Platze, der weniger Geräusch macht, als du, und der doch mehr, der alles vollbringt. Mit welcher Ehrfurcht werden sie, Mose und Elias, diesen ihren Erlöser begrüßt haben! Mit welchem Staunen werden alle die seligen Gläubigen des Alten Bundes das Thun des Gottmenschen von der Ewigkeit aus geschaut haben!

Heute ist die Bedeutung des Sterbens Christi weltbekannt. Jedes Kind wird davon unterrichtet. Damals aber

war auf der ganzen, weiten Erde auch nicht ein Mensch, der sie verstand. Die edelsten Israeliten, die Apostel des Herrn, konnten bis zum letzten Augenblick den Gedanken an das Sterben ihres Herrn nicht begreifen. Es gehört zum größten, was man über den Heiland sagen kann, und es wird so selten erkannt, — daß er in den Tod gieng für Menschen, die dieses Opfer nicht begriffen, die es nicht wollten, die es nicht für nötig hielten, denen es Anstoß brachte. Nicht einmal in der ewigen Welt wurde es verstanden. Die Engel gelüftete es, in das Geheimnis der Erlösung zu schauen; aber sie haben es vor der Erfüllung nicht durchschaut. Auch die im Glauben an die verheißene Rettung Entschlafenen, wie Mose und Elias, ahnten nicht, daß nur durch das Sterben des Gottmenschen das Heil der Welt, auch ihr Heil bewirkt werden konnte. Die Verklärung auf Tabor brachte ihnen Licht. Dort erfuhren die Bewohner des Himmels wohl zum ersten mal, daß ihr König sein Leben, sein Blut für sie opfern müsse. Dort empfingen sie die erschütternde Erklärung zu der vorbildlichen, blutigen Opferordnung des Alten Bundes. Jesajas hat das Leiden Christi am klarsten geschaut und zum voraus beschrieben. Ob er es aber eben so klar verstanden hatte, wie wir es nach der Erfüllung verstehen, ist sehr zu bezweifeln. Seine Weissagung, diese herrliche Offenbarung, war ihm wohl selbst ein heiliges Räthsel. Wir müssen jedenfalls auf Tabor erkennen, daß Christi Sterben nicht bloß für die Lebenden, sondern auch für die vielen Millionen der Verstorbenen eine ewige, alles umfassende Bedeutung hat. Denn dadurch ist er geworden „zum Haupt, unter das alles verfaßt ist, beides im Himmel und auf Erden.“

Mose durfte einst das heilige, unwandelbare Gesetz Gottes den Menschen vermitteln. Gehalten aber hat er selbst es nicht, so aufrichtig er auch darnach strebte. Auch nach ihm hat nie ein einziger Mensch diesen heiligen Willen Gottes

erfüllt. Sollte aber Gottes Zorn von den Menschen abgewendet und sein väterliches Wohlgefallen ihnen wieder zugewendet werden, so mußte vor allem auf Erden sein heiliger Wille, wenn auch nur von Einem Menschen ganz erfüllt werden. Auf Tabor darf nun Mose den Mann begrüßen, der in seinem ganzen Leben alle Forderungen des Gesetzes vollkommen, dem tiefsten Sinne nach, erfüllt hatte. Noch mehr. Mose sprach einst das furchtbare Wort aus: „Verflucht sei, wer nicht hält alle Worte dieses Gesetzes!“ Dieser Fluch lastete noch auf allen Menschenkindern. Sollte allen Gottes Angesicht wieder zugewendet werden, so mußte der Fluch der Uebertretung, das Gericht Gottes, von ihnen abgewendet werden. Der heilige Menschensohn bietet sich an, ein Fluch zu werden für seine Brüder, ihr Gericht auf sich zu nehmen. Das bildete den Inhalt der Rede „von dem Ausgange, den er sollte erfüllen zu Jerusalem.“

Nachdem Christus so, vor den Zeugen des Himmels und der Erde, seinen Gehorsam bis zum Tode am Fluchholze ausgesprochen hatte, erscheint der heilige Gott selbst, um ihm für das tiefste, das ihm noch bevorstand, den höchsten Trost, die höchste Stärkung zu geben: „Dies ist mein Sohn, der Geliebte, auf dem mein Wohlgefallen ruht.“

Größeres als das konnte Gott nicht geben, denn damit gab er sich selbst, sein Vaterherz, seine Liebe, sein Alles. Größeres konnte auch der Herr, der Menschensohn, nicht begehren, und begehrte es nicht. Das aber begehrte er ganz, voll, unablässig. Das Wohlgefallen seines Vaters zu besitzen, war sein erstes, einziges Streben. All sein Thun gieng aus dieser Quelle hervor; jeder Schritt seines Lebens diente diesem Zwecke. Darum war ihm auch die Bestätigung, daß er es voll besitzt, ein Glück, ein Reichthum, ein Trost, dem nichts verglichen werden kann.

Ach, daß doch auch wir darin mehr und mehr dem Heilande nahe kämen. Auch für uns gibt es kein höheres Glück und keinen seligeren Trost, als der ist, wenn Gottes Wohlgefallen auf uns ruht. Ein wenig Nachdenken muß auch den Einfältigsten von dieser Wahrheit überzeugen. Unser Friede, unser Wohlsein, unser Gedeihen auf Erden, unsere Gesundheit, — mit einem Wort unser Glück — hängt nicht von uns und unserer Kunst ab. Es ist ein lügenhaftes, böses Sprichwort, daß jeder „seines Glückes Schmied“ sei. Nein, aber seines Unglücks Ursache ist jeder. Wenn ich aber auch durch meine Klugheit die größten irdischen Vorteile erreichte: den größten Reichtum, die höchste Ehre, die größte Macht, — wenn ich „die ganze Welt gewänne,“ und hätte über mir einen zürnenden Gott, dessen heiliges, richtendes Mißfallen auf mir ruhte; wäre ich nicht ein armer, elender, unglücklicher, gerichteter Thor? Was hat doch alles Wohlgefallen der Menschen, oder dein eigenes an dir, alles Lob, alle Gunst für einen Wert, wenn der allmächtige Gott dir zürnt? Und umgekehrt. „Ist Gott für mich, wer (und was) mag wider mich sein?“

Hab' ich das Haupt zum Freunde  
Und bin geliebt bei Gott;  
Was kann mir thun der Feinde  
Und Widersacher Rott?

In dem Maße, als Gottes Wohlgefallen durch Christum auf uns ruht, wird auch unser zeitliches und ewiges Glück sich vollenden. Möge daher Gottes Liebe, seine Güte, sein Wohlgefallen, seine Ehre immer mehr der Mittelpunkt unseres Denkens und Strebens werden!

Das Herrlichste aber in der Verkündung Christi ist die anschauliche Erklärung, die thatsächliche Voraus-Darstellung des Zweckes seines Leidens, nämlich: Die Wiederver-

einigung von Himmel und Erde, von Gott und Mensch zu ewiger, seliger Gemeinschaft; die Vollendung des gefallen Menschen zu himmlischer Herrlichkeit; die Wiederherstellung des Paradieses. — Dort auf Tabor war für eine Stunde Himmel und Erde vereinigt. Der heilige Menschensohn leuchtete „wie die Sonne“ in himmlischem Glanze. Himmlisches Wohlsein ergoß sich auf die Erde; das Kind war beim Vater. Der Zustand der ewigen Vollendung des Reiches Gottes war für einen Augenblick dargestellt in seiner Herrlichkeit, mit seinem Frieden, als Morgenrot der ewigen Verklärung der Welt, wie sie durch Christi Sterben geschehen wird. Freilich ist sein Tod der schmerzvolle Weg dazu, aber er ist auch die göttliche Garantie dafür.

Es werden uns in der heiligen Schrift viele köstliche Dinge gesagt von dem Lese der Seligen im Himmel, von dem Orte ihres ewigen Wohnens. Der neue Himmel und die neue Erde mit ihrer Herrlichkeit, Harmonie und Seligkeit sind uns geschildert mit Worten, denen die kühnste Phantasie Mühe hat zu folgen. Hier auf Tabor aber schauen wir ein Bild ohne Worte, eine Realität des Zustandes, der alles in sich schließt, was sonst gesagt ist, und der alles erklärt. Wer da wissen möchte, was einem seligen Gotteskinde in der Ewigkeit zu teil wird, was es sein, was es genießen wird, der vertiefe sich in den Vorgang auf dem Verklärungsberge, der schaue dort den Heiland an, der schmecke, was die Jünger empfinden. Wer da erfahren möchte, wie es in dem ewigen, vollendeten Reiche Gottes sein wird, der denke sich Labors Herrlichkeit und Wonne über die ganze weite Schöpfung ergossen, Himmel und Erde vereinigt, allen Erdenjammer abgethan, allen Mißklang des Lebens verbannt: und er hat das rechte Bild davon. Des Heilands Verklärung auf Tabor ist ein Vorschmack seiner ewigen



Verklärung nach vollbrachter Erlösung. Sie ist gewissermaßen die Salbung zu seinem ewigen Königtum. Freilich muß er sich sein Reich noch mit seinem Blute erkaufen; aber wie er sich hier dazu in heiliger Liebe dem Tode weihet, so weihet ihn Gott durch Verherrlichung zum ewigen Könige, dem „alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden;“ „dem ein Name gegeben, der über alle Namen ist.“ Diese ewige, alles Denken übersteigende Gottesherrlichkeit will er aber nicht allein besitzen, auch nicht etwa nur mit dem reinen Wesen des Himmels, den Engeln teilen, sondern er will sie uns, uns vor allen, schenken, uns, die er in unbegreiflicher Liebe geliebt, für die er blutend gestorben. „Vater ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebet, ehe die Welt gegründet war“ (Joh. 17, 24). „Dann werden die Gerechten leuchten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich“ (Matth. 13, 43). Kurz, die Verklärung Christi, wie wir oben sagten, gilt auch uns. Sie ist die feierliche, wesenhafte Voraus-Darstellung der ewigen Herrlichkeit derer, die Christo angehören, die gereinigt durch sein Blut ergreifen die Hoffnung des ewigen Lebens.

Wenn man nun von der Betrachtung dieser ewigen Dinge, der seligen Bestimmung des Menschen, seinen Blick wegwendet und das Leben und Treiben der Menschen, wie es einen umgibt, anschaut, so wird man mit tiefer Trauer und Wehmut erfüllt. Jedes einzelne Menschenherz ist für diese selige Gottesherrlichkeit geschaffen und dazu berufen. Jeder Mensch sucht auf seinem Wege dieses Glück; denn kein geringeres kann ihn befriedigen, kann sein Sehnen bleibend stillen. Bewußt oder unbewußt begehrt jedes für Gott geschaffene Herz ein volles, ungestörtes, bleibendes, ewiges Glück. Schon ziemlich alle Länder der Erde hat man entdeckt; schon viele schöne Dinge auf Erden erfunden;

aber noch hat niemand einen Ort oder einen Zustand gefunden, der das Glück bergte, das alle Menschen suchen. Auf Erden, in der Fremde, liegt es nicht. Ja, wenn einmal jemand die Wissenschaft erfände, die den Menschen ewig jung, ewig frei von Sorge, Kummer und Weh, ewig glücklich machen könnte; — wenn jemand die Insel entdeckte, wo man nur hingehen dürfte, um ewig allen Leiden ent-  
hoben zu sein: da würde jung und alt hinströmen, um, was immer es kostete, sein Glück zu machen. Aber aller Verstand der Verständigen, und wenn die Welt noch zehnmal gescheiter würde, als sie schon ist, wird dieses Land oder diese Kunst nicht entdecken. — Auf Erden liegt es nicht. — Aber da ist es doch. Gott hat kein Sehnen in des Menschen Herz gelegt, das er nicht stillen könnte, oder stillen wollte. Ich habe schon an anderem Orte gesagt, daß, wer Gottes Verheißungen über des Menschen Bestimmung anschaut und bedenkt, notwendig dahin kommen muß, daß er sich sagt: „Das ist es, was ich unbewußt suchte, was ich begehre; wenn mir das zu teil wird, dann bin ich glücklich.“ Die Offenbarung auf Tabor aber ist die größte und herrlichste Verheißung für uns. Sie zeigt uns unsere Verklärung.

## 5. Gelöste Rätsel.

Es ist dir ein lieber Mensch gestorben; deine Gedanken ziehen ihm nach und möchten gerne bei ihm weilen. Du weißt aber nicht, wie du dir seinen Zustand zu denken hast. Allerlei Fragen beschäftigen dich: schläft sein Geist bis zum Tage der Auferstehung, wie viele Menschen glauben, oder lebt er bei Gott? wo ist er? was thut er? denkt er auch an mich? sieht er mich und kennt er meine Umstände, meinen Schmerz? Kann er wohl unsichtbar um mich sein, oder ist er ganz von mir geschieden? Gibt es in der Ewigkeit

ein Wiedererkennen? — Wie oft tauchen solche Fragen auf! Jeder hat sie schon gehört oder selbst gehabt; und die Antworten werden verschieden gegeben, je nach der „Ansicht,“ die man hat. Meistens aber lautet die Antwort so, daß wir über den Zustand nach dem Tode überhaupt nichts wissen, und uns deshalb auch nicht damit beschäftigen sollten. Genug sei, daß unsere Verstorbenen dem Erdenjammer entronnen, und in „ihrer Ruhe“ seien. Die soll man ihnen nun gönnen.

Leichtsinnige Menschen, die Gründe und Stützen für ihren Unglauben suchen, die ein Interesse daran haben, daß der Ernst der Ewigkeit verdeckt bleibe, behaupten mit Vorliebe, daß man von der andern Welt besonders deswegen nichts wisse und wissen könne, weil noch keiner von den Toten wiedergekommen sei, um Aufschluß darüber zu geben. Wir wollen mit solchen Leuten nicht rechten; wir würden doch nicht viel bei ihnen ausrichten. Je wunderscheuer ein Mensch ist, je ungläubiger er sich den Wundern der heiligen Schrift gegenüberstellt, desto mehr begehrt er Wunder von Gott und meint, nichts glauben zu können, was ihm nicht besonders durch ein Wunder bewiesen sei. Auch der Einfältigste muß jedoch bekennen, daß es Gott viel zugemutet wäre, wenn er jedem gottlosen Menschen zulieb ein Wunder thun müßte, um seine Ausreden zu widerlegen. Würde mir ein „Toter“ erscheinen, so würde das mein Nachbar nicht glauben, sondern darüber lachen. Würde ihm einer erscheinen, so gieng es ihm beim andern Nachbar wieder so. Da müßte Gott jedem Menschen in jeder Generation wieder einen Mahner aus der Ewigkeit schicken. „Sie haben Mose und die Propheten,“ sagt der Herr, — die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift, — „glauben sie diesen nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten zu ihnen gieng.“

Einer wird jedenfalls, so wahr der heilige Gott lebt,

über kurz oder lang aus der Ewigkeit wiederkommen. Den werden dann alle sehen. Der wird auch alle Fragen endgültig beantworten. Freilich werden dann viele ihre Ausreden vergessen und, wie er selbst sagt, wünschen, daß die Berge über sie fielen, um sie zu decken.

Wir beabsichtigen nicht, alle oben aufgestellten Fragen einzeln zu beantworten; ein Blick auf Tabor sagt uns genug. Die heilige Schrift gibt uns zwar auch in vielen andern Stellen Blicke ins Jenseits. So besonders im Gleichnis vom reichen Manne und armen Lazarus, sowie in den großartigen Bildern der Offenbarung Johannis. Allein die meisten dieser Stellen werden dem gläubigen Volke unsicher gemacht durch verschiedene „Ansichten“ der Theologen. Das eine Mal heißt es: die Stelle bezieht sich nicht auf den gegenwärtigen Zustand der Verstorbenen, sondern auf den der Vollendung des Gottesreiches nach der Auferstehung; das andere Mal: das ist ein Gleichnis, auf das man keine sichere Lehre gründen kann. — Ich will dazu nur das bemerken, daß ich nicht glaube, daß der Herr irgendwie, sei es in Bildern oder Gleichnissen, Dinge anführte, die unsicher wären, die uns irre leiten könnten. Er kannte uns und traute uns nicht viel zu. Er hätte sicher das Bild aus der Ewigkeit in genanntem Gleichnisse weggelassen oder es anders gestaltet, wenn es nicht so in diesen wichtigen Zügen Wahrheit wäre. Das Gleichnis vom reichen Manne und armen Lazarus ist vielmehr eine barmherzige, wenn auch furchtbar ernste Antwort auf das Verlangen und Sehnen jedes Christen nach einigem Aufschluß über den Zustand nach dem Tode.

Doch wollen wir hier weder diese noch jene Stelle der heiligen Schrift erklären, noch auch eine ausführliche Lehre „über den Zustand nach dem Tode“ schreiben, sondern wir wollen nur nehmen, was uns die Verkörperung Christi, dieser reale Vorgang auf Tabor, nahelegt.

Und da sehen wir vor allem, daß Mose und Elias, auf Erden um tausend Jahre getrennt, in der Ewigkeit beisammen sind, leben und sich kennen. Die Ewigkeit scheidet die Menschen zunächst in zwei Lager: in Kinder des Lichtes und in Kinder der Finsternis. Allein sie einigt auch, die auf Erden in gleichem Glauben, in gleicher Arbeit, in gleichem Streben lebten, — auch wenn Länder und Meere sie trennten oder Jahrhunderte und Jahrtausende zwischen ihnen lagen. Der Prüfstein für alle ist und bleibt das Heil Gottes und ihre Stellung dazu. Die abgeschiedenen Menschen leben, wo immer ihr Los sie hinführt. „Denn Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.“ Ja ihr Leben, Denken, Fühlen, Erkennen wird unendlich viel freier, klarer, tiefer sein, nachdem sie die hemmende Hülle des kranken Leibes, dieses gebrechliche Organ des Geistes, abgelegt haben. Sie leben und denken. Sie denken auch rückwärts, wie der reiche Mann in der Qual. Alles liegt unendlich viel klarer vor ihnen, als das hienieden der Fall war. Wie ganz anders werden Mose und Elias ihr Volk, ihre irdische Arbeit, Gottes Verheißungen, die Sünde, Gottes Gnade und Liebe erkannt und beurteilt haben! Sie reden mit dem Heilande. Die Verstorbenen werden wohl auch unter sich reden; freilich wird es ein anderes Reden sein, als auf Erden geschieht. Unnütze Worte werden dort nicht mehr gehört. Der Ernst der Ewigkeit wird sie verbannen.

Auch die Jünger auf Tabor erkennen ohne weiteres den Mose und den Elias. Sie waren dort der ewigen Welt nahe gerückt und von ihrem Hauche berührt. Sie haben Mose und Elias nie im Fleische gesehen, und ebensowenig je ein Bild von ihnen. Hier aber erkennen sie dieselben sofort, vermöge einer himmlischen Erleuchtung, und möchten sie, die Friedensgestalten, festhalten, ihnen Hütten bauen. Daraus dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß



je näher, je inniger ein Mensch mit der Ewigkeit vertraut wird, desto freier, unmittelbarer werde sein Erkennen werden. In der Ewigkeit selbst aber wird unser Erkennen ein durch- aus volles, direktes, unmittelbares sein. Wer z. B. im Himmel den Luther sehen wird, wird nicht nötig haben zu fragen, wer diese Gestalt sei. Er wird ihn ganz unmittelbar erkennen. Um so mehr aber und um so sicherer wird jeder diejenigen wieder erkennen, die er auf Erden kannte und im Herrn liebte. Ja dort wirst du sie erst recht erkennen. Du wirst sie so erkennen, „wie du von Gott erkannt bist,“ d. h. ganz, tief, alles, ohne Täuschung, ohne Zweifel. Das Herz eines jeden, diese hienieden so verborgene Tiefe, wird dir offen liegen.

Wir sehen ferner Mose und Elias bei dem großen Werke der Erlösung eingreifen. Sie reden mit dem Heilande von seinen Leiden in Jerusalem. Daraus dürfen wir nun gewiß schließen, daß sie auch von dieser göttlichen Sendung auf die Erde ein heiliges, thätiges Interesse für die große Sache hatten, der sie einst auf Erden ihr Leben gewidmet. Ihr einstiger Lebensberuf galt ihrem Volke, mittelbar dem Heile der ganzen Welt. Darauf wird nun auch ihre Thätigkeit in der unsichtbaren Welt hauptsächlich sich bezogen haben. Wie wir uns diese Thätigkeit der Seligen näher zu denken haben, darüber gibt uns die heilige Schrift keine Anleitung. Daß aber bei ihnen thätige Teilnahme an der Ausführung der Heilsgedanken Gottes auf Erden eine Thatsache ist, dafür gibt uns der Vorgang auf Tabor einen sichtbaren Beweis. Oder sollte man wirklich annehmen müssen, daß dieses Eingreifen des Mose und Elias in das Erlösungsleben des Herrn auf Tabor ein Ausnahmingsfall sei? Gar, daß sie vorher und nachher sich der großen Sache nicht weiter annehmen dürften? Wir glauben es nicht. Wir glauben auf Grund dieser Thatsache vielmehr, daß jeder Mensch, der in seinem Erdenleben in engerem oder weiterem Kreise eine Arbeit für die Ewigkeit zu thun hatte

und that, auch nach seinem Eingange zum Herrn noch daran Anteil nimmt und etwa dafür bittet. Das Wort: „Sie ruhen von ihrer Arbeit,“ hindert uns an dieser Annahme nicht. Es sagt uns nur, daß die Seligen keine Arbeit der Unruhe mehr haben. Wenn „die Engel allzumal dienstbare Geister sind, ausgesandt zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit“: so läßt sich wohl denken, daß die seligen Menschen, die hier schon an dem Heile anderer zu arbeiten hatten, wie ein Vater oder eine Mutter an ihren Kindern, ein Lehrer, Pfarrer, Missionar, von der Ewigkeit aus sich derer auch noch annehmen dürfen oder können, die ihnen auf Erden so sehr am Herzen lagen. Müssen wir hier vieles auch unentschieden lassen, so geht doch sicher aus unserer Geschichte hervor, daß die Seligen mit Teilnahme auf den Gang und die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden blicken.

Wichtiger als diese Fragen ist für unser praktisches Christenleben das, daß uns Tabor einen Einblick gewährt in den innigen Zusammenhang zwischen Leiden und Verklärung, Last und Erquickung, Trübsal und Trost, Kampf und Stärkung.

Ob der Herr den letzten Gang nach Jerusalem antritt, wo die Leidenstaupe, vor der ihm so bange war, sich an ihm vollziehen sollte, wird ihm von seinem Vater diese außerordentliche Stärkung zu teil, die ihm ein Angeld des Sieges, ein Vorschmack der darauf folgenden ewigen Herrlichkeit war, und die ihn gewiß in den tiefsten Fluten des Leidens und der Anfechtung tröstete und erquickte, wie nichts anderes es vermocht hätte. Sie blieb das Licht, das ihm jene furchtbare Nacht auf Golgatha erhellte. Sie sagte ihm wieder und wieder: „Ich bin nicht allein, der Vater ist bei mir,“ auch als die Gerichtswolken ihm das Angesicht des Vaters verdeckten.

Auch in dem Leben der Gottesmänner des alten Bundes, eines Abraham, Jakob, Moſe, Elias, David, Jeremias und vieler andern läßt ſich dieſer Zuſammenhang erkennen. Ganz beſonders aber im Leben derer, die zunächſt in die Nachfolge des Herrn zu treten hatten — der Apoſtel. Sie werden wohl oft nachher von der köſtlichen Stunde, der himmliſchen Wonne auf Tabor miteinander geſprochen haben. Auch ſie wurden dadurch für die kommenden Tage geſtärkt. Sie ſollten ja bald ihren Herrn in den Händen ſeiner grim-migen Feinde ſehen, ſollten das furchtbare Geſchrei hören: „Sein Blut komme über uns und unfere Kinder.“ Sie ſollten ihn am Kreuze bluten, ſterben ſehen und den teuſ-liſchen Hohn ſeiner Feinde: „Biſt du Gottes Sohn, ſo ſteige herab vom Kreuze,“ mit anhören. — Bei keinem Apoſtel aber läßt ſich ſo wie bei Paulus das Verhältniß zwischen Leiden und Tröſtung erkennen. Paulus iſt ohne Zweifel der Menſch, der dem Herrn am ähnlichſten wurde, ſowohl in der Treue der Arbeit, als auch im Leiden und in der Verherrlichung. Keiner hat ſo Unerhörtes erlitten, keiner iſt durch ſo tiefe Leidensfluten gegangen, wie er. Keiner durfte auch ſo herrliche Tröſtungen erfahren, wie ſie ihm oft durch die ſichtbare Erſcheinung und den tröſtlichen Zuſpruch ſeines Herrn, ſowie durch Blicke in die ewige verklärte Welt zu theil wurden.

So iſt es nun aber auch in unſerem Leben. Und wie köſtlich iſt für uns dieſe Wahrheit! Nach dem Maße deiner Leiden werden dir auch göttliche Erquickungen, Tröſtungen, Stärkungen zu theil werden, wenn du in Jeſu Nachfolge ſtehſt, wenn du betend ſein Angeſicht ſuchſt.

Seitdem die Sünde auf Erden herrſcht und ihre Zerſtörungsmacht entfaltet, iſt auch das Leiden als bittere Bei-gabe in jedes Menſchenleben verflochten. Von altersher iſt die Erde ein Thränenthal. Kein Menſch geht über die Erde

ohne Trübsal und Schmerz. An diesem allgemeinen Lose nehmen auch die Christen, ja sie in besonderem Maße teil. „Wir müssen durch viel Trübsal ins Himmelreich eingehen.“ Die große Schar der Geretteten, die Johannes in der Offenbarung vor dem Throne Gottes stehend schaut, „sind gekommen aus großer Trübsal.“ Ausnahmslos sind also alle Menschen dieser finstern Macht, dem Leiden, unterworfen. Gott bahnt auch für seine liebsten Kinder keinen Nebenweg, der das Leiden umgehen würde. Der einzige Unterschied, den es unter den Leidenden gibt, ist der, — und das ist allerdings ein tiefer, — daß die einen „reichlich getröstet“ werden, während die andern ohne Trost, ohne wirkliche Erquickung, ohne Hoffnung seufzen. In jedes Christen Leben wird die Stärkung von oben immer nach dem Maße der Trübsal dargereicht. Ja der Herr gibt in seinem freundlichen Erbarmen seinen Kindern die Erquickung oft schon vorher, ehe er ihnen eine Last, ein Kreuz auflegt.

Das wollen wir uns zum Schlusse auch ganz besonders zu Herzen nehmen. Wir sind leidenschaftliche Menschen, ebenso leidenschaftlich als begierig nach seligen Erquickungsstunden. Diese möchten wir wohl oft, ja immer haben; aber dem Leiden, auf das sie uns vorbereiten sollen, möchten wir ausweichen. Und doch hängt auch in unserem Leben immer beides zusammen, und das eine ist im Verhältnis zum andern. Schenkt uns der Herr in der Wüste hienieden eine selige Taborstunde, wo er uns anblickt, uns anhaucht mit seinem Himmelsfrieden, uns seine Liebe, sein erbarmendes Wohlgefallen schmecken läßt: so wollen wir mit vollen Zügen trinken, uns stärken und daran gedenken, daß wir hintennach vielleicht „kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte durch die Wüste“ wandern, oder mit dem Herrn in dunkle Anfechtung nach Gethsemane gehen, oder auch ihm nach ein besonderes Kreuz auf den Berg Golgatha zu tragen haben werden. Je herrlicher die Erquickung war, desto ernster

wird die Prüfung sein. Doch wird die Anfechtung nicht größer, als der Trost ist. Es sei denn, daß wir den Trost nicht erkannt, nicht erfaßt oder verschlafen haben; dann freilich kann uns die Prüfung tiefe Wunden schlagen, wie einst dem Petrus in des Hohenpriesters Palast. „Darum wachet,“ sagt der Herr. Darum wollen wir das ernste und doch so erbarmungsvolle Thun unseres Herrn mit uns zu unserer Läuterung und Verherrlichung täglich mehr zu erkennen, zu ehren und zu preisen suchen.







## II.

# Bethanien. Niemenländische Todesweike Christi.

### I. Das fromme Haus.

**J**eder Mensch, der mit offenem Herzen über die Erde geht, findet Orte, die ihn besonders anziehen und andere, die ihn unheimlich anmuten. Es ist manchmal die Natur, die äußere Lage und Umgebung eines Ortes, die dem Gemüthe wohl thut, ihm einen freundlichen, friedlichen, frohen Eindruck macht, so daß der Mensch da gerne weilt oder sich oft noch nach Jahren dahin zurücksehnt. Je nach dem Charakter oder der Stimmung des Gemüthes kann eine Gegend den Menschen so fassen, so beeinflussen, daß er unmerklich ein anderer wird, als er vorher war. Traurigkeit, Kummer, Krankheit weichen, Friede und neues Vertrauen kehren wieder. Es ist eine tiefe Korrespondenz (Wechselwirkung) zwischen der Natur und des Menschen Geist. — Andere Orte sind derart, daß wir gerne rasch an ihnen vorüberreilen und nur ungerne an sie zurückdenken. Doch findet die Natur, mit ihrer Predigt von Gottes Güte und Liebe, nur selten bei den Menschen ein offenes Ohr und ein rein gestimmtes Gemüt. Wie manches Bächlein

murmelt umsonst seine sanfte Melodie; wie manches Blümlein blüht vergeblich am Wege; wie mancher Vogel singt sein frohes Lied tauben Ohren. Der Mensch, der König, dem es gilt, geht vorüber mit kaltem, verschlossenem Gemüthe, verschlossen in sein Leid und Weh, versunken in thörichte Lust und Freude. Ein gefallener König. — Und dennoch hat jeder Mensch auf Erden seine Lieblingsorte. Ist es nicht die Natur, die sie ihm schafft, so sind es Menschen oder Umstände, die sie ihm bereiten. Meistens ist es der Ort, wo unsere Wiege stand, wo die Mutterliebe unsere ersten Jahre verklärte, wo das Glück einer schuldlosen, frohen Kindheit uns lachte, wo die Sorgen und Kämpfe des Lebens uns noch in unbekannter Ferne lagen.

Auch der Heiland hatte sein Lieblingsplätzchen auf Erden. Doch war es bei ihm weder der Ort, wo er seine Kindheit verlebte, Nazareth, noch war es die Schönheit der Natur, um den galiläischen See, die seine Wahl bestimmte. Sein Lieblingsort war Bethanien. Nicht, weil er seine Heimat nicht geliebt, nicht weil er die Herrlichkeit der Natur verachtet hätte. Er hatte vielmehr für beides den tiefsten Sinn. Allein in Bethanien fand er, so weit es auf Erden für ihn möglich war, eine Heimat. Wir werden sehen warum.

Die evangelische Geschichte berichtet uns von einem Hause in Bethanien, von einem Familientreise, der aus drei Geschwistern bestand: Martha, Maria und Lazarus. Was uns von diesen Geschwistern im neuen Testamente gesagt ist, gehört unstreitig zum Schönsten dessen, was dort von Menschen berichtet wird. Es waren Menschen, die mit offenem Herzen des Herrn Herrlichkeit erkannten, die mit inniger Liebe sich ihm ergaben, die mit entschiedenem Glauben ihn als ihren Erlöser, als den Erfüller aller Gottesverheißungen erfaßten, und das so ganz, so tief, so innig, wie wohl sonst niemand in Israel. Darum heißt es auch von ihnen, was sonst in gleichem Sinne von keinem andern Menschen, den Apostel

Johannes ausgenommen, gesagt ist: „Jesus hatte Martha lieb und ihre Schwester und Lazarus.“ Und diese Liebe hatte er ihnen so offen bezeugt, daß sie die Auszeichnung, die ihnen damit zu theil wurde, wohl kannten. Denn bei dem Erkranken des Lazarus lassen die Schwestern dem Herrn sagen: „Herr, den du lieb hast, der liegt krank,“ und nach dessen Sterben sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Lazarus, unser Freund, schläft.“ Bei diesen seinen Liebsten Freunden kehrte der Herr oft ein. Wir wissen nicht, wie er sie kennen lernte, noch wann er zum erstenmal sie besuchte. Vielleicht hat er schon in seinem zwölften Jahre, als er zum erstenmal aufs Fest nach Jerusalem zog, ihre Bekanntschaft gemacht. Jedenfalls gieng er später nie an diesem lieben Hause vorbei, ohne einzukehren. In der letzten Woche vor seinem Leiden aber gieng er jeden Abend aus Jerusalem fort, um in Bethanien, unter dem Dache seiner treuesten Freunde, seine Nachtherberge zu suchen. Mit inniger Liebe wurde er stets hier erwartet. Seine Gegenwart war immer ein Fest für das glückliche Haus. Hier konnte er seine größte Wunderthat thun, konnte „die Herrlichkeit Gottes sehen“ lassen, so überwältigend wie sonst nirgends. Es ist mit einem Worte diejenige Familie, von der uns im Evangelium am meisten berichtet ist, die dem Herrn am nächsten stand, die ihm die liebste war, die er unter allen am meisten auszeichnete.

Da ist es wohl der Mühe wert, daß wir uns klar zu machen suchen, warum das so war; daß wir die Charaktere der einzelnen Glieder des Hauses uns ansehen; daß wir die verschiedenen lieblichen Züge des Verhältnisses zwischen ihnen und dem Herrn zusammensuchen, — uns zum Troste und zur Mahnung.

## 2. Die Freude des frommen Hauses.

Die Charaktereigentümlichkeiten eines Menschen treten im besondern hervor, wenn das Herz von hoher Freude bewegt oder von tiefem Leide gedrückt ist. Es sind uns gewiß nicht alle Besuche des Herrn in Bethanien berichtet. Diejenigen aber, die uns geschildert sind, geben uns eben durch die Ursachen der Freude und des Leides einen Blick in die Herzen und Eigentümlichkeiten der drei Personen, die Bethanien für alle Zeiten berühmt gemacht haben. In Lukas 10, 38—42 ist uns ein Besuch des Heilandes bei den Geschwistern in Bethanien erzählt. Es war ein freudiges Ereignis für sie. Es ist ganz unmöglich anzunehmen, daß das der erste Besuch des Herrn dort war. Als ein lieber Gast, dem alle Herzen freudig entgegenschlagen, für den das Beste kaum gut genug ist, wird er empfangen. Martha „hat viel Sorge und Mühe.“ Sie will ihrem Hause Ehre machen. Sie will ihren lieben Gast aufs höchste ehren. Sie kennt ihn. Sie weiß, daß ihm königliche Ehre gebührt. Von einem solchen Gast beehrt zu werden, scheint ihr das höchste Glück auf Erden zu sein. Ihn recht zu empfangen und zu bewirten, rechnet sie zur höchsten Ehre ihres Lebens. Das Beste, was sie besitzt, mit dem reinsten, edelsten Eifer bereitet, scheint ihr zu gering für den, dessen Herrlichkeit in armer Knechtsgestalt sie erkannt hatte. Sie wird nicht fertig, alle Gedanken ihres freudigen Herzens allein auszuführen. Sie möchte, daß Maria ihr zu Hilfe käme. Der liebe Bruder bleibt ja indessen bei dem teuren Gaste, ihn zu unterhalten. Mag der Herr sonst in seiner schweren Arbeit „mit wenigen Broden und ein paar Fischlein“ zufrieden sein müssen, heute, bei uns, seinen Freunden, soll er sich ausruhen, sich stärken und erquicken durch ein reiches Mahl. Doch Maria merkt ihrer Schwester Gedanken nicht, sie versteht nicht ihr Winken und Deuten, sie achtet nicht auf

ihr geschäftiges Laufen. Zu ihres Herrn Füßen sitzend und seinen holdseligen Worten lauschend, vergißt sie Essen, Trinken und Arbeit. Martha fühlt sich dadurch verlegt. Sie wendet sich an den Hausfreund, dessen Wort allen Autorität ist, daß er die Schwester an die Arbeit schicke. Aber siehe da, der Herr thut es nicht, lobt vielmehr Maria wegen ihres selbstvergessenden Hörens auf seine Worte und richtet den verlangten Tadel an Martha. „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe! Eins aber ist not. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.“

Diese Worte enthalten, wenn auch in der freundlichsten Form, einen wirklichen Tadel gegen Martha, dagegen ein hohes Lob für Maria. Was hat man nun aber nicht alles aus diesem Worte des Herrn schon herauslesen wollen! Wir wollen nicht all die Thorheit anführen, die von gläubigen und ungläubigen Predigern schon darüber vorgebracht wurde. Es gäbe einen dicken Band, wenn man alle Predigten und Erklärungen zusammenstellen wollte, die Martha als das Bild einer sorgenden, irdisch gesinnten Frau, Maria aber als Muster einer echten Jüngerin hinstellen, und die an dieser Geschichte Veranlassung nehmen, gegen den irdischen Sinn, den Sorgengeist, das Schaffen und Thun der Menschen zu eifern. Man muß doch recht oberflächlich in Gottes Wort hineinblicken und sehr bequem im Denken sein, wenn man in diesen Worten nichts anderes findet.

Martha war eine Jüngerin, eine der edelsten, begeistertsten Anhängerinnen des Heilandes. Der Herr hatte sie lieb, und sie liebte ihn wieder mit der innigsten, tiefsten Liebe. Ihr freudiges Schaffen galt dem Herrn; ihn wollte sie ehren, ihm ihre freudige Liebe beweisen. Sie war auch die erste Frau, die das herrliche Bekenntnis aussprach: „Herr, ich glaube, daß du bist Christus, der



Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist" (Joh. 11, 27). Dieses Bekenntnis vor der Auferweckung ihres Bruders bleibt ein ewiger Ruhm ihres tapferen, vorausseilenden Glaubens. Der Herr kannte auch ihr Herz wohl und sah, daß dort von irdischem Sinn wenig zu finden war. Ihm, dem Gottessohne in Knechtsgestalt, schlug ihr Herz entgegen, ihm diente sie mit heiligem Eifer, — darum liebte sie der Herr. Hätten wir nur viele solcher Martha's unter unsern christlichen Frauen, dann würden der eiteln Sorgen gewiß weniger sein, dagegen würde es in vielen Familien besser aussehen, ja man würde es allerwärts in der Christenheit und in der Heidenwelt spüren.

Spricht der Herr dennoch einen Tadel gegen sie aus, so müssen wir ihn eben auf diesem Boden zu verstehen suchen. Er tadelt seine beste Freundin. Und warum? Nicht, weil sie ihn freudig und festlich empfangen und bewirten will. Noch später nahm er ihr abermaliges Dienen ohne Tadel an. Das war eben ihre Art, ihr Glück, dem Herrn ihre Liebe zu beweisen und ihn zu ehren. Und darin hatte sie Recht und verdient Nachahmung von ihren christlichen Schwestern aller Zeiten. Daß aber Martha ihre Schwester, die anders geartet, in anderer Weise ihren Herrn liebte und ehrte, in ihre Art hineinziehen will; daß sie vergißt, daß der Herr gekommen war, „nicht, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene,“ daß er den Menschen diene mit etwas, das nur er bieten konnte, und das alle Menschen nötig haben; daß sie in Gefahr stand, über ihrem freudigen Dienen und Bieten das Nehmen und Empfangen von ihm — nicht etwa zu verachten, aber es in zweite Linie zu stellen: das muß der Herr freundlich an ihr rügen.

Und diese Rüge sollten sich viele Gotteskinder unserer Zeit wieder außs neue zu Herzen nehmen. Wenn man „von Christo ergriffen“ worden ist und ihn wieder im

Glauben ergriffen hat; wenn man in seiner erbarmenden Liebe Frieden und Ruhe für das arme, ruhelose Herz gefunden: da ist es ja unsere Pflicht und zugleich unser Glück, dem Herrn unsere dankbare Liebe durch freudiges Schaffen für ihn und seine Sache zu beweisen. Aber wie leicht kommt das Herz dabei in ein unruhiges Stürmen und Laufen hinein und vergißt die erste, wichtigste Arbeit: das tägliche Sitzen zu Jesu Füßen, und das Nehmen und Anziehen neuer Kräfte aus seiner Gottesfülle. Wer hat nicht schon bei sich diese Erfahrung gemacht! Dadurch aber wird das Herz leer, oft müde; die freudige Begeisterung ist bald aufgezehrt, das Unternommene wird einem zu viel, man ärgert sich leicht über andere, die einen allein machen lassen, klagt sie gar als träge Christen an, die kein Herz haben für Christum und seine Sache, weil sie nicht mitrennen, und merkt nicht, daß man nur die innere Ruhe und Kraft verloren hat durch Mangel an stillem, persönlichem Umgang mit dem Herrn.

Vollends aber verdient der Christ den Tadel des Herrn, der da meint, nur seine Art sei die rechte, nur nach seiner Weise werde der Herr geehrt. Es gibt ja Christen, welche die Gabe haben, überall und immer für ihren Herrn geschäftig zu sein. Sie können jeden anpacken, können in der Eisenbahn Traktate austheilen, im Hotel, am Fremdentisch mit dem ersten besten Nachbar ein christliches Gespräch anknüpfen u. s. w. Es ist das ja gewiß eine schöne Gabe. Aber nicht jeder hat sie. Es gibt andere Christen, die es nicht weniger treu meinen mit ihrem Herrn, die aber nicht im Stande sind, sich öffentlich so bemerklich zu machen. Ich kenne einen, der nie mehr innerlich angetrieben wird zu beständigem verborgenem Seufzen und Flehen, als wenn er in der Eisenbahn oder unter fremden Menschen am Hotelisch sitzt. Das geht selbst so weit, daß es ihm oft leid ist, wenn er einen Bekannten trifft oder von jemand angerebet

und in ein Gespräch gezogen wird. — Ganz besonders ist es die Art der jungen, neuerweckten Christen, daß sie leicht in ein äußerliches geschäftiges Treiben hineingeraten, das ihrem inneren Wachstum schadet. Ihnen ist dann auch selten ein anderer, älterer Christ eifrig genug. Wie viel werden besonders die gläubigen Pfarrer von solchen Christen getadelt, daß sie nicht beständig etwas Neues erfinden, nicht stets rennen, laufen und stürmen!

Eins ist not, sagt der Herr. Eins ist das nötigste, das erste, das wichtigste, das beste für alle Menschen, alle Tage wieder. Das ist, was Maria dort that: Jesu Worte in sich aufnehmen, sich täglich selbst vom Herrn und seinem Worte füllen, sättigen, weihen, beglücken, heiligen lassen. Das kann durch nichts anderes ersetzt werden. Wer es da mangeln läßt, der leidet Schaden, der verdient und empfängt Tadel vom Herrn. Denn der Herr tadelt, die er liebt, wenn sie es bedürfen.

Dieses Eine, das am nötigsten ist, gibt dann auch erst allen andern Liebesbeweisen und Herzensbegeisterungen den rechten Wert und die rechte Weihe.

Glückliches Haus in Bethanien! Obwohl du äußerlich längst zerfallen bist, stehst du doch noch im Geiste da und predigst allen Häusern der Erde von Freude und Friede, von Heil und Segen. Möchte es doch solch glücklicher Häuser bald wieder mehr geben, wo die größte Freude die ist, daß Christus der Hausfreund geworden, wo alle Herzen auf ihn gerichtet, ihm leben, ihm dienen, ihn ehren, ihn lieben und in seiner Liebe ihr Glück finden. Da artet dann die Freude nicht aus; da kommen quälende Sorgen nicht auf; da wird auch Mühe und Arbeit zur Lust; da gereicht selbst Krankheit und Tod zum Lobe und zur Verherrlichung Gottes.

### 5. Das fromme Haus in Todesleid.

Um die liebe Familie in Bethanien ganz kennen zu lernen, müssen wir sie noch in der schweren Prüfung, die Krankheit und Todesweh über sie brachte, kurz anschauen. Da werden wir auch erkennen, wie die getadelte Martha an innerem Leben und Glaubensadel ihrer Schwester Maria nicht nur nicht nachstand, sondern sie eher überholte.

Von Lazarus ist uns wenig berichtet. Ueber seinen Charakter wissen wir nichts. Erst durch seine Auferweckung tritt er in den Vordergrund, damit aber auch in einer Weise, die alles andere Große der evangelischen Geschichte fast in den Schatten stellt. Wenn es aber heißt: Jesus liebte ihn, wie seine Schwestern, wenn Jesus ihn seinen Freund nennt, so ist damit so vieles und so großes über ihn gesagt, daß man alles Weitere entbehren kann. Eine herrlichere Charakteristik läßt sich nicht denken. Edleres und Schöneres kann man von keinem Menschen sagen.

Es muß wohl etwas außerordentlich Liebenswürdigen in den Herzen jener drei Geschwister gelegen haben, wenn der Heiland ihnen seine Liebe, seine besondere Freundschaft schenkte. Wohl liebt er ja alle Menschen mit der Liebe des Erbarmens, die ihre Rettung sucht. Doch hier handelt es sich nicht um diese rettende Sünderliebe. Diese Geschwister liebte er mit der Liebe des Freundes. Bei ihnen war, wie schon gesagt, seine irdische Heimat. Damit sind sie fast über den Kreis der Zwölfe gestellt. Denn erst am Ende, vor seinem Leiden konnte der Herr auch seinen Jüngern sagen: „Ihr seid meine Freunde,“ und dann nur mit der Bedingung: „so ihr thut, was ich euch gebiete.“ Diese Bedingung wurde in Bethanien von vorneherein erfüllt.

Wir sprechen oft von unserer Liebe zum Herrn. Und es ist ja gewiß etwas Großes, wenn ein Mensch aufrichtig

mit Petrus sagen kann: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Wir sollten uns aber doch auch zuweilen fragen, ob der Herr uns ebenfalls liebe, uns lieben könne mit der Liebe des Freundes, mit dem Wohlgefallen seiner Gnade. Dazu gehört von unserer Seite ein herzlicher Gehorsam gegen sein Wort und seinen heiligen Willen, ein offenes Herz für seine Herrlichkeit und Gnade, ein reines geheiligtcs Herz, dem seine Liebe über alles geht. Wir können uns des Herrn Liebe nicht verdienen durch unser Gutsein; aber wir können sie verscherzen, uns ihrer unwürdig machen durch unser Bösesein. — Glückliche der Mensch, der über die Erde geht mit der köstlichen Gewißheit im Herzen: „Der Herr liebt mich.“ Wohl dem Hause, wo Vater und Mutter, Brüder und Schwestern in dem Bewußtsein stehen, daß der Herr sie alle liebt, wo eines für das andere beten kann: „Herr, den du lieb hast,“ der bedarf deiner jetzt. Trübsal und Traurigkeit mag sich da wohl auch einstellen, aber da wird auch immer wieder die „Herrlichkeit Gottes geschaut.“ Jedenfalls wird die Ewigkeit uns offenbaren, daß es im Himmel und auf Erden keinen größeren Ehrentitel gibt, als den, der Liebe und Freundschaft des Sohnes Gottes gewürdigt zu sein. Dieses höchste Ziel steht jedem zu erreichen offen, dem Manne wie der Frau, dem Jüngling wie der Jungfrau, dem Vornehmen und Reichen, wie dem Geringen und Armen; man braucht dazu nicht Apostel zu sein.

Man könnte fragen, warum Lazarus, dieser edelste unter den Männern Israels, dieser Freund des Gottessohnes, nicht zum Apostel berufen wurde. Und wer weiß, ob er nicht in jener Nacht des Gebets, vor der Apostelwahl, ein Gegenstand des Redens zwischen dem Heilande und seinem Vater war? Jedenfalls sollte der Herr an ihm verherrlicht werden, wenn auch nicht durch seinen Dienst als Apostel. Der Herr kann und will und wird sich verherrlichen an jedem



Menschen, welchen Beruf er haben mag, wenn er sein Freund ist. Nicht was wir dem Amte oder dem Berufe nach sind, nicht welche Mittel und Gaben wir besitzen und in unsere Arbeit bringen, sondern was wir im tiefsten Herzen vor dem Herrn und für ihn sind — das gibt den Ausschlag.

---

Auch zu dieser herrlichen Familie, in diese Hütte des Friedens findet die Trübsal ihren Weg. Nicht ihr häusliches Glück, nicht ihre Frömmigkeit, nicht die Liebe und Freundschaft des Heilandes kann sie davor bewahren. Sazarus wird schwer krank. In wenigen Tagen wird aus der frohesten und glücklichsten Familie, die je auf Erden wohnte, ein Haus voll Sorgen, voll Bangigkeit, voll bitterer Schmerzen. Wo bisher Davids Psalmen mit hoher Begeisterung gesungen, Gottes Lob mit dankbarer Rührung verkündet wurde, da ist in wenig Tagen angstvolles Seufzen, bittere Thränen, Todesleid und Todesweh an die Stelle getreten. Der lieblichste Garten ist wie durch Gewittersturm verwüstet; hier ein schöner Baum zerbrochen, dort die herrlichsten Blumen geknickt.

O arme Erde! O elende Menschheit! Wie bist du geplagt, geschlagen in deinem unsichern, hilflosen Dasein. Daß du noch leben magst; daß du noch den Mut hast, dir auf Erden eine Hütte zu bauen, auf Wohlsein zu hoffen, um ein Glück zu arbeiten! Daß dich die trostlose Nichtigkeit alles Irdischen noch nicht in Verzweiflung — oder zu deinem Gott geführt hat! „Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben.“ „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Fleisches wie des Grases Blume.“ Seitdem die Sünde in der Welt ist mit ihrem „Solde,“ dem Tode und dieser mit seinem furchtbaren Gefolge von Krankheit, Schmerzen und Kengsten, seitdem ist auch die Erde ein Thränenthal, ein trauriger, unheimlicher Ort.

Friede, Freude, Glück sind weggenommen oder finden sich nur für einige Augenblicke, um den Schmerz, der sie verdrängt, noch bitterer, noch fühlbarer zu machen. Die Menschheit ist namenlos unglücklich, und das unglücklichste ist, daß sie ihr Unglück nicht einsieht.

Ich erinnere mich nicht mehr, welcher gescheite Narr zuerst die Dummheit aussprach, die seither von vielen „Denkern“ wiederholt wurde, daß die Wunder der heiligen Schrift die Naturgesetze durchbrechen würden, wenn sie wahr wären, daß sie also nicht wahr sein könnten. — Wie denn? Wenn Jesus Kranke gesund macht, durchbricht er da ein Naturgesetz? Ist Krankheit ein Naturgesetz? Jeder Kranke, auch der gelehrte Professor, wenn ihm übel ist, protestiert dagegen. Gesundheit ist unser Naturgesetz, das fühlt jeder; Krankheit aber ist die Durchbrechung dieses Gesetzes, das wir alle bleibend begehren. Ist der Tod ein Naturgesetz? Jeder Sterbende protestiert dagegen. Das Leben ist unser Naturgesetz; denn zum Leben sind wir geschaffen, und Leben begehrt alles Lebendige. Der Tod ist eine Durchbrechung dieses Gesetzes und unter diesem Bruch seufzen alle Geschöpfe der Erde. Einen solchen Arzt, einen solchen Helfer brauchen wir, der uns ewiges Leben mit ewiger Gesundheit geben, der den Tod, diesen furchtbaren Feind der Menschheit, aufheben kann. Einen solchen müßten wir von Gott verlangen, wenn er noch nicht da wäre. Und wer in seinem Erdenjammer diesen Retter nicht ergreift, der ist ein Thor; wer aber andere von ihm abhält, ist ein Verbrecher, und wer der Menschheit nach vieltausendjährigem Jammer und Hilfesuchen noch von allerlei anderen Rettungsmitteln reden kann, der ist ein Verführer. Es gehört ja gewiß wenig Geistesgröße dazu, im behaglichen Studierzimmer zu philosophieren, daß diese Welt die denkbar beste sei, weil

sie eben so sei, wie sie ist. Dorthin dringt ja keiner der erschütternden Sterbeseufzer, die stündlich von mehr als dreitausend Menschen ausgehaucht werden. Wer sich keine bessere Welt denken kann, als die unsrige, dem sollte man das Philosophieren verbieten; der verdient nicht, auf der trostbedürftigen Erde sein herzloses Wesen weiterführen zu dürfen.

Größeres als der Heiland hat nie jemand auf Erden gethan, Größeres hat nie jemand verheißen, einen nachhaltigeren Einfluß auf die Menschheit hat nie jemand ausgeübt, das erkennen heute alle Menschen an. Aber dennoch wollen die meisten gar nichts von ihm hören, wollen viele ihn nach ihrer thörichten Weisheit Einsfall nur halb gelten lassen. Und doch weiß niemand Rat noch Hilfe. Die Räthsel des Lebens bleiben ohne ihn ungelöst; der furchtbare Feind, der Tod, mit seinem ganzen Heer, steht unsiegt. Ohne Hoffnung ringt der Mensch mit übermenschlicher Macht und stößt die einzige Retterhand, die sich ihm bietet, weg, weil sie von oben, vom Heiligtume Gottes aus sich darbietet und nicht aus den Reihen der eiteln, nichtigen, hochmütigen Menschen stammt. Noch wenige Jahre, und auch unsere aufgeblasene Generation wird trotz ihrem Größenswahn von dem alten, finstern Feinde, der niemanden Pardon gibt, hingewürgt sein. Dann, in der Ewigkeit, wird sie allerdings nüchtern werden und klar sehen. Wohl allen, die dann Den kennen und Lieben gelernt haben, der eben doch „die Auferstehung und das Leben ist.“ Er wird der „Letzte überm Staube“ sein.

---

Die edlen Schwestern in Bethanien nehmen in ihrer Angst ihre Zuflucht zu ihm, dem Helfer, von Gott gesandt. Die Feindschaft der Juden hat ihn zwar aus ihrer Nähe vertrieben, allein auch in der Ferne bleibt er ihre Hoffnung. Sie schicken ihm Botschaft: „Herr, den du lieb hast,

der liegt krank.“ Keine Bitte, daß er kommen möge, wagen sie auszusprechen. Wie gerne hätten sie ihn besonders jetzt bei sich gesehen! Doch sie kennen seine Arbeit und sie kennen ihn selbst. Die Mitteilung, daß sein Freund erkrankt sei, genügt. Wissen muß er es, er zuerst; aber das ist dann auch genug. Wie könnte er auch anders, als dem Liebling zu Hilfe eilen? Wie könnte er die lieben Freundinnen in Sorge lassen? Wo ist der Arzt, der nicht dem Freunde zueilt, wenn er ihn braucht? Mögen Fremdlinge, die in Not sind und vertrauensvoll seine Hilfe begehren, rufen: „Herr, erbarme dich meiner,“ — seinen Freunden geziemt eine andere Sprache. Diese Sprache hatte der Heiland sie gelehrt. „Euer Vater weiß, was ihr bedürftet, ehe denn ihr ihn bittet.“ Diese Botschaft der Schwestern ehrt sie und ihr Vertrauen in dem Herrn eben so sehr, als den Herrn selbst. Ihr Vertrauen soll nicht zu Schanden werden. Freilich wird es noch auf eine harte Probe gestellt; aber nur um desto herrlicher gekrönt zu werden. „Keiner wird zu Schanden, der seiner harret.“ Möge auch uns der treue Herr mehr und mehr ein solch unerschütterliches Vertrauen in seine Liebe und Güte schenken! Möge er besonders uns mehr und mehr zu seinen Freunden, zu „Kindern unseres Vaters“ machen. Denn darin liegt am Ende das ganze Geheimniß.

Der Herr erkannte alsbald, als er diese Nachricht empfing, zweierlei: einmal, daß seine geliebten Freunde in eine furchtbare Prüfung geworfen würden; und dann, daß an ihnen „der Sohn Gottes“ seine größte Verherrlichung feiern dürfe. Eine Erklärung zum voraus geben konnte er nicht. Aber ein Wort, das in die Prüfung hineinleuchte und Hoffnung gebe, das durfte, das mußte er sagen. Er sah die Todesnacht über das geliebte Haus hereinbrechen; nur er sah auch schon die Gottesherrlichkeit hernach über ihm aufgehen. In dieser dunklen Nacht sollte seinen Lieben

ein Stern leuchten, der sie tröste — sein Wort. Darum ließ er ihnen eine Antwort sagen, die an Schönheit und Herrlichkeit, an göttlicher Erbarmung kaum ihresgleichen hat. „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern daß der Sohn Gottes dadurch verherrlicht werde.“ Viel tausend weinende Gotteskinder haben sich seither damit getröstet, erquickt und die Thränen getrocknet. Diese Antwort war wahr. Denn unser Herr tröstet nicht mit leeren Worten. Der Verlauf, das Ende zeigte, daß die Wahrheit nicht wahrer, voller, herrlicher und keuscher gegeben werden konnte. Sie war trostvoll, denn die lieben Geschwister erkannten daraus klar zwei Dinge, die ihnen gleich wertvoll waren: einmal, daß sie noch nicht durch den Tod getrennt werden sollten, und dann, daß sie mit ihrer Trübsal den Sohn Gottes verherrlichen durften. Beides war ihnen das höchste, was sie auf Erden begehrten. Wie wunderbar kommt doch der Herr den Wünschen seiner Lieben entgegen, sowohl durch Freude als durch Leid. Wenn ihr Verlangen ihnen heilsam und mit Gottes Willen übereinstimmend ist, so wird es erfüllt über Bitten und Verstehen.

„Nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung des Schnees Gottes!“ Möchte doch der Herr Einen erwecken, der dieses ewig herrliche Wort von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt trüge und es wieder mit Macht in die Reihen der traurigen Christen hineinriefe! Deine Krankheit, deine Armut, deine Verluste, deine Sorgen, dein Hauskreuz, deine Berufsnöten, all deine Trübsale, welchen Namen, welchen Ursprung sie haben mögen: sie sind nicht zum Tode, sondern daß der Sohn Gottes dadurch verherrlicht werde, — und auch du. Sage und klage nur dem Herrn deine Sache, harre und warte nur im Glauben auf sein Thun, und du wirst „die Herrlichkeit Gottes sehen.“

Wie werden die treuen Schwestern bei dieser Antwort aufgethat, wie werden sie von Stunde zu Stunde die

Besserung ihres lieben Bruders erwartet haben! Aber siehe da, der Kranke wird sichtlich schlimmer. Er stirbt. — „Und Jesus blieb noch zwei Tage an dem Orte, da er war. Danach spricht er zu seinen Jüngern: „Zazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, daß ich ihn auferwecke.“

Es sind uns in der heiligen Schrift viele schwere Glaubensprüfungen an frommen Menschen erzählt. Außer dem Abraham, dem Vater der Gläubigen, wurde aber wohl niemanden eine schwerere Prüfung auferlegt, als hier den Schwestern in Bethanien. Abraham hatte das Gotteswort: „In Isaak soll dir der Same genannt werden.“ Und dann bekam er den Befehl: „Gehe und schlachte deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn zum Brandopfer.“ Abraham kannte seinen treuen Gott schon genug, daß er glaubte, Gott kann auch wohl von den Toten erwecken“ (Hebr. 11, 19). Allein jene große Verheißung und dann der schwere Befehl, — das waren doch zwei sich scheinbar sehr widersprechende Gottesworte, die nur der Glaube vereinigen konnte. Und so standen sich bei den Schwestern des Lazarus gegenüber das Wort: „Die Krankheit ist nicht zum Tode,“ — und die Thatsache: „Herr, er riechet schon, denn er ist schon vier Tage gelegen.“ Doch auch hier bricht der Glaube durch in Marthas Wort: „Ich weiß auch, daß was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.“ Immerhin hat Abraham seine Probe besser bestanden, als die beiden Schwestern. Dort war ruhiger, fester Glaubensgang; hier viel Wanken, Schmerz und Thränen. Freilich, hätten sie den Ausgang klar voraus gewußt, so hätten sie nicht geweint, nicht gezweifelt, sondern gelobt und gedankt. Daß es nicht so war, kam daher, daß sie dem Worte des Gottessohnes noch nicht vollen, unbedingten Glauben schenkten gegen alles menschliche Sehen und Erfahren. Der wirkliche echte, ganz ausgeborene Glaube ist und bleibt eben „eine gewisse Zuversicht (Grundlage Gr.) des, das man hofft, und eine



Ueberzeugung von Dingen, die man nicht sieht.“ Immerhin konnte der Herr diesen seinen liebsten Freunden die größte Glaubensprobe zumuten, und sie haben sie bestanden.

Ich darf hier nicht alle meine Gedanken, die mir über diesen Gegenstand kommen, anführen. Ich möchte nicht zu lange hier verweilen. Nur das darf hier nicht verschwiegen werden, daß wo Glaube ist, da Prüfung kommt; daß die Prüfung sich stets nach dem Glauben gestaltet; je stärker der Glaube, desto schwerer die Probe. Je nach der bestanden Prüfung gestaltet sich die Verherrlichung des Herrn an uns, die unseres Lebens höchstes Ziel sein soll. Nicht zunächst durch unser Reden und Thun wird der Herr geehrt, sondern vor allem durch ein geprüftes und ein bewährtes Glaubensleben. Wo aber in einem Christenleben ernste Prüfungen ausbleiben, da ist es nicht ein Beweis von besonderer „freundlicher Führung“ des Herrn, sondern eher ein Zeichen der Kindheit, ja der Schwäche des Glaubens. Kindern legt man keine schwere Last auf. Ein wirklicher, männlicher Glaube bleibt nicht ungeprüft. Zweck der Prüfung ist zunächst des Herrn Verherrlichung, dann aber auch Stärkung, Wachstum und Trost fürs eigene Herz. „Wer mich ehrt, den will ich wieder ehren,“ spricht der Herr.

---

„Alle Trübsal, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein. Aber hernach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind.“ „Gure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden.“ Wie viel Traurigkeit hat der Herr schon in Freude verwandelt! Bethanien bleibt ein ewiges Denkmal der Liebe des Herrn zu den Seinen, seiner innigen Teilnahme an ihrem Ergehen, seines tiefen Mitleides mit ihren Sorgen, Kümmernissen, Schmerzen und Thränen. Möchte doch der Trost, der sich bis heute von Bethanien ergießt,

mehr offene Herzen, mehr Vertrauen und Glauben finden! Seit Jahrtausenden wird von gläubigen Menschen die Güte des Herrn gerühmt. Der Herr selbst predigte schon vor viertausend Jahren von sich, daß er sei „barmherzig und gnädig und geduldig, und von großer Güte und Treue“ (2 Moſe 34, 5—7). Wie ergreifend ſchlägt David in ſeine Harfe, wenn er ſich an ſeines Gottes Güte erinnert, die er äußerlich und innerlich ſo überwältigend erfahren hatte. Wie gerührt haben ſie bis in unſere Zeit herein unſere frommen Dichter beſungen. Und dennoch findet ſie bei den meiſten Menſchen keinen Glauben. Man denke ſich doch einmal einen Menſchen, deſſen Reichthum unerſchöpflich und deſſen Güte ſeit Jahren über Länder und Meere bekannt und berühmt wäre; der keinen Unglücklichen, keinen Hilfesuchenden wegwies; von dem in allen Ländern Tauſende rühmten, daß er ihnen geholfen, ſie aus der Noth errettet hätte: wie würde der Mann angelauſen, geplagt, beſtürmt werden; wie würde Tag und Nacht ſein Haus von „Glenden“ umlagert ſein! Selbſt dann, wenn dieſer Mann „ſeine Eigenheit“ hätte, ſo daß er nur ſolchen Leuten hülfe, die in ihrem Lebenswandel gewiſſe Bedingungen erfüllten. Wie würden ihm die Leute zu Gefallen leben; wie würden ſie trachten, bei ihm gut angeſchrieben zu ſein, mit gutem Zeugniß vor ihm zu erſcheinen! — Und unſer Gott, deſſen Güte die Erde füllt, deſſen Ruhm von Millionen aller Zeiten und aller Völker beſungen wurde: wie ſelten findet er ganzes Vertrauen unter den armen, hilfsbedürftigen Menſchen! Der erſte beſte Menſch, der doch „arg“ iſt, wenn ſeine Güte nur den zehnten Theil des Ruhms genießt, den Gottes Güte ſchon empfieng: er würde hundertmal mehr Vertrauen ernten, als der ewig treue Gott.

O armes Menſchenherz! O du barmherziger, geduldiger Gott, wie langmüthig trägſt du uns verkehrte Geſchöpfe!

Lazarus mußte nach seiner Auferweckung noch einmal sterben. Um dieses zweimalige Sterben wird ihn wohl niemand beneiden. Fällt doch das eine Mal den meisten Menschen so überaus schwer. Ich denke mir aber, daß beim zweiten Abschied des Lazarus von der Erde keine so schmerzlichen Thränen mehr geweint wurden, wie das erste Mal. Nachdem die edlen Freunde die Auferstehung und Himmelfahrt ihres Herrn miterlebt hatten; nachdem sie aus seinem Munde die herrlichen Worte gehört: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater,“ „ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten, und ich will wieder kommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin,“ — da konnten sie nicht mehr am Erdenleben hängen. Gewiß hatten sie von da an täglich „Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein.“ Und wenn auch beim Scheiden des einen der Trennungsschmerz sich geltend machte, so war doch gewiß bei den Zurückbleibenden der Grundton des Herzens ein Loben und Danken, — ein vertieftes Heimweh nach dem seligen Vaterhause des Herrn. Möchte doch das Evangelium mit seiner ewigen Predigt von Leben und Friede, von Heimat und Seligkeit auch unsere Trauerhäuser erhellen und uns lehren, unser und der Unsrigen Leben und Sterben mehr vom Standpunkte der Ewigkeit aus anzusehen und zu würdigen! Da würde gewiß vielen vieles anders erscheinen. Das Leben würde ein leichteres und das Sterben ein froheres.

Doch wir brechen diese Gedanken ab, um nochmals den Herrn nach Bethanien zu begleiten. Wir betrachten noch:

#### 4. Die ahnungsvolle Salbung.

Wir können uns kaum vorstellen, welchen Wiederhall die erstaunliche Wunderthat der Auferweckung des Lazarus im ganzen Lande, besonders in dem nahen Jerusalem gefunden

hat. „Da erfuhr viel Volks der Juden, daß er daselbst war und kamen nicht um Jesu willen allein, sondern daß sie auch Lazarus sähen, welchen er von den Toten erweckt hatte.“ Bethanien wurde ein Wallfahrtsort der Juden. Natürlich, es wäre in unserer Zeit nicht anders. Mancher, — und nicht bloß mancher Engländer — würde heute aus Europa nach Palästina und Bethanien eilen, wenn er den auferweckten Lazarus dort träfe. Jesus aber wich von dem Dorfe abermals, bis zum Anbruche des nahen Osterfestes. Diese That sollte allein ihre Wirkung thun. Damit war die Herrlichkeit der Geister Sonne in ihrem höchsten Glanze hervorgetreten. Vom Grabe des Lazarus an geht sie dann dem Sonnenuntergange zu. Lazarus steigt aus dem Grabe, um gewissermaßen dem Lebensfürsten Platz zu machen. Doch das leere Grab des Lazarus ist zugleich eine triumphierende Weissagung davon, daß auch Jesu Grab sich rasch wieder leeren wird. Ja es ist eine Weissagung über alle Gräber der Gerechten: „der Tod ist verschlungen in den Sieg.“ Kein Grab darf mehr seine thränenvolle Beute behalten, der Lebensfürst entreißt sie ihnen allen!

Ein Ahnen davon hat auch das Volk der Juden durchschauert. Die Begeisterung seiner Freunde stieg aufs höchste und bricht aus beim Einzug des Herrn in Jerusalem mit dem Jubelruf: „Gelobet sei, der da kommt; Hosannah dem Sohne Davids.“ Viele bis dahin Unentschiedene brachte die Wunderthat zum Glauben. „Viele der Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus that, glaubten an ihn. — Etliche aber von ihnen gingen hin zu den Pharisäern und sagten ihnen, was Jesus gethan hatte.“ Freilich, die Feindschaft, der Geist der Finsternis, nahm auch daran Veranlassung, den Mordgedanken gegen den Herrn zur Reife zu bringen. Die Hohenpriester und Ältesten versammeln sich, sie wählen, sie bestimmen das Opferlamm. „Es ist uns besser, Ein Mensch sterbe für das Volk.“ Nun macht sich

auch „das Lamm Gottes“ auf den Weg, freiwillig der Opferstätte entgegen! In Bethanien soll ihm noch eine Erquickung zu teil werden.

Die lieben Freunde in Bethanien merkten nichts von dem schauerlichen Plane, der gegen das Leben ihres Herrn beschlossen ist. Sie erwarteten jedenfalls seinen Besuch vor dem Feste. Er kommt, sechs Tage vor Ostern. Mit Freuden wird ihm ein Festmahl bereitet. Doch diesmal will Simon, der geheilte Aussätige, das Glück haben, den Herrn bewirten zu dürfen. Beide Familien vereinigten sich in neidloser, dankbarer Liebe. Lazarus sitzt mit zu Tische. Martha, die treue, glaubensvolle Diakonissin, läßt sich's nicht nehmen, auch im Hause des Freundes ihren Herrn zu bedienen, in ihrer Weise „des Herrn Magd“ zu sein. — Es war ein froher Tag, froh im Blick auf die Vergangenheit, froh im Blick auf die selige Gegenwart, froh im arglosen Hoffen großer Dinge in der Zukunft. Nie wurde wohl auf Erden ein glücklicheres Mahl gehalten, nie wohl ein Gast freudiger empfangen und bewirtet, als diesmal in Bethanien. Auch dem Herrn wird diese Liebe ohne Falsch, diese aufrichtige, innige Hingabe an ihn von großer Erquickung gewesen sein auf dem Wege in die dunkle Nacht, wo er „die Kelter des Bornes Gottes allein treten“ mußte. Doch das Gastmahl der Liebe sollte diesmal nicht das einzige sein, womit der Hausfreund geehrt werden soll. Ein Herz war da, das sann auf etwas Besonderes.

Maria, die Johannesnatur unter den Jüngerinnen, ist mit dem Gastmahl, so köstlich es auch bereitet wird, nicht zufrieden. Der Herr muß noch mehr, noch höher, noch königlicher geehrt werden. Jetzt kann auch sie nicht mehr blos horchend und empfangend zu seinen Füßen sitzen. Jetzt will, jetzt muß sie auch etwas geben. Dester wird wohl Judas, der Kassier, hier eine „schöne Gabe“ für seine Kasse empfangen haben. Auch diesmal hat er darauf gerechnet.

Die Gabe war auch bereit, größer als je. Aber jetzt können die edlen Geschwister nicht einfach das kalte, nackte Geld geben. Maria darf darüber verfügen, wie sie es für gut hält. Was soll sie machen? Nun, wo die Liebe, die geheiligte Gottesliebe, auf eine Liebesthat sinnt, da hilft der heilige Geist Gottes zum Finden des Rechten, des Gottgefälligen. Sie kaufte „ein Pfund ungesälzten, kostbaren Nardenöls, und salbte damit Haupt und Füße des Herrn, und trocknete seine Füße mit den Haaren ihres Hauptes. Das Haus aber ward voll von dem Duft der Salbe.“ Nun glich das ganze Haus ihrem Herzen. Schon lange war ihr Herz ein duftendes, reines Heiligtum, gleich der Blume, die vor dem Hauche der Nacht ihren Kelch schließt und ihn nur öffnet, wenn die Sonne wieder über ihr aufgeht. Der Herr war ihre Sonne. Die Strahlen seiner Liebe, der Tau seiner Worte haben in ihrem Herzen ein Leben des Glückes der ewigen Welt erzeugt, so herrlich, so rein, wie bis dahin kaum in einem andern Menschen. Ein Ahnen von unaussprechlichen Dingen verband sie mit der Person des Herrn. Das Höchste, womit in Israel ein Mensch geehrt wurde, die königliche Salbung, konnte auch allein genügen, ihre Huldigung gegen ihren Herrn, den sie als Israels König erkannt hatte, auszudrücken. Kein König Israels sollte herrlicher gesalbt worden sein, als ihr König. Selbst Samuels Delhorn, womit er den großen David salbte, soll zu Schanden werden. Das köstlichste Del ohne Fälschung, das Jerusalems Schätze bieten, soll um jeden Preis erstanden werden. — Recht so, Maria! Dank sei dir noch heute und alle Zeit dafür! Du hast unsern großen, ewigen König gesalbt. Was dein armes, verblendetes Volk nicht erkannte und nicht that, das hast du erkannt und gethan. Was viele tausend Gotteskinder nach dir in dieser Weise nicht mehr thun konnten und können an dem, den sie nicht sehen und doch lieben, das hast du in ihrem Namen ausgeführt. Dein Ahnen,



dein Erkennen, deine tiefe, heilige Liebe, dein hoher, königlicher Sinn soll erkannt und gepriesen werden, so lange die Welt steht. Du hast gethan, was du konntest. Du hast mehr gethan, als du wolltest und ahntest. Ein König, der König war Jesus auch in Knechtsgestalt. Als solchen haben ihn mit dir nur wenige erkannt, niemand aber hat ihn, so wie du, als solchen geehrt. Möchte auch unser Herz mehr und mehr wie das deine werden! Möchte dein Beispiel wieder viele „reizen zur Liebe in guten Werken!“

Wo ist die freudige Begeisterung geblieben? Wo der Duft dankbarer Liebe? Wir verkennen nicht das viele, das in unserer Zeit für den Herrn und seine Sache gethan wird. Nie hat ja unsere Erde mehr Liebeswerke für innere und äußere Mission gesehen, als in unseren Tagen. Alle Völker, die der Herr in merkwürdiger Weise der Reihe nach aus der langen Verborgenheit vor die Augen der Christen führt, werden auch alsbald mit dem Evangelium in der Hand angegriffen, um für Christi Reich gewonnen zu werden. Dabei wetteifern Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner mit einander. Viele edle Menschen geben alles daran, lassen auch gerne ihr Leben in diesem heiligen Kampfe gegen die Macht der Finsternis. Das alles wollen wir dankbar anerkennen und uns freuen, in einer Zeit zu leben, die größer ist, als wir es ahnen. Was wir aber dennoch beklagen müssen, ist der Mangel an freudiger Begeisterung innerhalb der Christenheit für den Herrn und seine Sache. Viele Millionen Christen lieben den Herrn und sein Reich und wünschen, daß Zion gebaut werde. Aber die meisten haben so viel mit sich und ihren kleinen Angelegenheiten zu thun, daß sie sich von selbst eigentlich nie mit des Herrn Sache beschäftigen. Man muß sie darum bitten, sie ermahnen, wohl auch strafen, um ihre Theilnahme zu erlangen. Und doch, wie viel hätten auch wir Ursache zu freudiger Dankbarkeit! Hat Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit,

nicht auch uns, „da wir tot waren in Sünden, auferweckt und mitversezt in das himmlische Wesen, in das Reich seines lieben Sohnes?“ Hat er nicht auch uns, wenn wir zu seinen Füßen saßen, oft getröstet, erquickt, das Herz mit froher, seliger Hoffnung erfüllt? Hat er nicht auch unser Haus aufgesucht, gesegnet, beglückt? Möge er uns die Augen öffnen zum Sehen, und das Herz zum herzlichen, begeisterten Danken. Was aus dankbarer Liebe zum Herrn geschieht, hat am meisten Wert in all unserem Thun. Dabei thut auch heute noch jeder mehr, als er wollte und glaubte. Die Ewigkeit wird es zeigen.

Marias Thun erntet aber nur Tadel von seiten der Jünger. Zwar ging das Murren von Judas aus, wie Johannes sagt; allein Matthäus berichtet, daß auch die andern Jünger in diesen bösen Geist hineingezogen wurden. „Da das die Jünger sahen, wurden sie unwillig und sprachen: wozu dient diese Verschwendung? Diese Salbe hätte mögen teuer verkauft und den Armen gegeben werden.“ Maria steht mit ihrer hohen Begeisterung nicht nur im großen Kreise allein da, sondern sie wird noch dafür kritisiert, getadelt, „bekümmert.“ Anstatt daß bei diesem Höhepunkte des Festes alle freudig einstimmen, sie loben, ihr danken, mit ihr ihren König ehren, — wenden sie sich unwillig ab, nennen es Verschwendung, erinnern sie an die Armen, wo es besser angebracht gewesen wäre. Wie wird die arme Maria über dieses „heilige Zürnen“ der frommen Männer erschrocken sein! — Fürchte dich nicht, Maria. Schaue nur in das Auge deines Herrn, dort liest du das Verständnis deiner That, dort wird sie gewürdigt über all dein Erwarten. Dort wird erkannt, daß du nur das demütige, glückliche Werkzeug des Vaters warst, der dem „geliebten Sohne“ durch dich eine Erquickung und eine Freude auf dem Weg seines

Gehorsams bereiten wollte. Es sind noch kleine Geister, die dich tadeln, die du in deiner stillen, selbstlosen Liebe längst überholt hast. Sie werden noch von dir lernen, deine That noch rühmen, sich dieser Stunde noch oft schämen und dich um dein Thun beneiden. Du sollst vollkommen gerechtfertigt werden. Ja, so lange Menschen auf Erden wohnen, soll deiner hohen Liebesthat dankbar gedacht werden. Allen kleinlichen, engherzigen, begeisterungslosen Christen; allen scheinheiligen, wortfrommen, Ausrede suchenden Rechnern; allen almofengebenden, geizigen Himmelsreichs-Strebern soll deine That als ewige Mahnung oder richtendes Beispiel dienen.

Je seltener in unserer Zeit die Geistesverwandten der Maria sind, desto größer ist die Menge der formgerechten, gewöhnlichen Alltagschristen. Der Höhepunkt des Strebens der meisten, — einige kühne Schwimmer abgerechnet, — ist das untiefe, ungefährliche Fahrwasser einer allseitig anerkannten und geduldeten, einer nirgends Anstoß gebenden Frömmigkeit. Und wie dankbar ist man in unserer Zeit schon dafür, wenn man eine gewisse Anzahl solcher in einer Gemeinde beisammen findet! So selten eine wirklich begeisterungsvolle, ganze Hingebung an den Herrn und sein Werk ist, so wenig wird sie, da wo sie noch vorkommt, verstanden und gewürdigt. Natürlich, — sie geht ja nicht immer in den hergebrachten Formen ihren Weg. Sie überschreitet, durchbricht zuweilen die angenommene, gewohnte Bahn. Sie thut gelegentlich etwas Außergewöhnliches. Sie überflügelt und beschämt die offiziellen Inhaber der Schlüssel des Himmelsreichs. Sie kommt etwa gar aus einem Kreise, der nicht „die ordentliche Berufung in den Dienst des Herrn“ aufzuweisen hat. Damit ist sie auch bei den meisten schon gerichtet. Ich will natürlich nicht sagen, daß die wahre Begeisterung für den Herrn immer auf außerordentlichen Wegen gehe, noch weniger, daß alles Außergewöhnliche, das in unserer zerfahrenen Zeit auf religiösem Gebiete sich zeigt,

auch sofort als etwas besonders Gutes anzuerkennen wäre. Wer aber z. B. miterlebt hat, wie vor etwa zwanzig Jahren Missionar Gebich, nachdem er fünfundzwanzig Jahre in Indien mit seltener Treue gearbeitet hatte, in der Heimat mit seinem einfachen, oft derben, aber von überwältigender Begeisterung getragenen Worte die Massen ergriff, und dafür fast allerwärts das Verbot erntete, die offizielle Kanzel besteigen zu dürfen: — der kann nicht umhin, an Maria und den offiziellen, murrenden Jüngerkreis in Bethanien zu denken. — Und ist es nicht eine Schande für unsere evangelischen Landeskirchen, daß auch nicht eine einzige, als solche, zugleich Mission treibt? Das Größte, was in unserer Zeit geschieht, wird gethan von einzelnen, begeisterungsfähigen Christen. Die Mehrzahl aber des offiziellen Jüngerkreises sieht teilnahmslos zu oder murt über die Verschwendung.

Ueber die Verschwendung aber hört man nie, oder nur selten murren, die täglich auf den Tummelplätzen der Sinnlichkeit geübt wird. Dort in dem prächtigen Theater spielt ein Schauspieler, singt eine Sängerin, tanzt eine Tänzerin. Sie sind vielleicht selbst in ihrem Herzen und in ihren Verhältnissen sehr unzufriedene, unglückliche Leute. Mit traurigem Herzen müssen sie andere, oft recht blasierte, rohe Leute erheitern. Es gelingt ihnen leicht; denn sie sind in ihrem Fache der Masse überlegen. Sehet ihr dann die Verschwendung? Die Bühne wird überschüttet mit kostbaren, duftenden Bouquets. Tag für Tag sind Zeitungen, deren Redakteure sich für geschulte und gebildete Leute halten, voll von Berichten, Lobeserhebungen, Schmeicheleien und Aufforderungen an alle, ihr Geld dorthin zu tragen. So und noch in ganz anderen Weisen, über die wir uns nicht verbreiten wollen, ehrt die Welt ihre Götzen. Man speist sie mit duftenden Träbern, weil sie, ebenfalls mit künstlichen Träbern, beigetragen haben, die Langeweile zu vertreiben

und in das leere Dasein einige Abwechslung zu bringen. Welche Verschwendung wird nun an diese „Kunsttempel“ selbst gewendet! Bei dem überwältigenden Luxus, der z. B. in dem Prachtbau der „großen Oper“ in Paris verwendet ist, gegen den die Herrlichkeiten von Versailles, Trianon und andern Königspalästen fast verschwinden, habe ich aber nicht gehört, daß jemand gesagt hätte: „Es wäre besser, es den Armen zu geben.“

Solcher Verschwendung gegenüber muß man die Christen unserer Zeit anklagen, daß sie in ihrem Teile und für ihren Herrn viel zu wenig Enthusiasmus haben. Und er verdiente es doch wahrlich, von uns hochgeehrt, mit den kühnsten Opfern verherrlicht zu werden. Das würde auch manches Weltkind reizen, sich diesem glücklichen Christenvolke anzuschließen. Möchte die glückliche Maria wieder viele Christen für ihre liebende, opferfreudige Begeisterung gewinnen!

Der Herr nimmt Maria freundlich in Schutz. „Was bekümmert ihr das Weib? Sie hat ein schönes Werk an mir gethan. Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit. Daß sie diese Salbe hat auf meinen Leib gegossen, das hat sie gethan, mich zum Grabe zu bestatten. Wahrlich, ich sage euch, wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie jetzt gethan hat.“

Das war eine über alles Erwarten herrliche Rechtfertigung der Maria. Der Herr nennt ihre That ein gutes, ein schönes Werk, weil sie von heiliger Liebe eingegeben und an ihm vollzogen wurde, ihn und seine Ehre allein zum Zwecke hatte. Damit gibt aber der Herr zugleich für alle Zeiten seiner Gemeinde den Maßstab für ihr Thun. Nicht der Erfolg, auch nicht der Beifall der Menschen gibt

unserem Handeln den Wert, sondern die Gesinnung, aus der es hervorgeht. Und die allein ewig gültige Gesinnung, die unser Thun regieren soll, ist die, daß alles aus Liebe zu ihm geschehe. Paulus verstand diesen Sinn seines Herrn, wie kein anderer Mensch, und ermahnte daher seine Christen: „Ihr esset nun, oder ihr trinket, oder was ihr thut, so thut alles zu Gottes Ehre.“ „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen.“ Diese Grundregel für all unser Thun scheint vielen Christen so unmöglich zu erfüllen, daß sie gar nicht den Anfang damit machen. Allerdings haben auch die Besten täglich aufs neue wieder daran zu lernen; allein das ist ja überhaupt auf Erden unser Los. Darin liegt unser Elend und auch unsere Herrlichkeit. Die Regel bleibt stehen, weil sie göttlich ist. Darum ist es auch der Mühe wert, sich darin zu üben. Ein wenig Nachdenken zeigt aber, wie wahr und wie wichtig dieser Grundsatz für alle unsere Verhältnisse ist. Wahrlich, wer bei seinem Thun nur selbstüchtig an sich denkt, sein „Ich“ zum Centrum seines Lebens macht, der bietet ja für niemand die Gewähr eines friedlichen, glücklichen Zusammenlebens. Wer einen andern Menschen, den edelsten, liebsten, den Vater, die Mutter, den Gatten, zum Mittelpunkt seines Handelns macht, wird nie befriedigt sein. Die aufrichtigste, treueste Liebe leidet da oft Schiffbruch. Ein Wort, ein rasches, unüberlegtes, vielleicht nicht einmal böse gemeintes Wort genügt, um den Enthusiasmus zu dämpfen, das menschliche Strohfeuer zu löschen. „So, denkt das vorher begeisterte Herz, so, das ist der Lohn für all meine Liebe, Hingebung, Aufopferung?“ — Wo aber der Herr, sein Wohlgefallen, seine Liebe überall voranstehen, da wird weder menschliches Lob noch menschlicher Tadel das Herz leicht aus der Fassung bringen. Es empfängt Kraft von oben zu der Liebe, „die alles verträgt, alles hofft, alles duldet.“ „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich,



der ist meiner nicht wert.“ Was auf unserer armen Erde am meisten Wert hat, ist nicht Vater und Mutter, nicht Gatte und Kind, auch wenn sie die edelsten und besten wären. Die Liebe des Herrn, der Herr selbst ist das höchste Gut. Dem zulieb sollte man auch am meisten thun. Er will, daß wir ihm zulieb alles thun.

„Arme habt ihr allezeit bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun.“ „Ja, wenn ihr wollt. Der Arme, an den Judas dachte, war er selbst. Die Armennot der nächsten Umgebung ist bei vielen Menschen die beständige Ausrede, wenn ihnen die Zumutung nahe tritt, für die Mission und andere Reichsgottesfachen etwas zu thun. Meistens aber klopfen dann die Armen auch vergeblich an ihren Thüren. Ich habe einmal einem Herrn zugemutet, er möge gegen einen armen Mieter in seinem Hause etwas barmherzige Gefinnung üben. Da antwortete mir der deutsche Herr: »Charité bien ordonnée commence par soi même.« Das heißt in denkbar bester Uebersetzung ungefähr: „Die bestgeordnete Wohlthätigkeit ist die, die immer zuerst an sich denkt.“ Wo aber wirklich für Arme etwas gethan wird, da schleicht sich auch nicht selten der Geist ein, daß man damit des Guten genug thue. Almosengeben wird fast allerwärts als das gute Werk par excellence angesehen. Unter hundert Pfarrern, die ihre Konfirmanden fragen, was „gute Werke“ seien, werden gewiß neunundneunzig die Antwort bekommen: Almosengeben. Nun — es kann ja auch ein wirklich gutes Werk sein, wenn es nach dem Willen des Herrn geübt wird. In den meisten Fällen ist es aber nicht so. Und dann ist es, wenn auch nicht gerade ein böses, so doch ein gefährliches Werk, weil der Mensch gerne ein Verdienst darauf baut. Wer aber in Bethanien das beste Herz für die Armen hatte, Maria oder die murrenden Jünger, das ist wohl von vorneherein jedem klar.

Der Herr sah in ihrem Thun viel mehr, als sie selbst wollte, und als irgend jemand ahnte. Er erkannte, daß Maria das kindliche, glückliche Werkzeug des Vaters war, ihn zu seinem Grabe zu salben. Darum verheißt er ihr auch, was sie nicht suchte noch begehrte, — daß ihrer Liebesthat gedacht werden sollte, so lange Menschen auf Erden wohnen. Allen Geschlechtern der Erde soll ihr „gutes Werk“ als Beispiel vorgehalten und ihr Name als einer der edelsten genannt werden. — Auch all unser Thun wird einst offenbar werden. Unsere Werke werden uns nachfolgen. Möge dann auch von uns manches gethan worden sein, das der Herr ein „gutes Werk,“ als ihm gethan anerkennen kann!

---

Ich kann dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch einem Gedanken allgemeiner Natur hier Ausdruck zu geben. Schon der bloße Name „Bethanien“ erweckt in jedem Menschen, der die evangelische Geschichte kennt, die Erinnerung an ein edles, ideales, heiliges Familienleben. Das Haus der Martha als Lieblingssort des Heilandes ist die erste uns bekannte christliche Familie. Darum wollen wir Veranlassung nehmen, ehe wir tiefer in die Leidensgeschichte eintreten, ein Wort über das christliche Haus im allgemeinen hier beizufügen.

---

## 5. Das christliche Haus im Lichte des Wortes Gottes.

Daß das Familienleben ein sehr wichtiger Gegenstand ist, ja der wichtigste, dem wir auf Erden begegnen, das ist wohl niemand zweifelhaft. Welch tiefgehenden Einfluß übt doch die Familie auf das innere und äußere Leben jedes Menschen aus. Aus ihr geht der Mensch hervor; sie legt den Grund zu seinem ferneren Leben. Die Grundrichtung,

welche die Familie der Entwicklung eines Menschen gibt, wird nie oder nur selten wieder ganz verwischt. Wiederum steuert jeder, sobald er die Familie, aus der er hervorging, verlassen muß, bewußt oder unbewußt dem Gestebe zu, wo er sich eine eigene Heimat gründen kann.

Die edelsten und reinsten Freuden erblühen in der Familie. Und was ein Kind an Liebe und Glück im Vaterhause genossen, begleitet es oft als schönste Erinnerung durchs schwere, thränenvolle Leben und hält es in manchen traurigen Stunden aufrecht. Ebenso aber gehören die Leiden und Schmerzen, die in einer unglücklichen Familie zu tragen sind, zu dem bittersten, das dieses Leben den Menschen bieten kann. Darüber liefert ja die Erfahrung leider nur zu viele Beweise. Während die glückliche Familie ein Ort der Liebe und des Friedens, ein Nachklang des verlorenen Paradieses ist, wird die unglückliche Familie nicht selten zu einem Ort der Qual, wo alles Leben, alles Frohsein er stirbt, wo Unfriede und Herzeleid waltet, darunter alle, die ein- und ausgehen, seufzen.

Doch ist mit diesen Andeutungen die Wichtigkeit und Bedeutung der Familie noch lange nicht erschöpft. Nicht nur auf die einzelnen Familienglieder erstreckt sich ihr Einfluß, sondern auch auf die Gesellschaft überhaupt; das Volksleben, der Staat wird von ihr aufs tiefste berührt. So sehr ist das der Fall, daß man geradezu behaupten darf, das öffentliche Leben, der Charakter eines Volkes, sei nur der Widerschein seiner Familien. Ein Volk, eine Stadt, eine Straße zeigen uns immer das Bild der Mehrzahl ihrer Familien. Ein rechter Staatsmann weiß auch, daß die Armut oder der Wohlstand, die Kraft oder der Zerfall eines Volkes ihre Ursache zunächst in dem Familienleben desselben haben.

Noch mehr. Die Freiheit, welche die Familie im Staate genießt, zeugt von der Achtung, die man vor ihr hat, und von der Wichtigkeit, die man ihr beilegt. Die Familie gilt

für ein Heiligtum, in das niemand ohne Erlaubnis des Familienhauptes eintreten darf. Und darin steht die Familie des Tagelöhners mit der des Fürsten auf gleichem Fuße. Keine Macht der Welt darf, ohne die gewichtigsten Gründe, dieses Heiligtum verletzen. Im Innern seines Hauses hat der Familienvater absolute Macht, die er nach Belieben ausüben kann, so lange er sie nicht gröblich mißbraucht. Daß aber jede Freiheit auch eine Verantwortlichkeit in sich schließt, und daß diese um so größer ist, je unumschränkter jene da steht, — das ist ja der Anfang aller Sittlichkeit. Diese Verantwortlichkeit des Familienhauptes erkennt auch jeder an. Für Aufrechterhaltung der Ordnung im öffentlichen Leben macht man die Regierung verantwortlich, für die Ordnung in der Familie aber stets den Vater.

Wo aber von Verantwortlichkeit die Rede ist, da ist auch ausdrücklich oder stillschweigend die Autorität anzuerkennen, der man für sein Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen hat. Wenn nun die staatliche Autorität das innere Leben der Familie als außer oder über ihrem Bereiche stehend betrachtet und sich dort nicht einmischt, so erkennt sie damit an, daß das Familienhaupt für seine Hausordnung einem andern, höhern Richter unterstellt ist. Daß die Ehe und die auf ihr ruhende Familie keine menschliche Erfindung, sondern eine göttliche Einrichtung ist, die so alt ist, als die Menschheit selbst, diese Wahrheit ist, gottlob, noch als zu Recht bestehend anerkannt, und wird es trotz aller feindlichen Anläufe unter Gottes gnädigem Schutze auch bleiben. Steht diese Wahrheit aber fest, im besondern bei allen denen, welchen das Wort Gottes eine heilige Sache ist: so ist es doch von der größten Wichtigkeit, sich zu prüfen, ob denn unser Familienleben, mit dem wir so unmittelbar unter Gott gestellt sind, auch dem Willen und den Geboten Gottes entspricht. Ruht es auf dem ewigen, von Gott geordneten Boden? Ist es von dem rechten Geiste durchweht? Erfüllt

jedes Glied die ihm von Gott gestellte Aufgabe? Geht Segen oder Unsegn für die Gesellschaft von ihm aus? Sind wir uns unserer Verantwortlichkeit vor Gott bewußt? Das sind gewiß wichtige Fragen.

Jeder Mensch, dem an seiner Ehre etwas liegt, ist im öffentlichen Leben auf der Hut, nicht etwas zu thun, das ihn mit der Polizei oder mit den Gerichten in Konflikt bringen könnte. Die Scheu, als Störer der öffentlichen Ordnung angesehen zu werden, und besonders die daraus entstehenden üblen Folgen für das irdische Leben, bilden für viele Menschen eine wichtige Schranke für ihr Thun und Lassen. Sobald sie dann aber aus der Oeffentlichkeit in die Familie eintreten und sich unter dem Schutze dieses Heiligtums befinden, fallen auch für viele die Schranken weg, und sie nehmen es in ihrem Reden und Thun durchaus nicht mehr so genau. Hier meinen sie, brauchen sie sich weder zu fürchten noch zu schämen, weil sie da Herren seien. Sie vergessen ganz die heilige Autorität, die hier waltet. — Ja, wir dürfen noch weiter gehen. Wenn wir die Christen im allgemeinen, christliche Väter, Mütter, Söhne, Töchter aus dem Gotteshause, wohin sie gerne gehen, oder aus den Bibel- und Gebetsstunden, wo sie es von Herzen ernst meinen, in ihre Häuser begleiten, oder ihnen dahin nachschauen könnten, wie oft müßten wir auch da die traurige Erfahrung machen, daß die „Gemeinschaft der Heiligen“ oder die Nähe Gottes an jenen Orten für sie eine Autorität war, vor der sie sich in ihrer Familie nicht mehr, oder doch nicht mehr so sehr bewacht und umgeben glauben. Da lassen sich manche so gehen, daß sie, wenn auch nicht gerade unchristliche, so doch ganz andere Leute sind, als wenn sie sich öffentlich unter Christen befinden. Jeder, der aufrichtig gegen sich selbst ist, wird sich gestehen müssen, daß auch ihm sein Herz schon irgendwie den Streich gespielt hat, daß er das Heiligtum seiner Familie als neutrales Gebiet be-

trachtete, wo er sein dürfe, wie er öffentlich nicht sein darf, wo er thun könne, was er öffentlich zu thun sich scheuen müßte.

Sollte nun aber wirklich die Familie, dieser heilige Garten alles Segens und aller Glückseligkeit auf Erden, immer mehr mißbraucht werden dürfen zu einem Schlupfwinkel der Sünde, oder zu einer Festung des alten Menschen? Wollen wir stillschweigend zusehen, wie diese Pflanzstätte alles Lebens mehr und mehr das Gegenteil von dem wird, was sie sein soll? Wollen wir bei der großen Thätigkeit auf allen andern Lebensgebieten, das für unser und des Volkes Wohlergehen ergiebigste Feld brach liegen lassen? Wenn auch die Christen in unsern Tagen auf den Gebieten der äußern und innern Mission eine immer größere Thätigkeit entfalten, sollten wir die Familie, dieses Gebiet der allerinnersten Mission, nicht auch etwas mehr berücksichtigen und bebauen? Und wie kann das geschehen? — Nun, wenn die Familie in besonderem Sinne das unmittelbar unter Gott gestellte Lebensgebiet ist, so wird Gott in seinem Offenbarungsworte auch eine Ordnung gegeben haben, nach welcher unser Familienleben sich gestalten soll und an der es gemessen wird. Unsere Aufgabe aber besteht darin, diese Ordnung zu kennen und an ihr immer wieder unser Familienleben zu prüfen und darnach zu verbessern.

Der stehende Ausdruck der Bibel für die Familie ist Haus. Dem Hause des Zachäus ist Heil widerfahren. Der Königliche zu Kapernaum glaubte mit seinem ganzen Hause. Paulus wünscht Segen dem Hause Onesiphori, weil er ihn so oft erquickt hat. Der Begriff vom Hause ist in der heiligen Schrift so bedeutungsvoll, daß er geradezu als Ideal für die Kirche im ganzen hingestellt wird. „Erbauet euch zum geistlichen Hause,“ ermahnt Petrus seine



Christen. Und Paulus weist dem Manne im Hause die Stelle an, die Christus in der Gemeinde einnimmt. Daraus geht aber hervor, daß die Familie im kleinen das sein soll, was die Kirche unter ihrem Haupte im großen ist: eine Gemeinde Christi.

Die Familie war die Wiege der christlichen Kirche. Ehe die apostolischen Gemeinden Ortsgemeinden wurden, waren sie Familien- oder Hausgemeinden. Das Haus Stephanä war die Erstlingsgemeinde in Achaia, und die Gemeinde im Hause des Aquila grüßt die Korinther. Ebenso ist im Briefe an Philemon auch der Gemeinde in seinem Hause gedacht. So waren also die ersten christlichen Familien auch die christlichen Gemeinden, ihre Häuser die Kirchen. Es gab eine Zeit, wo an vielen Orten die Gemeinden Christi und die christlichen Familien sich deckten, wo jedes christliche Haus eine Kirche Christi war. Damit ist nun auch dem christlichen Familienleben für alle Zeiten die Norm, das Ideal gestellt. Jede Familie soll eine Gemeinde Christi sein, und so lange sie das nicht ist, entspricht sie nicht ihrer Aufgabe und erfüllt nicht ihren göttlichen Zweck. Wie die Kirche Christi und jeder einzelne Christ Gottes Tempel genannt wird, so soll auch jedes christliche Haus ein heiliger Tempel, ein Gotteshaus sein.

Wenn der Herr in Matth. 7 das Leben und die Arbeit der Menschen mit einem Bau vergleicht, der in die Ewigkeit hinein dauere, wenn er auf den Felsen seines Wortes gebaut sei, dem er aber ein trostloses Schicksal weissagt, wenn er dieses Fundamentes ermangle: so dürfen wir dieses Bild auch auf die Familie anwenden. Jede Familie ist ein Bau, daher auch der Ausdruck: „eine Familie gründen.“ Wie eifrig bauen nun viele Menschen äußerlich an ihrem Hause und suchen Material herbeizuschaffen. Mancher geht flug zu Werk und bereitet vorher viel goldenes Material,

ehe er sein „Haus gründet.“ Andere sind weniger vorsichtig, gründen getrost die Familie, fangen den Bau mit wenig an und hoffen, das Material werde sich schon finden, so wie sie es brauchen. Die einen wie die andern müssen jedoch oft erfahren, was der Psalmist sagt: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen.“ Wie oft kommt es doch leider vor, daß die Sache wieder zusammenbricht. Die traurigsten Ruinen auf Erden sind die eines zerfallenen Familienlebens. Und doch bringen viele Menschen ihr ganzes, armes Erdenleben damit zu, nur äußerlich an ihrem Hause zu bauen, zu reparieren, zu erweitern. Am Ende ihres Lebens müssen dann freilich die meisten erfahren, daß sie vergeblich gearbeitet haben, weil die Unterlage ihres Baues nur aus Sand dieser Welt bestand. Allerdings leisten manche „Glückliche“ in diesem äußerlichen Bauen ganz Außerordentliches. Sie legen ihrem Hause ein goldenes Fundament und statten es aus, als ob sie mit den Thirigen auf ein tausendjähriges Leben zu rechnen hätten. Wenn aber mancher wüßte, wie er durch sein ungöttliches Schaffen und Tagen den Segen Gottes von seinem Hause abwendet, er würde gewiß umkehren und eine andere, dauernde Grundlage für sein Haus suchen. Wie viele Häuser und Geschlechter, die einst mit ihrem Reichtum ganze Länder beherrschten, sind spurlos von dieser Erde verschwunden, oder es erinnert uns nur noch der Name eines armen Menschen daran, daß einst ein solches Geschlecht lebte, und auch daran, daß die Herrlichkeit der Welt vergänglich ist.

Aber mit dem äußerlichen Bestehen oder Vergehen unferes Hauses ist die Sache nicht zu Ende. Jede Familie führt einen geistigen Bau auf, der nicht vergeht. Jede Familie hat ihre Geschichte. Diese bleibt und reicht in die Ewigkeit hinein, ihr zum Segen oder zum Gericht. Ist es nun schon überaus schmerzlich, wenn ein Mensch zu

seinen Lebzeiten seinen äußeren Bau zusammenbrechen, das Glück, das er für sich und die Seinigen zu schaffen bemüht war, in Trümmer gehen sehen muß; wie entsetzlich muß es erst für ihn sein, in der Ewigkeit zu sehen, daß das ganze lange Erdenleben seinen Zweck verfehlte, ja daß er auf Erden durch sein ungöttliches Thun an einem Gericht arbeitete, das sich nun über ihn und die Seinen unausbleiblich entladen muß.

Das rechte Fundament eines glücklichen Hauses ist nicht notwendiger Weise Silber und Gold. Christliche Häuser dürfen zunächst auf keiner andern Grundlage ruhen, sollen auf keinen andern Grund gegründet sein, als die Kirche Christi selbst es ist. Für die Kirche aber „kann einen andern Grund niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“ „Ihr seid erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, in welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.“ „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.“ Das ist die Hauptsache, alles andere Nebensache. Eine Familie, die nicht auf diesem Grunde ruht, hat keine Garantie des Friedens und des Wohlseins und keine Bürgschaft langen, geschweige ewigen Bestandes. Alle Glieder der Familie, voran die Eltern, sollen also im Glauben ein Eigentum Jesu sein und als erstes und höchstes Ziel ihres Lebens das ansehen, daß ihr ganzes Haus dem Herrn angehöre, daß jedes Glied ein begnadigtes Gotteskind werde, dem man immer mehr das Glück des Gottesfriedens und den frohen, kindlichen Gebetsumgang mit Gott auf der Stirne lesen könne.

Möge niemand, der dieses liest und findet, daß es in seiner Familie nicht steht, wie es stehen sollte, mit einem Seufzer der Mutlosigkeit darüber weggehen und meinen,

das Wort Gottes verlange zu viel von uns. Christi Joch ist zwar ein Joch, aber es ist nicht so schwer, als es aus der Ferne scheint. Welche Anstrengungen kann ein braver Mann machen, wenn er hofft, durch ein Unternehmen seine Familie „glücklich“ zu machen? Das Glück der Familie ist ja gewiß auch der höchsten Anstrengung wert. Da sollte aber doch kein redlicher Mensch den Weg unversucht lassen, den ihm der barmherzige Gott in seinem Worte zeigt.

Allerdings wird da mancher ganz von vorne anfangen haben. Es ist ja eine traurige Thatsache, daß die meisten Ehen geschlossen werden, ohne daß Christus, als der dritte im Bunde, dazugenommen, ohne daß der Glaube an ihn der Beweggrund der Wahl war. Das Gelingen jeder Arbeit hängt aber vom richtigen Anfange ab. Ist das Fundament ein schlechtes, so mag wohl das Haus eine Zeit lang hübsch dastehen. Kommen aber Stürme, so wird es bald eine ungemütliche Wohnung werden. So lange indessen die Sache noch steht, ist auch durch eine bessere Grundlage dem Uebel noch abzuhelpen. Ein bloßes Flicken hilft nichts. Es gilt da zurückzukehren zum demütigen Glauben an den Herrn und vor allem darnach zu streben, daß jedes einzelne Glied der Familie auf diesem Glauben sich gründe und darin lebe. Ganz besonders aber richtet sich der Ernst dieses Gedankens an die jungen Leute. Möchten sie doch alle zu der Einsicht gelangen, daß es auf Erden kein wahres Glück gibt außer in der Gemeinschaft mit Gott und im Leben nach seinem heiligen Willen. Das Familienleben ist nur dann eine Heimat des Glückes, wenn es zugleich ein Vorhof zur ewigen Heimat ist. Wer in die Ehe treten will oder soll, sollte sich seines eigenen Grundes bewußt sein und dann den Menschen seiner Wahl fragen: „Wo kommst du her? Von welchem Volke bist du?“ (Jonas 1, 8). Denn es geht in der Ehe nicht so leicht, den über Bord zu werfen, der Unglück ins Schifflein bringt, wie dort bei Jonas.

Was auf ewigem Grunde ruht, hat dann auch ein ewiges Ziel, während das, was auf irdischem Grunde steht, auch nur ein irdisches, meist gar kein bestimmtes Ziel hat. Frage ein Weltkind nach dem Zweck seines Lebens und Strebens, es wird dir kaum etwas Vernünftiges zu antworten wissen. Das Leben solcher Leute gleicht einem Schifflein auf offener See, ohne Kompaß, ohne Steuer, das vom Winde hin und her, vorwärts und rückwärts getrieben wird, und in dem die Schiffer bald froh, bald traurig sind, je nachdem das Wetter heiter oder stürmisch ist. Wohl hoffen auch sie unbestimmt, daß sie irgend wie ans Land kommen werden, doch kümmern sie sich wenig um die Richtung, die ihr Fahrzeug zu nehmen hätte, und auch das Land, auf das sie hoffen, ist ihnen unbekannt und dunkel. Da bei ist es ihnen aber nicht wohl. Oft wird die unbestimmte Hoffnung auf ein gutes Ende ihrer Reise verdrängt durch das Gefühl, daß es doch noch schlecht auslaufen könnte. Sie fühlen sich oft recht heimatlos in der Gegenwart, und die unsichere Zukunft, wenn sie einmal an sie denken, füllt das Herz erst recht mit Bangigkeit.

Wie ganz anders sieht es da im Schifflein einer christlichen Familie aus! Zwar haben auch sie oft Stürme und Not zu bestehen; allein die Schiffer wissen auch, daß sie einen Steuermann bei sich haben, der noch kein Schiff verloren hat, der das Ziel genau kennt, der jeden Sturm bändigen kann. „Mitten in der Angst ist doch der Herr ihr Licht.“ Auch sie selbst kennen das Ziel ihrer Reise. Nicht ein unbekanntes Gestade ist es, dem sie zusteuern, sondern die Heimat, ein schönes, liebes Land. Sie achten wenig auf das Spiel der Wellen um sie her. Ihr Blick ist nach vorne gerichtet, dort hinüber, wo der Vater wohnt, wo ein liebes Vaterhaus ihrer Zukunft wartet. Ihr Heiland, der „bei ihnen ist alle Tage,“ bürgt ihnen sowohl für eine glückliche Reise, als für eine frohe, selige Ankunft am Gestade ihrer Sehnsucht.

Auch die Gnadenmittel des christlichen Hauses dürfen wir nicht hier unberührt lassen. Paulus nennt sie in einem Wort, wenn er an die Kolosser schreibt: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in euren Herzen!“ — Wer einen unvergänglichen, geistigen Bau aufführen will, der braucht natürlich unvergängliches Material. Nun ist aber auf Erden alles, alles vergänglich, ausgenommen das Wort Christi. Der Herr selbst sagt davon: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Welch außerordentliche Bedeutung muß demnach das Wort des Herrn für uns haben!

Es herrscht unter den Menschen viel Unklarheit über den rechten Gebrauch des Wortes Gottes. Immer mehr greift die Ansicht um sich, als sei es eben eine Sache, die man wie andere Dinge in der Schule lernen müsse und womit man bei der Konfirmation den Abschluß mache. Im Leben gelte es dann nur, die gesammelten Kenntnisse gleich andern nach Umständen zu verwerten; noch ärmlicherer Ansichten gar nicht zu gedenken. Bestünde das Wort Gottes, wie ein staatliches Gesetzbuch, nur aus einer Reihe von Geboten und Verboten, aus bloßen Verhaltensregeln fürs tägliche Leben, die man nur zu kennen brauchte, um sie zu üben, so wäre diese Anschauung darüber berechtigt. So aber verhält es sich mit dem Worte Gottes nicht. Der Herr sagte zu Josua: „Laß das Buch des Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht..... Alsdann wird dir's gelingen auf deinem Wege, und du wirst weislich handeln können..... denn der Herr, dein Gott, ist mit dir auf allen deinen Schritten.“ Sollte Josua den Inhalt des Gesetzes nicht genau gekannt haben? Gewiß kannte er ihn. Aber um ihn treu thun zu können, brauchte er Kraft, und die sollte er empfangen aus der



beständigen Betrachtung desselben. Er brauchte Gottes Beistand zur Erfüllung seiner Aufgabe. Gott aber kann nach seiner heiligen Ordnung nur da wohnen, wo sein Wort wohnt, wo man es liest und liebt. Wer Gottes Wort vergißt und verläßt, den muß Gott auch verlassen. Das ist seine Ordnung, und er hat wohl das Recht, uns eine Ordnung zu geben. Wenn Christus sagt, „seine Worte seien Geist und Leben,“ und wenn wir berufen sind, in uns und um uns her Geistesleben zu pflanzen, so liegt darin doch eine dringende Aufforderung, sein Wort als wichtigstes Lebens-  
element auch täglich zu gebrauchen. Wie das gemeinsame Essen der Familie ihr äußerliches Zusammengehören bekundet, so soll im gemeinsamen Lesen des Wortes Gottes mit Gebet ihr geistiges Zusammengehören als Gottesfamilie seinen Ausdruck finden. Nun gibt es aber leider unzählige Familien, die Anspruch auf den Christennamen machen, wo jedoch Vater und Mutter, Eltern und Kinder niemals, auch nicht in den schwersten Heimsuchungen, gemeinsam Gottes Wort lesen und vor dem Herrn miteinander die Kniee beugen. Alle möglichen Dinge werden zusammen besprochen, die Freistunden auch etwa mit gemeinsamer Lektüre ausgefüllt; aber gemeinsam die heilige Schrift zu lesen, die Angelegenheiten der Seele, die ewigen Dinge, zusammen zu besprechen, — dazu wagt niemand den Anstoß zu geben. Wie viel Segens berauben sich aber solche Familien! — Wohl wird in unsern Tagen viel gesungen und gespielt, doch gilt es nur selten dem Lobe des Herrn. Wie steht doch fast allerwärts das „Singen und Spielen“ in den Familien im Dienste des Vergnügens oder auch in dem des Broterwerbs!

Wenn aber Paulus ermahnt, Christi Wort reichlich unter uns wohnen zu lassen, so will er wohl damit sagen, daß es im Hause der Freund sein soll, der jedes Glied der Familie beständig begleite. Nicht nur besuchsweise, nicht nur zu gewissen Stunden, oder gar bloß am Sonntag, nicht

wie ein fremder Gast, dessen Besuch oft lästig wird, soll es bei uns auftreten dürfen; sondern wie ein liebes Familienmitglied, das Tag und Nacht um uns ist, dessen Abwesenheit uns traurig stimmt und uns mit Heimweh erfüllt, dessen Gegenwart zu unserem Glücke gehört, mit dem wir in Freude und Schmerz am liebsten verkehren, — so soll uns Gottes Wort werden. Es soll uns überall hin als das Licht unseres Weges begleiten dürfen.

Wo es diese Stelle einnimmt, da wird es auch ausrichten, wozu es gesandt ist. Es wird die Familie zu einer Gemeinde Christi, das Haus zu einem Tempel Gottes gestalten. Es wird Friede und Freude im heiligen Geiste bringen, und Segen, Zufriedenheit und Glückseligkeit über die Familie und die einzelnen Glieder verbreiten.

---



### III.

## Gethsemane.

#### 1. Die Vorboten des Sturmes.

**N**on Bethanien aus tritt nun der Herr auf den Schauplatz des großen weltgeschichtlichen Kampfes. Die Macht der Finsternis, der Gott dieser Welt, ist der Feind, mit dem der Geisteskampf geführt werden muß. „Der Starke“ muß gebunden, ihm muß der Hausrat geraubt, er muß für immer siegreich überwunden werden, wenn der gefangenen Menschheit Rettung und Freiheit zugewendet werden soll. Doch entwickelt sich der Kampf zunächst nicht mit dem Fürsten der Finsternis persönlich, sondern er wird eingeleitet durch die Kinder des Unglaubens, in welchem jener sein Werk hat. Erst als diese siegreich geschlagen sind, tritt er selbst auf den Plan, um dasselbe Los zu erfahren.

Es waren heiße, arbeitsvolle Tage, die arbeitsvollsten im Leben des Herrn, die, welche zwischen dem Liebesmahl in Bethanien und seinem Kampf in Gethsemane lagen. Von morgens früh bis abends spät stand er inmitten des Volkes,

ringend mit heiligem Eifer um das, was sich noch retten ließ, oder im Kreise seiner Jünger, sie zu stärken, zu mahnen, zu trösten. Die Wichtigkeit seiner Handlungen und seiner Reden, deren Inhalt die ganze Reichsgeschichte umfaßt, wird getragen von dem tiefen Ernst und der hohen Majestät seines Auftretens. Wir wollen, ehe wir in den Garten Gethsemane treten, zur Ueberleitung auf diesen Gegenstand, aus dem Reichtum der Geschichte dieser Tage uns einiges in aller Kürze vergegenwärtigen.

Der königliche Einzug nach Jerusalem ist die bedeutungsvolle That, mit welcher der Herr diese Woche eröffnet. Alle Weissagungen vom Messias stellten ihn unmittelbar oder mittelbar dar als einen König, der Davids Thron als einen ewigen aufrichten werde. Einen König erwartete daher auch das Volk Israel in seinem Messias. Durch diesen feierlichen Einzug des Herrn, mit dem er eine klare Weissagung des Propheten Zacharia zur Erfüllung brachte, zeigte er aber zugleich, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Sich als den König eines neuen geistlichen Gottesreiches seinem Volke darzustellen, das war der Zweck dieser That. Vor seinem Tode will er durch eine unzweideutige That die große Wahrheit verkünden, die er als das heilige Geheimnis seines Lebens vor dem Uneingeweihten verborgen und nur einzelnen Empfänglichen gleichsam ins Ohr geflüstert hatte. Einmal in seinem Leben vergönnt er den Seinen, öffentlich auszurufen, was ihnen hoch auf dem Herzen lag. Hat er früher das Aussprechen seiner Würde für gefährlich gehalten, — jetzt hält er das Verschweigen für undenkbar.

Einmütig heben die Evangelisten aus der prophetischen Weissagung das Sanftmütige und Demütige im Aufzuge des Herrn hervor. Als ein sanftmütiger König zieht er zum letztenmal in die Stadt ein, die von alters her so hoher Gnaden von Gott gewürdigt worden, um nochmals

die Armen, die Mühseligen und Beladenen zu sich zu rufen. Zum letztenmal besucht er den Tempel, der so lange die Zierde und Herrlichkeit Israels war. Doch vom Tempel muß er in wenigen Tagen weggehen mit den erschütternden Worten: „Euer Haus wird euch wüste gelassen werden,“ und über Jerusalem weint er Thränen. Die Beredsamkeit der Worte Jesu ist groß, die seines Schweigens noch größer, aber die seiner Thränen geht über alle Beschreibung. Ja, diese Thränen zeigen uns Gottes Gesinnung, Gottes Erbarmen, Gottes Schmerz über verirrte, gefallene Sünder. Seine Arbeit in Jerusalem zeigt uns, wie er nach dem einzelnen schaut, um die einzelnen wirbt und ringt, wo er die Masse bereits als verloren ansehen muß. Und so thut er bis auf den heutigen Tag. Freilich über die Güter der Menschen verfügte er als unbeschränkter Gebieter — „so euch jemand etwas wird sagen, so sprecht, der Herr bedarf ihrer;“ aber über die Herzen der Menschen kann er nur verfügen mit ihrem Willen. „Wie oft habe ich euch versammeln wollen, wie eine Henne sammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt.“ Israel ist untergegangen, sein Tempel liegt bis heute in Trümmern. Jene wenigen aber, die einst den Herrn als ihren Heiland annahmen und ihm als ihrem König huldigten, leben und regieren mit ihm in seiner Herrlichkeit.

Noch zieht derselbe König in seinem Reiche sanftmütig und niedrig über die Erde. Immer noch ist er das Zeichen, dem widersprochen wird. Freilich hat der Widerspruch des Unglaubens in unsern Tagen noch weniger Sinn und Grund als damals; er ist geradezu unbegreiflich. Wenn ehemals der arme Menschensohn, von wenigen ungebildeten, unbemittelten, verzagten Jüngern umgeben, davon sprach, daß er ein Reich gründe, das ewig wahren werde, das alle Mächte der Welt, ja die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, das alle Völker umspannen solle, — da mochte

mancher Fernstehende mitleidig über solche Schwärmerei lächeln, andere sich ärgern. Denn wahrlich, ein solcher Anspruch ist nicht menschlich; er ist entweder Wahnsinn, oder ein Beweis, daß, der solches sagt, göttlicher Macht sich bewußt ist. Wer an diese in dem armen Nazarener nicht glaubte, mußte das andere annehmen. Heute aber muß auch der Einfältigste zugeben, daß der Herr Wahrheit sprach. Sein Reich steht unbefiegt da in der Welt. Es hat die mächtigsten Weltreiche überwunden ohne Heeresmacht und Waffengewalt und erstreckt sich mehr und mehr über alle Völker. Kein König auf Erden hat so viele Unterthanen, wie unser Herr; keinem wird von den Seinen so treu, so hingebend gedient; keiner wird so herzlich und freudig geliebt, wie unser König. Das ist ein Wunder, größer als alle andern. Wer das nicht sehen will, wer diesem Zeichen noch widersprechen kann, dem ist nicht zu helfen, der ist zu mitleiden; denn seine Verantwortung wird eine schwere sein.

Möchten nur wir, die wir ihn kennen, ihm immer freudiger huldigen, immer aufrichtiger und treuer dienen. Möchten auch wir immer mehr unser alles in seinen Dienst stellen, so daß wir unsere Kinder, unser Hab und Gut „alsobald ihm überlassen,“ wenn jemand uns sagt: „Der Herr bedarf ihrer.“ Möge er nie über uns trauern müssen, oder unser Haus wüste lassen, dadurch, daß er sich von uns abwenden mußte!

Der Fluch des Herrn über den unfruchtbaren Feigenbaum ist die andere bedeutsame Handlung, die wir berühren wollen. Jeden Abend ging der Herr nach Bethanien, um unter dem friedlichen Dache seiner Freunde die Nacht zu verbringen. Des Morgens frühe bricht er auf zu seinem schweren Tagewerk, ehe die treue Martha ihrem lieben Gaste ein Frühstück bereiten konnte. Unterwegs hungerte



ihn. Er sieht einen Feigenbaum am Wege, geht hin, um mit einigen kalten Feigen das Frühstück zu ersetzen. — Merkwürdig, der Sohn Gottes begnügt sich mit solchem Frühstück! Welch ergreifendes Beispiel gibt hier der Herr! Möchten besonders viele Menschen unserer Zeit es zu Herzen nehmen. Es gilt den Reichen wie den Armen, den Herrschaften wie den Dienstboten, den Hirten wie den Herden! —

Das Bedürfnis des bescheidenen Heilandes blieb ungestillt, denn der Feigenbaum war leer. Hungrig mußte der Herr in den schweren Kampf gehen. Doch er spricht ein Gerichtswort über den unfruchtbaren Baum, das sofort seine furchtbare Wirkung thut. — Daß dieser Feigenbaum ein Bild des Volkes Israel war und ewig ein Bild bleibt von all den Menschen, die unfruchtbar über die Erde gehen und das Sehnen und Verlangen des Herrn nach ihrem Heile nicht stillen, das ist bekannt, und wir halten uns nicht weiter dabei auf. Ueber das sich daranknüpfende Wort des Herrn aber vom Glauben und Gebet müssen wir noch eine Bemerkung beifügen. Auf das Staunen der Jünger über das rasche Verdorren des Baumes spricht der Herr das wunderbare Wort aus: „Habt Glauben an Gott. Wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt; so wird es ihm geschehen, was er sagt. Darum sage ich euch: Alles was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden“ (Mark. 11, 23. 24). — Diese Worte lauten unbedingt. Der Herr hat in diesen letzten Tagen im Kreise seiner Jünger noch öfter vom Gebet und seiner Macht gesprochen, wie uns Johannes berichtet, und hat stets die herrlichsten, kühnsten Verheißungen daran geknüpft. Wir wollen uns diese köstlichen Worte nicht verkümmern lassen durch allerlei Bedingungen, die die Menschen glauben daran hängen zu müssen.

Die einzige Bedingung, die Jesus hier stillschweigend daran knüpft, und die sich von selbst versteht, ist die, daß man sein Jünger ist, daß man im Glauben mit ihm verbunden ist, daß man ihm viel zutraut. Darf also kein ehrlicher, aufrichtiger Christ daran zweifeln, daß auch ihm diese köstlichen Verheißungen gelten, so sollten wir doch alle uns sagen: Was das gläubige Gebet vermag, das will ich erfahren und erreichen; was dem gläubigen Gebet zugesagt ist, das will ich auch empfangen und besitzen. Ich will alles haben, was Gott einem armen gefallenem, aber auch geretteten Menschen schenken kann, alles, was er versprochen hat. Ich lasse nicht ab, ihn anzulaufen, bis er auch an mir seine Zusagen ganz erfüllt. Ich lasse mich nicht verfärzen, ich will nicht hinter andern zurückstehen, so lange es nur aufs vertrauensvolle Bitten ankommt. Ich will, ich muß des großen Gottes Liebe und Güte ganz erfahren! Was der barmherzige Vater einem armen Kinde schenken kann an Gnade, Frieden, Geist, Heiligung für das eigene Herz; an Segen, Frieden, Trost, Hilfe für Haus und Familie; an Treue, Segen und Hilfe für den Beruf; an Gaben, durch die sein heiliger Name an einem armen Menschen geehrt und verherrlicht wird: das will ich ganz und voll empfangen. Das sollte die Gesinnung, die Sprache jedes Christen sein, wenn er solche Verheißungen liest.

---

Nun entwickelt sich der Kampf. Der Tod Jesu war bei den Obersten des Volkes beschlossen. Nur die Ursache dazu mußte noch gefunden werden. Sie wollten natürlich den Schein des Rechtes bewahren. Da galt es nun Anstrengung aller List, allen Scharffinnes, aller Bosheit. Die wunderbare Begeisterung des Volkes, selbst der Kinder,

beim Einzug des Herrn, seine ernste Machtthat der Reinigung des Tempels, hat sie vollends aufs äußerste gebracht. Nun finden sich auch alle Parteien, so sehr sie sich sonst haßten, zusammen, um gemeinsam die ewige Schandthat Israels auszuführen. Zuerst sind es die Pharisäer im Vereine mit den Herodis-Dienern, die nach reiflich gepflogennem Räte ihn in seiner Rede fangen wollten. „Ist es recht, dem Kaiser Zins zu geben?“ Das war die kluge Frage. Hierauf, dachten sie, kann er doch nur ja oder nein antworten. Sagt er nein, so kann man ihn als Aufrührer gegen die (ihnen so verhaßte) Obrigkeit verklagen; sagt er aber ja, so schreit man ihn als Römerfreund im Volke aus, dann ist es um seine Popularität geschehen. Der Herr deckt ihnen vor allem mutig und schonungslos ihre Heuchelei auf und sagt ihnen, wie wenig es ihnen um die Wahrheit zu thun sei, sondern nur darum, ihn zu verderben. Dann aber schlägt er ihre Weisheit damit, daß er die Münze selbst ihnen antworten läßt. Er läßt aber die gewissenlosen Leute nicht fort, ohne ihnen noch einen Stachel ins Gewissen zu drücken. „Gebet Gott, was Gottes ist!“ — Sie verwundern sich, lassen ihn, und gehen. Wie wird doch einst vor dieser ewigen, einfältigen Gottesweisheit alle falsche Menschenkunst erblaffen! Ich freue mich auf die Ewigkeit auch deswegen, um zu sehen, was dort die Leute, die Christum hier gehöhnt haben, für erstaunte Gesichter machen werden, wenn die Elendigkeit ihres Wizes offenbar werden wird.

Bald nach diesen treten die Sadducäer auf den Plan, die Leute, die an keine Auferstehung glauben. Suchten die Pharisäer durch eine politische Frage ihm beizukommen, so beabsichtigen diese ihn durch eine dogmatische zu verwirren. Sie bringen die feingesponnene Geschichte von sieben Brüdern, die alle die gleiche Frau zum Weibe gehabt hätten (nach dem Gesetz der Schwagerehe). Welchem von den sieben würde sie in der Auferstehung gehören? — Der Herr ant-

wortete auch diesen Leuten, diesen „aufgeklärten Denkern,“ mit Ruhe und heiligem Ernst: „Ihr irret und kennet die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes. — Welche würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferstehung von den Toten, die werden weder freien, noch sich freien lassen; denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder. — Gott ist nicht ein Gott der Toten (als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs), sondern der Lebendigen. Denn sie alle leben ihm.“ — Dieses schöne Wort des Herrn, mit dem er nicht nur den leichtsten Unglauben der Sadducäer schlägt, sondern zugleich eine bedeutsame Auskunft über die Ewigkeit gibt, sollten sich besonders die Leute oft ansehen, die, wenn auch nicht in gleichen, so doch in ähnlichen Eheverhältnissen stehen. Wie oft hört man etwa eine Frau, die die zweite in der Ehe ist, fragen, wie es in der Ewigkeit werden wird, wo sie mit der ersten Frau ihres Gatten zusammentreffen soll. Dieser Gedanke stört mancher Frau ihr Glück. Das Wort des Herrn gibt darüber volle Beruhigung.

Die Phariseer freuen sich zwar, daß der Herr den Sadducäern das Maul gestopft hatte, lassen sich aber die herrlichen Worte des Herrn nicht im geringsten zu Herzen gehen. Sie hoffen vielmehr, daß ihnen der Ruhm zufalle, den Herrn überwinden zu können. Sie schieben den gelehrtesten, gewiegtesten ihrer Sekte vor, daß er mit dem Herrn anbinde. Er bringt die Frage, welches das größte Gebot im Geseze sei. Und auch darauf gibt der „ungelehrte Zimmermannssohn“ (Mark. 6, 2 f. Joh. 7, 15) ohne langes Besinnen eine Antwort so voll Gottesweisheit, daß selbst der versuchende Frager seinen Beifall nicht versagen kann. „Und es durfte (wagte) niemand weiter ihn fragen“ (versuchen) (Mark. 12, 34). Ihr Zweck, ihn in seiner Rede zu fangen, einen Klagepunkt gegen ihn zu finden, war vereitelt, ihre List aufgedeckt, ihre Angriffe abgeschlagen.

Nun aber kehrt Jesus die Sache um. Nun greift er sie an. Er legt ihnen die Frage vor, wes Sohn Christus sei, den David als seinen Sohn zugleich Herr nenne? Sie, die Gelehrten der Schrift, wissen nichts zu sagen, und lernen auch nichts aus dieser Frage. Nun zeigt er ihnen ihr Bild durch das furchtbare Gleichnis von den Weingärtnern, die die Knechte ihres Herrn steinigen und töten und den Sohn hinausstoßen. — Dann geht er noch weiter, wendet sich an das Volk und straft in majestätischen Gerichtsworten durch siebenmalige Weherufe die Bosheit dieser blinden Blindenleiter.

Inmitten dieses gewaltigen Kampfes hat er doch wieder Zeit und Herz dazu, das Scherflein der Wittwe am Gotteslasten zu beachten und mit herzlichem Worte zu würdigen! Wahrlich, ein wunderbarer Heiland, voll Ernst und Hoheit, voll Milde und Erbarmen.

## 2. Vorzeichen des Triumphes.

Wir übergehen hier, was der Herr nach den drei ersten Evangelien noch im Kreise der Seinen sprach. Es sind Gerichtsbilder, die er entrollt, das Gericht über sein Volk und seine herrliche Wiederkunft zum Weltgericht. Wir werfen noch nach dem Evangelium des Johannes einen kurzen Blick in das Herz des Herrn, wie er es in den letzten Stunden vor seinem Leiden seinen lieben Jüngern offenbart. Hier atmet alles Friede, Himmelslust, Sieg. Was uns Johannes vom dreizehnten bis siebenzehnten Kapitel in seinem Evangelium aufbewahrt hat, ist unbeschreiblich schön. Es sind Worte, „die nicht mehr in der Welt,“ sondern die vom Standpunkte der Ewigkeit aus, vom Standpunkte des erfochtenen Sieges, aus dem Heiligtum des versöhnten Vaters an das kleine Häuflein des Gottesvolkes gerichtet sind. Wer

unseres Heilandes Herz, ja wer das Vaterherz Gottes kennen lernen will, der muß diese Kapitel oft lesen. Es liegt aber nicht in unserem Zwecke, diese herrlichen Kapitel hier ausführlich zu besprechen. Wir wollen ja nur, als Uebergang zu seinem Kampfe in Gethsemane, des Herrn Thun uns in kurzen Zügen vergegenwärtigen. Und da wollen wir zuerst die Fußwaschung ein wenig ansehen.

Wir finden den Herrn mit seinen Jüngern versammelt, am Donnerstag Abend zum letztenmal mit ihnen das Osterlamm zu genießen. Johannes gibt uns, als Ueberschrift zu diesem letzten Beisammensein, die Stimmung des Herrn in dem Worte an: „Wie Jesus geliebet hatte die Seinen, so liebte er sie bis ans Ende.“ Und Lukas berichtet uns noch das schöne Wort: „Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide.“ Bei dieser letzten Vereinigung ließ also der Herr seine Liebe in ganz besonders inniger, zärtlicher Weise über die Jünger ausströmen, so, daß es dem Johannes unvergeßlich blieb. Allein die armen Jünger waren leider nicht in ebenbürtiger Stimmung. An ihnen muß der Herr noch an diesem letzten Abend eine recht betrübende Erfahrung machen. Lukas berichtet uns, daß die Jünger untereinander gestritten haben, welcher unter ihnen der größte, der erste, sei. Schon früher trat dieser Geist des Hochmuts und des Reibes unter ihnen zu Tage. Der Herr hat damals das ernste Wort gesprochen: So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen. Sie legten aber diesen bösen Sinn nicht ab.

Obgleich der Herr sie so liebevoll und ernst behandelte, blieb der böse Geist bis ans Ende in ihnen. Jetzt an diesem feierlichen Abend, wo der Herr in so besonders bewegter Stimmung ist, wo er zum letztenmal mit ihnen zusammen ist, — da bricht diese böse Gesinnung der Jünger wieder hervor. Mit tiefem Schmerz sieht das der Herr.



Und was thut er? Er steht vom Tische auf, legt das Oberkleid ab, nimmt einen Schurz und gürtet ihn um sich, gießt Wasser in ein Becken und fängt an, diesen streitenden Jüngern die Füße zu waschen. Diese Handlung redete allerdings mächtiger an die Herzen der Jünger, als alle Worte es vermocht hätten. Faßte sie doch all sein Thun auf Erden bedeutungsvoll zusammen und legte seine „Liebe bis ans Ende“, diese tragende, erbarmende, dienende Liebe in unvergeßlicher Weise für die Jünger an den Tag. Zugleich enthielt sie eine Predigt, die für alle Zeiten ihre Wirkung nicht verfehlen kann, wo immer sie zu Herzen genommen wird. Sie drückt am besten Jesu Gesinnung, Jesu Geist aus, die Gesinnung, an der alle Bürger seines Reiches geprüft und gemessen werden sollen, im besonderen die, welche, wie die Jünger, in seinem Reiche ein Amt begehren, oder aufgetragen bekommen.

Wir wollen hier, uns zum Troste, nur den einen Gedanken recht zu Herzen nehmen, daß wir einen Heiland haben, dessen Gnade, dessen tragende, erbarmende Liebe über alles geht. Er hat seine armen Jünger nicht weggeworfen um ihrer noch groben Fehler willen. Er hat vielmehr in unermüdlicher Liebe an ihrer Besserung gearbeitet und hat ja auch noch etwas Herrliches mit ihnen zu stande gebracht. Das darf jedem Mut machen, der aufrichtig seinen Herrn liebt, auch wenn er noch viel Elend an sich entdeckt. Es gibt viele Christen — und es sind nicht die schlechtesten — die der Liebe ihres Heilandes nie froh werden, eben weil sie immer noch Schwachheiten an sich sehen. Sie glauben, sie müßten erst ganz rein, ganz heilig werden, ehe sie ihres Glaubens recht froh werden könnten. So führen sie dann ein trauriges, müdes Christenleben bis zum Grabe, haben immer nur zu jammern und zu klagen, und kommen nie zu freudigem Loben und Danken. Da thut es not, daß wir uns sagen: Der Herr liebt uns, er liebt uns trotz

unseres Elendes, er hat uns erwählt mit voller Kennt-  
nis unseres Jammers, er läßt uns nicht, ewig nicht, wenn  
wir bei ihm bleiben wollen.

Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir auch  
oft den Jüngern gleichen; daß wir oft dem treuen Herrn  
Schmerz bereiten, ihm Arbeit machen mit unsern Sünden.  
Wie oft wollte er auch uns schon, wie dort den Jüngern,  
eine Stunde der Liebe, des seligen Genusses seiner Gemein-  
schaft schenken, uns ein Abendmahl mit ihm bereiten, —  
und fand uns kalt, irdisch gesinnt, lieblos, neidisch und  
streitsüchtig gegen andere Menschen. Darüber sollen wir  
uns ja gewiß schämen und trauern, wie es sicher die Jünger  
dort später thaten. Aber wir dürfen auch darüber nicht  
verzagen, wir dürfen immer wieder zu dem barmherzigen  
Heiland hineilen, mit der Bitte, uns zu vergeben, uns zu  
waschen und zu reinigen von allen unsern Untugenden. Wir  
dürfen und sollen uns erinnern, wie langmütig und freund-  
lich er einst seine schwachen Jünger trug, mit welcher Geduld  
und Liebe er an ihnen arbeitete, welche Freude er trotz ihrer  
Mängel um ihres ehrlichen Glaubens willen an ihnen hatte.  
Er sagt dem Petrus seinen schweren Fall voraus, betet für  
ihn, daß nur sein Glaube nicht aufhöre, und nennt sie doch  
alle seine „lieben Kindelein.“

Wir sollen die Liebe des Herrn nicht nach der unsrigen  
beurteilen. Sie braucht einen größern Maßstab. Ja, für  
Jesu Liebe gegen reumütige Sünder, die bei ihm Hilfe  
suchen, gibt es gar keinen Maßstab. Er hat eine Liebe,  
die über alles geht.

Es versteht sich von selbst, daß sich dieses Wort nicht  
an diejenigen richtet, die des Herrn Gnade zu einem Ruhe-  
fissen des alten Menschen machen, die es mit ihren Fehlern  
leicht nehmen. Wer nicht auch je und je mit Petrus „bit-  
terlich weint“ über sein Elend, für den wüßte ich in der

ganzen heiligen Schrift kein Wort der Liebe Gottes, kein Wort des Trostes zu finden. Möchten wir uns doch mehr vor diesen beiden Abwegen hüten: vor der Gleichgültigkeit gegen die Sünde, die sich leicht über die noch anlebende Schwachheit tröstet und es mit Fehlern nicht leicht nimmt; — und vor der Trostlosigkeit beim Bewußtsein unseres Elendes, die nie zum Frieden kommt bei allem redlichen Ernst in der Nachfolge Christi. Das Herz muß fest werden in der Gnade Christi und fest im aufrichtigen Gehorsam gegen den Herrn, fest in täglicher bußfertiger Erkenntnis seines Mangels. Doch darüber sagt uns ja der Herr noch ein besonderes Wort, das er zuerst an Petrus richtete.

„Da kam er zu Simon Petrus, und derselbe sprach zu ihm: Herr, solltest du mir meine Füße waschen? Jesus antwortete: ‚Was ich thue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.‘ Da sprach Petrus zu ihm: ‚Nimmermehr sollst du mir die Füße waschen.‘ Jesus antwortete ihm: ‚Werde ich dich nicht waschen, so hast du keinen Teil an mir.‘ Spricht zu ihm Petrus: ‚Herr, nicht die Füße allein, sondern auch die Hände und das Haupt.‘ Spricht Jesus zu ihm: ‚Wer gebadet ist, der darf nichts als die Füße (wieder) zu waschen; sondern er ist ganz rein. Und ihr seid rein, aber nicht alle‘“ (Joh. 13, 6—10). Da sehen wir den Petrus, ganz so, wie er war. Und wie lieb wird er uns so. Es war schön von ihm, daß er sich nicht so ohne weiteres von seinem Herrn die Füße waschen lassen wollte. Wer so, wie er, die Herrlichkeit des Sohnes Gottes erkannt hatte, der mußte ja wohl zurückbeben vor solcher Handlung. Es half auch nichts, daß der Herr ihm andeutete, er solle ihn nur machen lassen, er verstehe seine Gedanken nicht, nachher werde er die Erklärung hören. Petrus blieb dabei: „Nimmermehr sollst du mir die Füße waschen.“ Das war nun freilich eigensinnig, aber diesem Eigensinn verdanken wir auch die herrliche Antwort des Herrn, daß

niemand Anteil an ihm hat, den er nicht zuvor reinigen darf. Darauf hin bricht dann auch die ganze Liebe des feurigen Petrus zu seinem Herrn hervor, und er meint, wenn es so sei, so soll er ihn doch ganz waschen, denn ganz, mit Füßen, Händen und Haupt wolle er ihm angehören. O wie wird diese aufrichtige Liebe, wenn sie auch noch ungeläutert und unverständig war, dem Herrn wohlgethan haben! Dieser Enthusiasmus lockt das schöne, bedeutungsvolle Wort des Herrn heraus: „Wer gebadet ist, der braucht nur noch die Füße zu waschen, im übrigen ist er rein. Und ihr seid rein.“ „Was will der Herr mit diesen Worten sagen? Offenbar zweierlei: Einmal, wer im Glauben an ihn, den Heiland steht, der ist rein, gereinigt durch sein Blut, geheiligt durch seinen Geist. Er ist eine neue Kreatur. Die Gerechtigkeit Christi, die ihm zugerechnet ist, bedeckt all seinen Schaden. Seine Kleider sind gewaschen im Blute des Lammes. Wie der Herr später nochmals sagt beim Gleichnis vom Weinstock: „Ihr seid jetzt rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe“ (und das ihr im Glauben angenommen habt). Und wie auch Paulus an die Korinther schreibt: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes“ (1 Kor. 6, 11). Dieses Wort: Ihr seid rein, galt auch dem Petrus; auch sein bevorstehender Fall konnte diese That Christi an ihm nicht aufheben, sofern er nachher seine Sünde herzlich bereute. — Dieser Punkt ist für unser praktisches Christenleben von der größten Bedeutung. Wer darüber nicht im klaren ist, kommt nie zu vollem Frieden und wird seines Erlösers und seiner Erlösung nie recht froh. Die Rechtfertigung, die Gerechtsprechung eines zum Herrn bekehrten, an ihn glaubenden Sünders ist die That Gottes in Christo, und auf ihr ruht unser Friede. Diese That kann nicht ungeschehen, nicht rückgängig gemacht werden, so lange der Mensch im Glauben an Christi

Sterben für uns bleibt, so lange er seine Hoffnung allein auf ihn gründet. Auch die uns noch anklebenden Schwachheiten, von denen uns seine Geisteszucht nach und nach befreien will, können diese Gottesthät nicht umstoßen. Auch ein schwaches Kind ist doch ein Kind; auch ein krankes Kind ist doch ein Kind des Vaters, mit Kindesrecht und Kindeshoffnung. Welch köstlicher Trost für arme, schwache, elende Kinder! Wir wollen ihn mit beiden Händen fassen und festhalten. Das giebt Kraft und Frieden.

Das andere aber, das der Herr uns damit sagen will, ist nicht minder wichtig. Auch wer gebadet ist, muß doch sich wieder und wieder die Füße vom Herrn waschen lassen. In unserem Wandel auf dieser sündenvollen Erde geht es eben bei keinem Christen ohne mancherlei Befleckungen ab. Wie ein Wanderer keinen Tag ohne Bestäubung oder Beschmutzung seiner Füße pilgern kann, wie er jeden Abend die Schuhe reinigen, die Füße waschen muß, wenn er rein und anständig erscheinen will, so der Christ, so jeder Christ in seinem Wandel vor Gott. Auch der beste Mensch lebt nicht Einen Tag so heilig, so vollkommen, daß er der Vergebung entbehren könnte. Jeder hat, wenn er ehrlich ist, täglich für bewußte und unbewußte Fehler wieder die Reinigung zu suchen. Dieser einfachen, klaren Lehre des Herrn gegenüber muß man sich wundern, wie neuerdings Leute allen Ernstes die Behauptung aufstellen und predigen können: „Wer glaubt, er sei heilig, der ist es auch; für dessen Wandel übernimmt der Herr die Verantwortung; der sündigt überhaupt nicht mehr!“ — Hat mir doch vor einiger Zeit ein Freund mitgeteilt, daß sein Freund, der Pfarrer X, der diesen „neuen Weg der Heiligung“ eifrig predigt, ihm gesagt habe, er sei sich seit langer Zeit keiner Sünde bewußt! Ich gestehe offen, dieses Wort hat mich erschüttert. Wer solches von sich glaubt, befindet sich in schwerem Irrtum über sich selbst,

wer es aber andern predigt, der verwirrt die Seelen und richtet großen Schaden an. — Allen elf Jüngern sagte der Herr: Ihr seid rein, und allen sagte er, daß sie nötig hätten, die Füße zu waschen. Damit ist nicht nur allen Christen der „Born des Heils wider die Sünde und Unreinigkeit“ gezeigt, sondern auch angedeutet, daß unser Auge sich dem täglichen Bedürfnis der Reinigung nicht verschließen dürfe. Der Weg der Heiligung setzt sich fort bis zum Grabe. Nicht durch Ignorieren unseres Elendes, sondern durch Erkennen unserer Fehler, Mängel und Schwachheiten, durch Bereuen, Beweinen und Ueberwinden derselben, wachsen wir am inwendigen Menschen, — in der Heiligung. Alles Leben, auch das geistige, fängt klein an und muß sich entwickeln. Die rechten Bedingungen zum Wachstum besitzen und benützen (das Wort und das Gebet), die Störungen der regelmäßigen Entwicklung vermeiden, in herzlicher Treue gegen den Herrn und Wachen gegen die Sünde: das ist es, was wir zu üben und zu predigen haben, — das ist der biblische Weg der Heiligung. Es ist ein schmaler Weg. Es geht auf demselben nicht so triumphierend her, wie man es auf dem „neuen Wege“ rühmt. Es geht durch tägliche Selbstanklage, Buße und Reinigung in Christi Blut hindurch. Aber es geht dabei vorwärts.

---

Die andere bedeutungsvolle Handlung des Herrn an diesem Abend ist die Einsetzung des Abendmahls. Das Abschiedsmahl des Herrn, bei dem die Fußwaschung vorkam, war die Feier des Passahmahles, zum Andenken an die Verschonung Israel bei dem Strafgericht über Aegypten und an die gnädige Errettung aus der dortigen Knechtschaft. Da nahm der Herr Brod, brach es, gab es seinen Jüngern und sprach: „Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird;“ er nahm den Kelch, gab ihnen den und



sprach: „Trinket alle daraus, das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für viele vergossen wird, zur Vergebung der Sünden. Dies thut zu meinem Gedächtnis.“ Dem alttestamentlichen Erinnerungsmahl der Errettung stellt er ein neutestamentliches Mahl gegenüber als ein Gedächtnismahl seines Todes. Das Gedächtnis seiner Gemeinde an ihn soll also vor allem ein Gedächtnis an seinen Tod sein. Warum? Weil sein Blut das Blut des neuen Bundes ist; weil es vergossen ist zur Vergebung der Sünden. Ein neuer ewiger Bund zwischen Gott und den Menschen kann nur zu stande kommen auf Grund der Vergebung der Sünde; Sündenvergebung aber kann allein das Blut Christi bewirken. Hier stellt uns also der Herr sein Sterben, sein Blutvergießen als den Hauptzweck seines Werkes, die Hauptsache seines Lebens hin. Seinen gebrochenen Leib und sein vergossenes Blut sich aneignen, als für uns hingegen, das ist die Bedingung zum Eintritt in den neuen Bund und zugleich die Lebenskraft der Bundeskinder. So faßt also das Abendmahl das ganze Evangelium in bedeutungsvoller Weise zusammen. Es sagt uns, was der Herr an uns thut: Durch sein Sterben kommt der neue Bund der Sündenvergebung zu stande; durch seine Selbstmitteilung empfängt die Menschheit neues göttliches Leben. Es sagt uns, was wir zu thun haben: Durch gläubiges Ergreifen des für uns bezahlten Lösegeldes wird uns Sündenvergebung, Rechtfertigung zu teil; durch gläubiges Aufnehmen des Herrn in uns empfangen wir neues Leben, Leben der Heiligung.

Wie schmerzlich ist es nun aber, zu sehen, wie dieses heilige Vermächtnis des Herrn zum Bankapfel der Kirchen geworden ist. Wie ist es dem Satan gelungen, hier Zerstörung anzurichten! Wie manchem redlichen, hungernden Gotteskinde wird doch der Genuß des Abendmahles verkümmert, weil unverständige Eiferer es unsicher und ängst-

lich gemacht haben. Manche Leute mögen gar nicht mehr zum Abendmahl gehen, weil sie fürchten, sie nehmen es nicht recht. Möchte doch Christi erbarmende Liebe verstanden werden und sein Sinn wieder mehr zur Geltung gelangen unter seinen Gläubigen. Möchten doch sie den Müheligen und Beladenen nicht mehr den Weg verzünnen mit ihren Menschenfakungen, den Weg, den der Herr so freundlich geöffnet, den er so lieblich gebahnt, daß auch Thoren (die Einfältigen) nicht sollten irren können.

Es liegt mir ferne, hier eine ausführliche Abhandlung über das Abendmahl schreiben zu wollen. Noch weniger maße ich mir an, die Reformatoren und ihre Lehre zu kritisieren. Aber ein kurzes Wort des Friedens, nicht für die Gelehrten, sondern für die Armen und Einfältigen will ich hier noch beifügen.

Das Abendmahl ist vor allem ein Mahl der Liebe, der Liebe des Herrn zu uns verlorenen Menschen. Wie er dort seinen Jüngern sagte: „Mich hat herzlich verlangt, dies Abendmahl mit euch zu essen,“ so verlangt ihn fort und fort, zu jedem armen Menschen „einzugehen und das Abendmahl mit ihm zu halten,“ d. h. ihm sich selbst zu geben, und damit Frieden und Freude, Trost und Kraft. Es ist auch ein Mahl der Liebe des Sünder's zu seinem Retter. „Thut das zum Gedächtnis an mich.“ Da soll ein erlöstes Gotteskind seine Liebe zum Herrn bezeugen, erneuern, stärken. Es soll ferner ein Mahl sein der Liebe aller Gotteskinder zu einander. So lange es sündige Menschen auf Erden gibt, die im Glauben an Christi Sterben ihr Leben gefunden haben, sollen sie sich um diesen Tisch in Liebe sammeln und ihr Zusammengehören als Reichthum hier sichtbar darstellen.

Doch ist das nicht alles und noch nicht das wichtigste. Wer Evangel. Joh. Kap. 6 und 1 Kor. Kap. 11 liest, muß

erkennen, daß Christus im Abendmahl seinen Leib und sein Blut wirklich und thatſächlich geben will. Wäre das nicht der Fall, ſo hätte ſich der Herr bei dieſer ſo wichtigen Sache wiederholt ſehr unklar ausgedrückt. Wir müſſen daher ſeine Worte nehmen, wie ſie lauten, auch wo ſie uns Geheimniß ſind.

Daß der Herr im Abendmahl ſich ſelbſt und die Frucht einer Erlöſung mittheilt, das nehmen nun auch alle evangeliſchen Kirchen an.

Darüber iſt kein Zank. Die Abweichungen der Kirchen von einander in Bezug auf dieſen Punkt ſind unbemerktbar gering. Aber worüber ſtreiten ſie ſich denn? Darüber, wie ſich der Herr beim Abendmahl den Seinen mittheilt. Was wir beim Abendmahl empfangen, iſt klar und unbeſtritten; aber wie wir es mit Brot und Wein empfangen, darüber gehen die Anſichten auseinander.

Luther ſagt: In, mit und unter den äußeren Zeichen genießen wir Chriſti Leib und Blut. Calvin ſagt: Vom Himmel her, wie die Sonne ihre Strahlen zu uns ſendet, theilt ſich der Herr den Seinen mit. Wer hat da Recht?

Wir wollen uns doch dieſen Punkt etwas genauere anſehen.

Als bei der Einſetzung der Herr ſeinen Jüngern das Brot und den Kelch reichte, ſagte er: Das iſt mein Leib, das iſt mein Blut. Die Jünger aber ſahen den Herrn noch lebendig vor ſich und wußten, ſein Blut rolle noch in ſeinen Adern. Was wäre natürlicher geweſen, als daß ſie ihn gefragt hätten, wie ſie das verſtehen müßten? Aber ſie fragten ihn nicht. Sie wußten, daß ſie mit einem wunderbaren Herrn zu thun hatten, deſſen Weſen und Thun göttlich, geheimnißvoll, unbegreiflich für die Menſchen war. Sie verſtanden damals gewiß nicht, wie der Herr es meinte mit dem Brot und mit dem Wein, mit ſeinem Leibe und ſeinem Blute. Allein ſie zweifelten auch keinen Augenblick

an dem, was ihr Herr ihnen sagte. Sie ahnten wohl seine Gedanken und glaubten seinen göttlichen Worten. Als der Herr nach seiner Auferstehung sie sichtbar verlassen hatte, da traten viele ernste Fragen an die Apostel heran. Man lese nur die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe. Die Frage aber, wie man das Abendmahl verstehen müßte, wie sich Christus mit den äußeren Zeichen verbinde, wurde auch nicht einmal laut. Weder die Apostel selbst, noch ihre Gemeinden beschäftigten sich mit dieser Frage. Man genoß das Abendmahl oft, jeden Sonntag. Man hielt es für ein hohes, heiliges Vermächtnis des Herrn; aber man erklärte das heilige Geheimnis nicht, man nahm es als göttliches Geheimnis hin. Der Herr hat es nicht erklärt, darum wollte und konnte niemand eine „Erklärung geben.“ Man begehrte sie gar nicht.

Die Reformatoren glaubten das thun zu können und zu sollen. Sie wollten nicht nur das heilige Vermächtnis des Herrn der Christenheit wieder rein überliefern, sondern sie wollten der falschen Lehre der römischen Kirche gegenüber zugleich die rechte Lehre darüber aufstellen und uns sagen, wie wir uns den Vorgang der Vereinigung Christi mit den Elementen zu denken hätten. Da gingen aber alsbald die Wege auseinander. So viele Reformatoren auftraten, so viele Ansichten vom Abendmahl gab es. Scheint es nicht, als ob der Herr uns damit sagen wollte, daß die Erklärung dieses Geheimnisses nicht in unseren Bereich gehöre? Wir wollen die edlen Männer der Reformation nicht meistern. Wenn man uns aber fragt, welcher von ihnen eine völlig genügende **Erklärung** dieses Wunders gegeben habe, so antworten wir getrost: „Keiner, so wenig als irgend jemand bis heute das Geheimnis der Vereinigung göttlicher und menschlicher Natur im Menschensohne selbst „erklärt“ hat. Oder darf sich jemand vermaßen, zu sagen: So und nicht anders kann und konnte es sein?

Genug sei uns, daß wir wissen, was wir am Abendmahl empfangen; das „wie“ dürfen wir getrost dem Herrn überlassen. Wie eine Mutter ihr Kind, dem sie das Leben gegeben hat, mit ihrem eigenen Blute nährt, so will der Herr die, die durch seinen Geist wiedergeboren sind, mit seinem eigenen Leben speisen. „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben.“ „Nehmet, esset, das ist mein Leib; nehmet, trinket, das ist mein Blut.“ Lassen wir uns diese Worte nicht verkümmern. Wo immer das Abendmahl nach Christi Einsetzung und im Glauben an ihn gefeiert wird, da gehe du getrost zum Abendmahl. Nimm es nicht aus der Hand des Pfarrers; frage nicht, wie er es erklärt. Nimm es aus der Hand deines Heilandes. Gehe im Geiste zu ihm, bitte ihn, es dir zu geben nach dem Sinn, wie er es verstanden, mit dem ganzen vollen Segen, den er hinein gelegt hat; dann empfängst du es vielleicht nicht nach lutherischer und nicht nach reformierter Kirchenlehre, — aber du empfängst es recht.

Laß dich auch nicht durch die äußere Form beeinflussen. Es ist zwar dem frommen Gemüte Bedürfnis, das Heiligste in feierlichster Form zu empfangen. Doch sehen viele aufrichtige Gotteskinder zu viel auf die äußere Form. Sie nehmen das Abendmahl lieber nicht, als daß sie es in einfacher Weise nähmen. Das ist nicht recht. Schau doch einmal die Form an, die Christus beobachtete, als er das Abendmahl einsetzte! — Ob man Hostien oder Brot, weißen oder roten Wein benützt; ob man dabei sitzt oder steht oder kniet; ob dabei Lichter brennen oder nicht; ob ein besonderer Beichtgottesdienst mit „Absolution“ vorangeht, oder ob nur ein Sündenbekenntnis unmittelbar vor dem Abendmahl betend vom Pfarrer gesprochen wird; ob man die Einsetzungsworte jedem einzelnen wiederholt, oder sie nur einmal beim Anfange spricht; — das alles kann den Segen des Abend-

mahls weder vermehren, noch vermindern. Der wahre Segen richtet sich nicht nach unserem Gefühl. Das Gefühl ist leicht erregt und verfliegt wieder leicht. Der wirkliche Segen bleibt als stille Kraft. Auf diese kommt es an, nicht auf die augenblickliche Nührung. Mit dem Herrn selbst müssen wir zusammenkommen, er muß sich uns mittheilen. Und das kann geschehen ohne viel äußeres Formenwesen. Das Eine, das hier not ist, ist allein der demütige, bußfertige, hungernde Glaube. Den aber können die edelsten Formen nicht geben, wo er nicht mitgebracht wird. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ Wo der Geist schwindet, da klammert man sich an die Formen an und erhebt sie nach und nach zur Hauptsache. So war es zu allen Zeiten.

Damit ist auch schon angedeutet, in welcher Herzensstimmung man sein soll, um das Abendmahl würdig zu genießen. Paulus sagt: „Wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt ihm selber ein Gericht.“ Dieses Wort wird denn auch gewöhnlich von den Pfarrern besonders betont. Nicht selten aber bleiben die Abendmahls Gäste im unklaren darüber, was zum würdigen Genuße nötig ist. Ja manche sind in vollständigem Irrtum darüber. Es ist mir öfters begegnet, daß Leute das Abendmahl gerne genommen hätten, es aber nicht thaten, weil sie glaubten, nicht recht dazu vorbereitet gewesen zu sein. Frägt man dann aber, warum sie nicht vorbereitet waren, oder was sie unter Vorbereitung verstehen, so heißt es gewöhnlich: „Ich hatte eine recht schlimme Woche. Ich konnte nichts lesen, fast nicht beten, allerlei Dinge haben mich zerstreut, aufgereggt, irritiert. Ich bin diese Tage so wenig fromm gewesen, daß ich so nicht zum Abendmahl gehen darf, ich wäre nicht würdig.“ Wem sind nicht schon solche oder ähnliche Bekenntnisse entgegengetreten? Die Selbstgerechtigkeit steckt eben tiefer, als man glaubt. Man möchte sich selbst ein bißchen schmücken; sich ein wenig mehr zusammennehmen als



sonst; etwas mehr beten als gewöhnlich, und wenn man dann mit sich selbst glaubt einigermaßen zufrieden sein zu können, dann hält man sich für würdig, zum Tische des Herrn zu gehen. Und doch ist gerade diese Gesinnung dem Herrn mißfällig; sie gerade macht den Menschen unwürdig vor dem Herrn. Sünder ruft der Herr zu sich; Sünder, die ihre Unreinheit erkennen, ihre Schwachheit fühlen, ihre vielen Fehler bereuen, ohne sie zu vertuschen; Sünder, die über sich Leid tragen, die nach Kraft und Stärkung sich sehnen, die da wissen, daß sie selbst sich nicht helfen können, daß nur der Herr mit seiner Kraft ihre Unarten heilen kann. Der Arme, der nichts Gutes bringen kann, der nur Schuld an sich sieht; der leidtragende, reuevolle, bußfertige Sünder, der nur des Herrn Gnade begehrt, der nur auf sein Erbarmen hofft: der allein ist dem Herrn angenehm, der ist recht würdig. In der Erkenntnis unserer Unwürdigkeit besteht unsere Würdigkeit vor dem gnädigen und barmherzigen Gott.

---

Nach dem Abendmahle spricht der Herr, theils noch im Saale, theils auf dem Wege nach Gethsemane die herrlichen Abschiedsworte, die uns Johannes vom 14.—16. Kapitel aufbewahrt hat, und die mit dem ergreifenden hohepriesterlichen Gebete im 17. Kapitel sich abschließen. Wir können sie hier nicht besprechen; sie allein geben Stoff zu einem Buche. Jedes einzelne Wort ist eine köstliche Perle. Der Herr geht der Schlachtbank, der Opferstätte entgegen. Die Welt stößt ihn aus. Sie wird auch seine Jünger hassen, verfolgen, ausstoßen. Sie werden über ein kleines seine sichtbare Nähe nicht mehr genießen dürfen. Sie müssen ihn aber bald sehen in den Händen des Fürsten dieser Welt, gerechnet unter die Uebelthäter. Dieser dunkle Hintergrund diktiert die Worte; für ihn sollen sie Trost bieten, ihn erhehlen. — Er scheidet nicht für ewig von ihnen. Er geht

zum Vater. Dort im lieben Vaterhause bereitet er Wohnung auch für sie; dort werden sie wieder mit ihm auf ewig vereint, ihn ewig schauen und besitzen. Auch in der angstvollen Welt läßt er sie nicht Waisen; er kommt unsichtbar zu ihnen; er wird durch den Geist des Trostes in ihnen wohnen. Ihr inniger Verkehr soll nicht abgeschnitten sein; sie dürfen mit ihm reden, zu ihm beten, und er werde sie hören, ihnen antworten. Auch nach seinem Weggange gelte es, ihn zu lieben, seine Gebote zu befolgen, in ihm zu bleiben, in seiner vollsten Gemeinschaft zu leben. Dadurch werde er sie dann, wie der Weinstock die Reben, fruchtbar machen, daß durch sie der Vater, der sie selbst liebt, hochgeehrt werde. Sie sollen, im Blick auf ihre noch große Ungeschicklichkeit, sich keine Sorge machen, denn der heilige Geist werde sie erleuchten und befähigen. Sie sollen nie verzagen, sondern daran gedenken, daß nicht sie ihn, sondern daß er sie erwählt habe, aus freiem Erbarmen, mit voller Kenntniss ihres Wesens. Auch vor der Welt sollen sie nicht erschrecken; denn einen starken Bundesgenossen hätten sie auf ihrer Seite, den Geist der Wahrheit. Der werde die Welt strafen, sie richten, so daß sie sich des Bewußtseins ihrer Sünde, ihrer Ungerechtigkeit, ihres wartenden Gerichtes nicht ent schlagen könne. Ihr Geschrei sei das von überwundenen Feinden. „Seid getroßt, ich habe die Welt überwunden.“

Und nun spricht der Herr das heilige Gebet. Das letzte Wort im Jüngerkreise richtet er an den Vater. Er legt an das Herz seines Vaters seine Jünger, die um ihn stehen, und alle die, die bis ans Ende noch sich ihnen anschließen werden.

Seine Aufgabe steht vollendet vor ihm. Er hat des Vaters Willen gethan, ganz gethan. Er hat seinen Namen verklärt. Er steht mit seinem Geiste „nicht mehr in dieser Welt;“ er steht auf dem Standpunkt des vollbrachten Sieges! — Wahrlich, nie hat ein Mensch also geredet

und also gebetet, wie dieser Mensch! Wahrlich, er ist der Anfänger und Vollender des Glaubens.

Doch wir müssen abbrechen. Treten wir nun mit dem Herrn auf den geheimnißvollen Schauplatz seines Kampfes: Gethsemane!

### 5. Der Entscheidungskampf mit der Macht der Sinnsternis.

Wir stehen vor dem tiefsten Geheimnis der evangelischen Geschichte. Wir sahen den Herrn vom Verklärungsberge an mit ruhigen, festen Schritten Jerusalem zugehen. Wir sahen ihn auf dem Wege in majestätischer Weise seine größten Thaten vollbringen und die tiefsten Wahrheiten über seine Person aussprechen. Wir hörten ihn mit göttlicher Ruhe von seinem Leiden, Sterben, Begräbnis reden. Wir waren Zeugen seines überlegenen, königlichen Auftretens unter seinen Feinden in Jerusalem. Wir begleiteten ihn in den Saal zum Passahmahl und sahen, wie er das Abendmahl einsetzte, wie er seinen Jüngern sein Blut, als schon vergossen, darreichte, sein Sterben, als schon vollendet, mit den Seinen feierte. Wir hörten seine unbeschreiblich schönen Abschiedsworte und erquickten uns an dem Strom des Friedens, der wie Wasser des ewigen Lebens von ihm ausging. Wir hörten ihn mit seinem Vater reden, als ob der Feind schon überwunden, der Sieg über die Welt und ihren Fürsten schon errungen, — als ob schon alles siegreich zu Ende geführt wäre. Mit göttlicher Hoheit, himmlischem Frieden, übermenschlicher Ruhe und Würde sahen wir ihn bisher dem Leiden entgegengehen. —

Und was sehen wir jetzt? Welch ein Kontrast! Welch unbegreifliche Veränderung! In den Garten eingetreten,

läßt der Herr die Jünger am Eingange zurück mit der Ermahnung, zu wachen und zu beten, daß sie nicht in Versuchung fallen. Mit seinen drei Vertrauesten, Petrus, Jakobus und Johannes, tritt er tiefer in den Garten hinein. In ihrer Mitte fängt er an zu trauern, zu zittern und zu zagen, und sagt ihnen: Trauerumfängen ist meine Seele bis zum Tode. Der Mann, dessen Wort die Elemente der Natur gehorchten, vor dem der Tod floh, der keine Furcht kannte, — der steht jetzt vor schwachen Jüngern klagend, trauernd, zitternd, zagend! Sein ganzes Wesen bebt und schaudert; unaussprechliches Weh drückt sich in seinem Angesicht aus; eine Beflemmung, eine Bangigkeit, eine Angst, ein Todesweh, — ein Zagen bis zum Zusammenbrechen; — eine Erschütterung seines Leibes und seiner Seele bis zum Erliegen, bis zum Vergehen ergreift ihn! — Er kann nicht bleiben. „Wachet und betet mit mir,“ sagt er seinen Jüngern, und reißt sich los von ihnen einen Steinwurf weit. Er muß jetzt ganz allein sein mit seinem Vater. — Er fällt auf die Kniee und schreit aus der Tiefe seines Herzens, daß es weit durch die dunkle Nacht hallt: „Vater, Vater, wenn es möglich ist, so nimm diesen Kelch von deinem Kinde!“ Er fällt aufs Angesicht, er liegt auf der Erde, wie ein Wurm, und ruft „mit starkem Geschrei und Thränen“ „dieselbigen Worte“: „Abba, Vater, es ist dir alles möglich; wenn's möglich ist, so überhebe mich dieses Kelches; wenn es einen andern Weg zur Erlösung giebt, so wähle einen andern, nicht den furchtbar schaurigen, — doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Doch der Himmel bleibt verschlossen. Kein Lichtstrahl des Trostes, kein Wort der Erquickung vom Vater kommt. Das namenlose Weh bleibt ungestillt!

Der Herr steht auf, geht zu seinen drei Jüngern, hoffend aus ihrem gemeinsamen Gebet einen Trost zu empfangen. Umsonst! Sie schlafen vor Traurigkeit. Mit flehentlicher

Bitte ermahnt er sie, ihn jetzt nicht allein zu lassen, mit ihm zu wachen und zu beten, und geht abermals an denselben Ort. Er wirft sich wieder in den Staub; er betet wieder dieselbigen Worte; er betet heftiger; er muß die Nacht durchbrechen; er muß an das Herz seines Vaters dringen, er muß eine Antwort haben. — Aber der Vater antwortet nicht. Auch dieses Mal verhallt sein Schreien in der einsamen, schweigenden Nacht. Kein Tröpflein Trost erquickt den müden Dulder. Die Wassermogen der Angst wachsen, und der Vater läßt schweigend sein Kind ringen. Nochmals eilt er zu seinen Jüngern, und nochmals muß er seine gänzliche Verlassenheit erkennen.

Zum drittenmal stürzt er in die dunkle Nacht, an den einsamen Ort. „Und es kam, daß er mit dem Tode rang.“ „Es war aber sein Schweiß wie Tropfen dicken Blutes, die fielen auf die Erde.“ — Der Tod schauert durch seine ermatteten Glieder. Die Fluten der Angst steigen aufs höchste, sie gehen über sein Haupt. Das Blut tritt aus dem Körper hervor und rinnt in dicken Tropfen auf die Erde! Welch unbegreifliches, unerhörtes Leiden ist doch das! Er ist am Erliegen. Er betet dieselbigen Worte wieder. Aber sie waren wohl nur noch ein Wimmern, ein Winseln (Jes. 38, 41). Wird diesmal das ergreifende „Abba, Vater“ durch die Nacht zum Himmel dringen? Wird auch diesmal der Vater schweigen können? Muß ihm nicht sein Herz brechen über so entsetzlicher Angst, so unbeschreiblichem Weh, das auf dem Sohne des Wohlgefallens lastet? O hätten wir in jener Stunde in des Vaters Herz sehen können! — Er konnte nicht antworten! Warum? Davon wollen wir nachher reden. Hier aber wollen wir in tiefer Demut einschalten:

O Herr, was du erduldet,  
 War alles meine Last.  
 Ich, ich hab es verschuldet,  
 Was du getragen hast.

Der Vater verkehrte nicht selbst mit dem geliebten Sohne, der an der Statt der Sünder im Gerichte stand. Aber etwas that er. „Es erschien ihm ein Engel und stärkte ihn.“ Welche Botschaft der Engel dem Heiland brachte, wie er ihn stärkte, wissen wir nicht. Doch dürfen wir uns ja wohl darüber unsere Gedanken machen. Und so denke ich mir, der Engel habe dem Heiland sagen dürfen, daß des Vaters Auge mit unendlicher Liebe ihn begleite; daß auch jetzt, da er ihn verlassen müsse, da die Gewitter des Gerichtes über ihn hereinbrechen müssen, sein Angesicht hinter den Wolken über ihm leuchte; daß er im Erliegen liegen und einer gesunkenen Welt eine ewige Erlösung erwerben werde. — Jedenfalls sehen wir den Herrn von da an gerüstet, getröstet, gestärkt und seinen Weg durch die Leidensflut wandeln wie ein Held.

Wer nun mit offenem, teilnehmendem Herzen dieses Seelenleiden des Herrn in Gethsemane betrachtet, dem ist es Bedürfnis, darüber nachzudenken und auf die Frage Antwort zu suchen: Woher kam doch dieses beispiellose Leiden des Herrn? Woher dieser unbegreifliche Wechsel seiner Stimmung zwischen dem hohepriesterlichen Gebet und dem sich gleich daran anschließenden, ihn bis zum Zagen, bis zum Erliegen erschütternden Seelenkampfe? — Auch wir wollen dieser Frage näher treten. Sie wird zwar ihre volle Antwort erst in der Ewigkeit finden; denn kein Menschenverstand wird je die ganze Tiefe dieses Leidens erklären. Dennoch ist es der Mühe wert, darüber nachzudenken. Und was der Herr im Lande des Stückwerkes an Erkenntnis seines Erlösungswerkes seinen Erlösten schenken kann, das möge er in Gnaden uns und andern mehr und mehr zu unserem Trost und zu unserer Kraft schenken!

Was bei dem Herrn als Ursache seines Seelenleidens in Ein Ganzes zusammenfloß, das können wir, soweit wir es erkennen, nur in einzelnen getheilten Strahlen überschauen



und uns vergegenwärtigen. Und da wollen wir mit dem Naheliegenden beginnen und von der Oberfläche in die Tiefe zu dringen suchen.

a) Es ist natürlich, daß wir uns zuerst vor Augen stellen, was für ihn der nun bevorstehende Tod sein mußte.<sup>a</sup> Der Tod ist der König der Schrecken. Das schon für uns, die wir doch, als Sünder, an den Tod gewöhnt sind. Unser Leben ist ein langames Sterben. Der Tod wohnt in uns mit der Sünde und arbeitet fort und fort an der Zerstörung unseres Lebens. Jede Krankheit ist ein Regen des Todes in uns. Siehe einen jungen, gesunden Menschen in der Blüte seiner Jahre und seiner Kraft an, und stelle neben ihn einen Greis, da siehst du die Arbeit des Todes klar. Der Greis ist schon halb gestorben. Seine Körperkraft ist geschwunden, sein Geist hat abgenommen, sein Seelenleben, sein Empfinden wird schwächer. Er gleicht einem welkenden Baum, einem erlöschenden Licht. An ihm hat der Tod nur noch geringe Arbeit zu thun. Ein Kind und ein Greis stirbt leichter, als ein Mensch in der Blüte seiner Kraft. Ein kraftvolles Leben zu knicken, dazu braucht es eines stärkeren Stoßes. Aber auch der gesundeste, kräftigste Mensch trägt den Keim des Todes in sich, weil die Sünde in ihm wohnt. Kein Mensch ist absolut gesund, weil keiner heilig, sündlos ist. Obgleich wir nun aber so im Sterben leben, so mit dem Tod verwandt sind, daß er geradezu über uns herrscht und wir ihm machtlos unterworfen sind, so ist er doch noch ein Gegenstand der Furcht, des Schreckens, das Widernatürlichste, das wir kennen. Der Tod ist von Natur jedem Menschen ein Grauen.

b. In wie viel höherem Maße mußte er aber das für den Heiland sein! Er hatte mit dem Tode nichts Verwandtes, weil er ohne Sünde war. Er war auch seiner Menschheit nach für das ewige, himmlische Leben reif. Sein Empfinden

gegen die Unnatur des Todes war unendlich viel tiefer, als das unsrige. Die Sünde stumpft unser Gefühl ab. Das war bei ihm anders. Er war der einzige Mensch, der das Bittere, das Demütigende, das Unnatürliche des Todes ganz erkannte. Er trug den Tod, als Stachel der Sünde, nicht in sich, daher konnte er sich auch nicht daran gewöhnen. Für ihn war er ein Feind, der von außen kam, der kein Recht an ihn hatte. Er war ganz gesund, der einzige gesunde Mensch, der über die Erde ging. Sein Leben brechen zu lassen, war für ihn deswegen auch etwas, das wir uns gar nicht vorstellen, von dem wir kaum etwas ahnen können. Es war der denkbar größte Widerspruch zu seinem ganzen Wesen. In ihm wohnte nur Leben, gesundes, heiliges, göttliches Leben. Und das sollte nun dem Tode überliefert werden!

c. Doch das ist noch nicht alles. — Er trug in sich das Bewußtsein, daß „durch ihn und zu ihm“ alles geschaffen war, was geschaffen ist; daß er der Lebensfürst war, dem alles Lebendige sein Bestehen verdankt. Und nun sollte er selbst dem Tode sich unterwerfen, dem völligen Gegensatz seines Wesens! Wir können in unserem gefallenem, geknechteten Dasein uns unmöglich vorstellen, welch ein Grauen das heilige Wesen des Herrn dabei erfassen mußte, als er nun vor dem Schritte stand, sich als das vollkommene Licht in die vollkommene Finsternis zu ergeben. Wir haben für dieses Gefühl gar keinen Maßstab.

d. Noch mehr. Der Heiland sollte den Tod schmecken, nicht als einen gewöhnlichen Tod, sondern als das Gericht über die ganze gefallene Sünderwelt. Der Stachel des Todes ist die Sünde. Auch unser Sterben ist ein Gericht über unsere Sünde.

Wer Vergebung der Sünde hat, für den mag die Auflösung im Tode wohl auch noch mit Schauern verbunden sein, denn der Tod gehört eben nicht zu unserem ursprüng-

lichen Wesen; allein für einen solchen, mit Gott versöhnten Menschen ist das Sterben doch etwas ganz anderes. Der Stachel ist weggenommen, das Gericht steht nicht mehr dahinter, es ist bereits geschehen, die Aussicht ist frei und friedlich: es ist ein Heimgang des Kindes zum Vater. — Anders ist der Tod eines Menschen, der in seiner Sünde stirbt. Da bleibt der entsetzliche Stachel. Das Gericht macht sich im Gewissen geltend. Nicht nur der widernatürliche Weg ist da schaurig, sondern das Ende des Weges, der Zorn Gottes ergießt seine Strahlen ins Gewissen. — Diesen Tod an der Statt der Sünder hat der Heiland schmecken müssen.

Ja, nicht nur den Tod eines Sünders mit seinem Gerichtsstachel, sondern den Tod für eine Welt voll Sünder, das Todesweh, die Gerichtsangst von Millionen sollte ihn, ihn allein treffen, damit sie im Frieden sterben könnten!

Von hier aus befremdet uns das Bittern und Bagen, der blutige Angstschweiß unseres Herrn schon nicht mehr. Ja, wir schauern vor der ungeheuren Tiefe seines Leidens, vor der unberechenbaren Last, die auf seinem Herzen lag.

Allein das ist noch nicht das Ganze.

*In der Vorlesung* *Was ist es, das unsere Leiden auf Erden lindert*  
 Was ist es, das unsere Leiden auf Erden lindert und sie erträglich macht? Es ist die Liebe, die wir dabei erfahren, das Mitleid, der Zuspruch des Trostes, die helfende, pflegende, aufopfernde Theilnahme lieber Menschen. Wie ganz anders erträgt du körperliche Schmerzen, wenn du um dein Lager herzliche, teilnehmende Liebe, erbarmende Pflege siehst. Ach, da fühlt man die Schmerzen nur halb, sie thun nicht mehr so weh. Aber auch, wo sie noch heftig brennen, fühlst du doch ein geheimes Glück, weil sie Ursache sind, daß du so viel Liebe und Theilnahme genießest. — Was macht dagegen unser Leiden auf Erden doppelt schwer? Wenn

es einsam getragen werden muß, wenn du niemand hast, der dich versteht, der dir ein Wort des Trostes spendet. Wenn gar die Leute, von denen du Theilnahme erwarten dürdest, denen du Liebe erwiesen hast, dich verlassen, dich noch mißhandeln, oder gar die Ursache deiner Leiden sind. Das schmerzt furchtbar.

Nun eben das hat der Heiland in seinem Erlösungsleiden im höchsten Grade zu ertragen gehabt. Er mußte alles Schwere und Schmerzhafte, das durch die Sünde auf der Menschheit lastet, aufs tiefste erfahren. Nicht alle Menschen treffen alle Folgen der Sünde. Aber ihn mußten sie alle treffen, auf daß wir an ihm einen barmherzigen Hohenpriester hätten. „Siehe, ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen.“ Alle Jünger verließen ihn und flohen. Einer aus ihnen, „das verlorene Kind,“ um das der Herr schon lange trauerte, hat ihn verraten. „Der mein Brot ißt, tritt mich mit Füßen.“ Ein anderer, der „Fels“ hat ihn verleugnet und geschworen, er „kenne den Menschen nicht“. Sein Volk, dessen Hoffnung und Herrlichkeit er war, das er mit so erbarmender Liebe geliebt, dem er so viel Gutes gethan, stößt ihn aus, schreit über ihn: Kreuzige, kreuzige ihn! Es mordet ihn, „unter den Uebelthätern.“ Zugleich verbirgt der Vater, unter dessen Gericht er steht, sein Angesicht, und läßt ihn die Kelter des Zornes allein treten. Wahrlich auch in diesem Stücke hat nie ein Mensch getragen, was er trug. Wer aber meint, der Herr sei über die menschliche Theilnahme erhaben gewesen, er habe das nicht so wie wir gefühlt und gebraucht, der schaue nach Gethsemane und sehe, wie er dort zwischen seinem Vater und seinen Jüngern hin und her wandt und Trost sucht. Der Herr war auch ganz Mensch, und sein Empfinden für alles menschlich Edle war gewiß viel tiefer und reiner, als bei allen andern Menschen. So mußte ihn auch die entsetzliche Undankbarkeit von denen, die ihm so

hoch verpflichtet waren, und seine furchtbare Verlassenheit von allen Menschen aufs tiefste schmerzen. Ich habe schon weiter oben gesagt, daß es zum Größten gehöre, daß man vom Herrn sagen könne, daß er in den Tod gegangen sei für Menschen, die sein Leiden und Sterben nicht verstanden, nicht für nötig hielten, nicht wollten, sich daran ärgerten, ihn dafür spotteten und schmähten. Und jetzt müssen wir sagen, daß das mit zum Schwersten gehörte, das ihn treffen konnte. Man denke sich doch ein wenig hinein in diese furchtbare Einsamkeit, in diese entsetzliche Verlassenheit inmitten der wütenden Feinde, umflutet von den Mächten der Hölle, — und dann schaue man wieder auf sein Zittern und Zagen, da wird es verständlicher!

c) Doch scheint mir das, was wir bis jetzt anschauten, sein Todesgrauen und seine Verlassenheit, noch nicht das wichtigste zu sein. Die unermessliche Schuld der Menschheit, für die er büßend eintreten sollte, und die sich in Gethsemane so, wie nie zuvor, vor sein Auge stellte, — das war dort wohl die tiefste Ursache seines Leidens. Zwar hat der Herr in seinem ganzen Leben die tiefe Verirrung und Verkehrtheit der sündigen Menschen erkannt und darunter gelitten; allein jetzt, in Gethsemane, beim Eintritt in sein letztes und eigentliches Leiden, da sollte er die ganze Schuld der Welt auf einmal zu schauen bekommen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Heiland als Stellvertreter der Menschen im Gericht, mit vollem Bewußtsein dessen, um was sich's handelte, mit ganzer Kenntniss der Schuld, für die er bezahlen sollte, in sein Leiden eintreten mußte. Wir Menschen leiden meistens, ohne Beachtung des Ernstes, der hinter dem Leiden steht. Wir leiden nie mit vorausgehendem, vollem Bewußtsein der Tiefe, die unser Leiden etwa annehmen werde. Ja, wenn mancher ein heranziehendes, schweres Leiden vorher ganz erkennen und überschauen könnte, so würde er vor Angst erliegen. Alle zeitliche Bücktigung und

Prüfung hat der gnädige Gott mit einem Schleier bedeckt, so daß wir nur von Tag zu Tag die Sache erkennen und so mit steter Hoffnung im Herzen hindurch geführt werden. Das Leiden an sich ist selten so schwer, als die Vorstellung, die wir uns davon machen, und die Angst, die wir davon haben. — Der Heiland aber mußte anders geführt werden, als er für die Menschen eintrat. Die ganze unermessliche Schuld der Menschheit mußte er kennen, um mit heiliger Beugung unter Gottes Gerechtigkeit die Strafe dafür zu tragen. Volle Kenntniß der Schuld, Anerkennung der Gerechtigkeit des richtenden Gottes, heiliges Tragen des Gerichtes: — darin bestand seine letzte Aufgabe.

Und nun denke man ein wenig nach über die Sünde der Welt! Seit sechstausend Jahren wälzt sich die Sünde wie ein schwarzer Strom durch die Menschheit. Ein Ocean von Sünde ist unsere Erde. Man denke an die himmel-schreienden Verbrechen, die seit Jahrtausenden von unzählbaren Menschen begangen wurden. Man denke an seine eigene Sünde und sage sich, daß von den Milliarden Menschen, die über die Erde gingen, auch nicht Einer war, der nicht ein Gericht verdient, der nicht Sünde zu der schon vorhandenen hinzugefügt hätte. Man denke nur, was jeden Tag Böses von der Erde gen Himmel steigt und Gottes heiliges Gericht herausfordert. Ich glaube, daß kein Mensch im stande wäre, den Anblick der Greuelthaten der Sünde, die auf Erden begangen wurden, zu ertragen — es würde ihn töten.

Diese unermessliche Schuld der Menschheit mußte aber der Herr in Gethsemane im Geiste schauen. Wie schwarze Gewitterwolken lagerte sich die Sünde über seinem Haupte und füllte den ganzen Horizont. Sie schied ihn jetzt von seinem Vater. Er sah nun, wie wohl nie zuvor, den ganzen unbeschreiblichen Jammer der gefallenen Menschheit, die ganze Flut des Verderbens, das bodenlose Meer der Sünde,

*Handwritten notes in the right margin:*  
 1. *W. J. ...*  
 2. *... all...*  
 3. *... von ...*  
 4. *... die ...*  
 5. *... die ...*  
 6. *... die ...*  
 7. *... die ...*  
 8. *... die ...*  
 9. *... die ...*  
 10. *... die ...*  
 11. *... die ...*  
 12. *... die ...*  
 13. *... die ...*  
 14. *... die ...*  
 15. *... die ...*  
 16. *... die ...*  
 17. *... die ...*  
 18. *... die ...*  
 19. *... die ...*  
 20. *... die ...*  
 21. *... die ...*  
 22. *... die ...*  
 23. *... die ...*  
 24. *... die ...*  
 25. *... die ...*  
 26. *... die ...*  
 27. *... die ...*  
 28. *... die ...*  
 29. *... die ...*  
 30. *... die ...*  
 31. *... die ...*  
 32. *... die ...*  
 33. *... die ...*  
 34. *... die ...*  
 35. *... die ...*  
 36. *... die ...*  
 37. *... die ...*  
 38. *... die ...*  
 39. *... die ...*  
 40. *... die ...*  
 41. *... die ...*  
 42. *... die ...*  
 43. *... die ...*  
 44. *... die ...*  
 45. *... die ...*  
 46. *... die ...*  
 47. *... die ...*  
 48. *... die ...*  
 49. *... die ...*  
 50. *... die ...*  
 51. *... die ...*  
 52. *... die ...*  
 53. *... die ...*  
 54. *... die ...*  
 55. *... die ...*  
 56. *... die ...*  
 57. *... die ...*  
 58. *... die ...*  
 59. *... die ...*  
 60. *... die ...*  
 61. *... die ...*  
 62. *... die ...*  
 63. *... die ...*  
 64. *... die ...*  
 65. *... die ...*  
 66. *... die ...*  
 67. *... die ...*  
 68. *... die ...*  
 69. *... die ...*  
 70. *... die ...*  
 71. *... die ...*  
 72. *... die ...*  
 73. *... die ...*  
 74. *... die ...*  
 75. *... die ...*  
 76. *... die ...*  
 77. *... die ...*  
 78. *... die ...*  
 79. *... die ...*  
 80. *... die ...*  
 81. *... die ...*  
 82. *... die ...*  
 83. *... die ...*  
 84. *... die ...*  
 85. *... die ...*  
 86. *... die ...*  
 87. *... die ...*  
 88. *... die ...*  
 89. *... die ...*  
 90. *... die ...*  
 91. *... die ...*  
 92. *... die ...*  
 93. *... die ...*  
 94. *... die ...*  
 95. *... die ...*  
 96. *... die ...*  
 97. *... die ...*  
 98. *... die ...*  
 99. *... die ...*  
 100. *... die ...*



die unberechenbare Schuld. Wie sollte da nicht ein Entsetzen sein ganzes Wesen erfassen?

Doch noch nicht genug. Er sollte ja nicht bloß dieses furchtbare Bild sehen, sondern für diese schauerliche Sünde eintreten, dafür bezahlen, die Schuld auf sich nehmen, das Gericht dafür tragen! Er allein kannte den heiligen Gott; er allein konnte auch ermessen, welch entsetzliches Gericht diese Sündenschuld verdiente. Er, der geliebte Sohn, soll dafür zum Fluch gemacht werden! Er soll zur Sünde, d. h. zu diesem Häßlichen, Schauerlichen, Teufelischen, das er vor sich sieht, gemacht werden! Er, den bisher keine Sünde berührte, der vor ihr den tiefsten Abscheu hatte, er soll jetzt dieses Furchtbare sich aufladen, sich damit umhüllen lassen; er soll es als sein Eigentum ansehen, sich damit identifizieren. Dieses Werk des Teufels soll er nun zu dem seinigen machen vor seinem heiligen Vater, und dafür das Gericht Gottes tragen, es heilig tragen! — Wahrlich, wer schon mit seiner eigenen Sünde lebend vor dem heiligen Gott stand, und sich dann den heiligen „Menschensohn“ in Gethsemane vergegenwärtigt, der wird von Schauer erfaßt und muß fragen, wie es möglich war, daß der Herr in jener Stunde nicht verging. — Ja, mein Heiland, wenn ich auch nicht alles verstehe, was dort auf deine heilige Seele einströmte, so begreife ich doch dein Bittern und Zagen, deine Angst, dein Weh!

„Sag an, wie heißt die Richtstatt heil'ger Schrecken,  
Wo ganz allein in sternenloser Nacht,  
Den Kelch des Zorns bis auf den Grund zu schmecken,  
Der treuste Held gerungen und gewacht?  
Wo, gleich dem Mond bei finstern Nachtgewittern,  
Das reinste Herz verging mit Surcht und Zittern,  
Belastet mit der Menschheit ganzem Weh? —

Gethsemane!

Gethsemane, in deine stillen Räume  
 Laß oft mich pilgern aus dem Lärm der Zeit;  
 Gethsemane, im Schatten deiner Bäume  
 Gib mir den Frieden, den die Welt nicht beut;  
 Und kommt dereinst auch mir die bangste Stunde,  
 Dann bett' ich mir auf deinem heil'gen Grunde,  
 Daß ich dem Tod getrost ins Auge seh, —  
 Gethsemane!" (Gerok)

4. d) In dem dunklen Bilde dürfen wir jedoch das Dunkelste nicht vergessen, — die Macht der Finsternis. Der Herr selbst macht auf diesen Feind aufmerksam, wenn er kurz vorher in den Abschiedsreden (Joh. 14, 30) sagt: „Ich werde jetzt nicht mehr viel mit euch reden, denn es kommt der Fürst dieser Welt, und hat nichts an mir.“ Hat der Teufel in seiner ersten Versuchung den Herrn mit Lockungen angelassen, so stürmt er jetzt mit seinem finstern Heere durch Schrecken auf ihn ein. Es ist uns nicht gesagt, wie die Macht der Finsternis ihm hier zusetzte; genug aber ist, daß sie jetzt ihren furchtbarsten Kampf gegen ihn entwickelte. Es galt jetzt siegen oder für immer gerichtet sein. Das ganze finstere Geisterheer der Hölle wird ihn in jener bangen Stunde umgeben und angegrinst haben. Und diesem Feinde, dieser teuflischen Macht sollte er nun überliefert werden; sie sollte ihr Spiel mit ihm treiben, sie sollte ihn töten dürfen! Denn der Teufel, der Mörder von Anfang tötete ihn. Ihn müssen wir hinter allem uns denken, das dem Herrn widerfuhr. Er war der wirkliche Führer jener teuflisch erregten Menschenmenge, die den Herrn mißhandelte und kreuzigte. In jener Stunde in Gethsemane hat wohl der Fürst dieser Welt dem Herrn vorgehalten, welch große Beute ihm, dem Teufel, dennoch bleibe; wie die meisten Menschen vor wie nach freiwillig sich ihm ergeben, wie er ihr Mann sei, wie sie von einer Erlösung und von einem Erlöser nichts wissen wollen; wie thöricht

es sei, für eine Menschheit einzutreten, die zum größten Theile und zu allen Zeiten nur über diese That lachen und spotten werde. So daß sich hier, angesichts des unerhörten Leidens, in das er eintreten sollte, beim Herrn wohl die prophetische Klage erfüllte: „Ich aber dachte, ich arbeite vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu.“ Doch, wie immer wir uns die Anläufe des Teufels denken mögen, — sie werden alles übertroffen haben, was wir uns davon vorstellen können. Die Ewigkeit allein wird uns dieses schauerliche Geheimnis erklären und erst den rechten Begriff geben von dem unbeschreiblichen Leiden, das der Herr dort für uns ertrug. Da wird auch unser Dank erst den rechten Ton, die rechte Tiefe finden. Da werden wir dann mit vollem Verständniß einstimmen in das neue Lied der viel tausendmal tausend: „Das Lamm, das geschlachtet ist, ist würdig zu nehmen Kraft, und Reichthum, und Weisheit, und Stärke, und Ehre, und Preis, und Lob.“

#### 4. Einige Früchte aus Gethsemane.

Gethsemane ist die beste Schule zur Sünden-erkenntnis. Die heilige Schrift spricht uns vom Zorne Gottes über alles gottlose Wesen. Viele Menschen können sich nicht recht vorstellen, daß Gott, der doch die Liebe ist, auch zürnen könne. Wenigstens ihre Sünden, die ja doch gering seien im Vergleich zu denen anderer Menschen, könnten vom Zorne Gottes nicht getroffen werden, die könne Gott nicht so ernst ansehen. Sie meinen es ja nicht so böse, sie seien eben manchmal schwach; das seien aber ja alle Menschen, und da müsse der liebe Gott Nachsicht üben. So genau könne er es ja gewiß nicht nehmen. Sie nehmen es mit der Sünde leicht, darum soll Gott es auch leicht nehmen. Jeder denkt sich eben Gott so, wie er ihn braucht, wie er ihn gerne hätte. Unter diesem Gefühle gehen auch viele

Christen dahin, ohne es sich eigentlich klar zu machen. Sie nehmen es mit der Sünde nicht genau, und entschuldigen ihr Böses vor ihrem Gewissen, oder trösten sich mit falschem Trost. Dabei kommt es nie zu einer aufrichtigen Buße, zu einem wirklichen Leidtragen über sich selbst und daher auch nie zu wahren Trost und Frieden. Gethsemane aber zeigt uns, wie ernst es der heilige Gott nimmt mit unserer Sünde. Gott kann die Sünde nicht ohne weiteres übersehen, auch nicht ohne weiteres erlassen oder vergeben. Er muß sie strafen, richten. Sein heiliger Wille, sein Gesetz, muß aufrecht bleiben. Es muß gehalten werden, oder es muß sich an dem Uebertreter rächen durch Strafe, die der Uebertretung entspricht. Gott wäre nicht ein heiliger Gott, wenn er die Sünde ungestraft hingehen ließe. Damit sein heiliges Gesetz durch richtendes Strafen zu seinem Rechte käme und er doch den reumütigen Sünder nicht strafen müsse, sondern an ihm Vergebung und Erbarmen üben könne: darum gab er seinen Sohn dahin ins Gericht an unserer Statt, und belegte ihn mit unserer Sündenschuld, richtete an ihm nach seinem heiligen Gesetz unsere Sünde. Wenn du nun von da aus nach Gethsemane schaust und dir sagst, daß auch deine Sünde auf dem Herrn lag und ihm Zittern und Zagen, blutigen Schweiß verursachte: da kannst du doch deine Sünden, auch die gering scheinenden, nicht mehr als etwas Gleichgültiges vor Gott ansehen! Wahrlich, wer hier nicht zum Erwachen, zum Ernst, zur Treue gegen Gott, zum Danke gegen den Herrn kommt, der muß ein hartes, kaltes, verkehrtes Herz haben. Dem ist nicht mehr zu helfen.

Seine Angst ist unser Friede. Wer sich keinen Begriff davon machen kann, was es heißt, unter Gottes Gericht stehen, in seiner Sünde sterben, der kann es in Geth-

semene lernen. Die Geschichte des Sterbens und des Erwachens in der Ewigkeit bei Menschen, die trotz der Erlösung in ihren Sünden sterben, wäre gewiß das furchtbarste, das man hören könnte. Die Gerichtsangst, die Verzweiflung wird alles Denken übersteigen. Der Herr selbst spricht davon in furchtbaren Ausdrücken. Da sei Heulen und Zähneklappen; da werde ihr Wurm nicht sterben und ihr Feuer nicht verlöschen. Der Rauch ihrer Qual steige auf von Ewigkeit zu Ewigkeit! — Die Seelenangst des Gottmenschen in Gethsemane, die kein anderer Mensch hätte ertragen können, unter der jeder andere vergangen wäre, — sie tritt ein für dich, sie ist das Lösegeld für deine Angst, ja sie enthielt deine Verzweiflung.

Wer nun den Heiland als seinen Erlöser im Glauben ergriffen hat; wer mit ihm lebt und mit ihm stirbt, der ist aus der Angst und dem Gerichte herausgenommen, an ihn hat die Todesfurcht keine Macht. Sie darf ihn nicht anfallen, sie ist bereits getragen. Sein Sterben ist ein Entschlafen, sein Erwachen in der andern Welt ein Eingehen zum ewigen Leben. Wie sollte doch da jeder gläubige Christ ohne Aufhören nach Gethsemane blicken! Wie sollte er ohne Unterlaß mit tiefster Rührung dem Herrn danken. Diese Furcht, dieser Erwerb aus Gethsemane ist das höchste und köstlichste, was es auf Erden gibt. Der Tod mit seinem Gericht ist der furchtbarste Feind der Menschheit. Die Todesfurcht ist die entsetzlichste Knechtschaft, die das Leben aller natürlichen Menschen verbittert. Sie ist der geheime Stachel, der jeden Erdenpilger verfolgt, und ihn nie zu wirklicher Ruhe, zu einem wirklichen Glücke kommen läßt. Einen Schild gegen diesen Feind besitzen, eine Rettung gegen diesen Verfolger haben: das muß ja das größte auf Erden sein. Erst damit gewinnt das Leben seinen Wert. Erst dadurch kommt Ruhe und Frieden, die Grundlage jeden Glückes, jeder wahren Freude, in das sonst

trostlose Leben. Mit diesem Erwerb besitzt man nicht nur die selige Ewigkeit, sondern auch das irdische Leben. Nur ohne Todesfurcht kann man sich kindlich des Lebens freuen. Alles bekommt oder verliert seinen Wert, je nach dem Besitze oder Entbehren dieser Frucht aus Gethsemane.

Wenn nun aber der Herr so Schweres für uns trug, so Großes uns erwarb, so kann es ihm nicht gleichgültig sein, wie wir uns dazu stellen und verhalten. Es ist ihm nicht einerlei, ob du seine Liebe erkennst, ob du in demütigem, dankbarem Glauben seine Retterthat für dich ergreifst, sie dir aneignest, oder ob du in Leichtsinn und Verblendung kalt daran vorbeigehst, als habest du sie nicht nötig. Es ist ihm nicht gleichgültig um seiner Ehre willen und es ist ihm nicht einerlei um deines Loses willen. Ja, wenn es unserem Gott so ernst ist mit unserer Rettung, wie wir es in Gethsemane sehen, so sollte es auch uns selbst damit etwas mehr ernst sein. Wie hebt sich doch der heilige Ernst Gottes gegen die große Gleichgültigkeit der Menschen ab! Die meisten, die wohl auch selig werden wollen, betrachten das Seligwerden als etwas ganz Selbstverständliches, um das sie nicht zu sorgen brauchen, wofür sie keine Anstrengung zu machen hätten. Wie mancher wird sich am Ende seines irdisch gefinnten, ungöttlichen Lebens in seiner eitlen Hoffnung betrogen sehen! Der Herr sagt: „Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet. Denn viele werden, das sage ich euch, trachten, wie sie hinein kommen, und werden es nicht können“ (Luk. 13, 24).

Noch müssen wir das heilige Vorbild des betenden Dulders in Gethsemane in Kürze uns vorhalten. Alle Menschen müssen leiden. Keiner darf über die Erde gehen, ohne die Bitterkeit der Leiden zu schmecken. Oft wird die Trübsal schwer, so schwer, daß man glaubt, darunter



erliegen zu müssen. Dabei scheint es uns oft, als werde uns im Vergleich mit andern, ungerecht viel aufgeladen. Allein, wir alle leiden als Schuldige und empfangen immer weniger, als unsere Thaten wert sind. Nur einer litt unschuldig, an der Statt von andern. Und wie machte er es? Er betete. Er trug alles Leiden betend; er ging dem größten Leiden betend entgegen. Nur wenige Worte betete er; aber diese wenigen Worte, die das ganze Evangelium enthalten, ließ er wiederholt „mit starkem Geschrei“ durch die Himmel dringen, und „ist erhört worden.“ Wir würden freilich denken, er sei nicht erhört worden, da er ja des Kelches nicht überhoben wurde, sondern das Leiden zu Ende tragen mußte. Und doch ist er erhört worden, er wurde gestärkt, daß er den Willen des Vaters bis zum Aeußersten erfüllen konnte. Auch dem Paulus ging es so. Der Herr nahm ihm auf sein dreimaliges Flehen sein Leiden nicht ab, gab ihm aber die herrliche Antwort: „Daß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Daraus ergibt sich für uns zweierlei: Einmal das, daß wir auch alles Leiden betend vor Gott tragen dürfen und sollen; daß wir uns zum voraus in brünstigem Gebet gegen die heranziehenden Fluten der Trübsal wappnen und stärken, uns nie von ihnen unbewacht überfallen lassen sollen. Und dann, daß wir in allen Dingen unsern Willen dem Willen Gottes unterordnen müssen. Wir sollen glauben lernen, daß Gott unser Gebet, wenn es aufrichtig war, doch erhört hat, auch wenn die Erhörung nicht so eintritt, wie wir sie uns vorgestellt und erwartet haben. Nimmt dir der Herr das Leiden, um dessen Abnahme du ihn gebeten hast, nicht weg, so war dein Gebet doch nicht vergeblich. Der Herr hat es erhört und antwortet gewiß darauf, wenn auch in anderer Weise, als du meinst. Es gibt Christen, die glauben, die größte Gnade bestehe darin, ein Leiden, eine Krankheit wegbeten zu können.

Es ist allerdings tröstlich, wenn man auf sein Gebet die bestimmte Antwort, die Hilfe erfährt, die man erbeten hat. Allein es ist nicht immer das höchste und beste. Es gehört meistens viel mehr Glauben und Kraft dazu, ein Leiden nach Gottes Willen und seiner Verherrlichung zu tragen, als es wegzubeten.

Machen wir uns doch die Sache ein wenig klar. Die heilige Schrift sagt, daß „wir alle durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen müssen.“ Das ist die Grundregel, die Hausordnung im Reiche Gottes auf Erden. Diese Grundregel hat aber einen Zweck, nämlich: „Alle Trübsal, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber hernach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die darin geübet sind.“ Gott will, daß wir dieser Frucht der Trübsal theilhaftig werden. Dazu muß er uns in der Trübsal üben. Würde er uns aber jedes Leiden auf den ersten Schrei abnehmen, wie wir kurzfristige Menschen es begehren, so entginge uns einst die Frucht davon, die eben doch von ewigem Werte sein muß. Darum kann Gott uns nicht immer nach unserm Sinn erhören, er würde uns schädigen, wir würden einst, wenn die Ewigkeit uns die Erkenntnis öffnet, darüber klagen, wenn er es gethan hätte. Also: Gott handelt gegen uns als Vater, als die Liebe, auch dann, wenn er uns nicht so erhört, wie wir es wollen, wenn er uns unter einem Drucke läßt, um dessen Befreiung wir ihn anflehen. Liebt ein Vater deswegen sein Kind nicht, weil er ihm manchen Wunsch verweigert? Die Schule ist oft eine Last, ein Leiden für das Kind. Dort fangen die Sorgen des Lebens an, welche die frohe Kindheit stören. Und doch ist später jedes gute Kind dankbar, wenn der Vater fest bleibt und sich vielleicht auch nicht durch Thränen erweichen ließ. Der Vater kennt den Ernst des Lebens und sieht die Frucht der Schul-leiden voraus. Das Kind aber denkt nur an seine augen-

blicklichen Freuden und an die Last, die sie stört. Unser Leben aber ist eine Schule für das Himmelreich. Wir denken nur an unsere Sorgen und Leiden, die uns hier das Wohlfühlen stören, das wir begehren. Unser Vater aber denkt an die Frucht, die uns aus unserer Schule erwachsen soll, und handelt mit uns danach. — Ein verständiger Vater ist nicht hart gegen sein Kind. Es thut ihm auch leid, daß durch die großen Anforderungen der Schule und des künftigen Lebens seinem Kinde so frühe die frohen, glücklichen Kinderjahre verkümmert werden. Er sucht daher in Liebe das Verständnis für die Lage zu wecken und macht dem guten Kinde, das ohne Murren sich fügt, je und je eine Freude. So handelt auch unser Gott. „Nicht von Herzen plagt und betrübt er die Menschen.“ Unsere Leiden gehen ihm zu Herzen. Kann er es nicht abnehmen, so erhört er doch unser Gebet. Er schenkt uns Kraft zum Tragen und je und je eine freundliche Erquickung von seinem Angesicht. „Wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten!“ Jedes aufrichtige Gotteskind empfängt auf sein Gebet „gute Gaben,“ wenn auch nicht immer das, was es für etwas Gutes hält. Keines darf „beschämt“ (Ps. 74, 21) von seinem Angesichte gehen.

Wie ungeschickt und kindisch benehmen sich aber viele Christen! Wenn sie nicht alsbald empfangen, um was sie bitten, so werden sie mutlos, verzagt, kleingläubig, — oft gar ungläubig. Sie meinen alsbald, es sei eben mit den Gebetserhörungen doch nichts. Oder aber, sie meinen, sie müßten erst besser werden, würdiger vor Gott treten können, und das macht sie dann mutlos. Wir können aber vor Gott nichts verdienen, alles ist Gnade. Unser Gott ist auch kein Pedant, wie viele beschränkte Christen ihn verschreien. Er ist ein Vater voll Erbarmen, voll Liebe, der sich freut über jedes Herz, das aufrichtig vor ihm ist, und der jeden Menschen für sich behandelt, nach seinem Charakter, nach

seinem Glauben. Wie wenig kennen doch so viele Christen ihren Gott, sein Herz, seine Gedanken, seine Wege, sein Thun!

Es wäre einseitig, wenn wir den Zweck unserer Leiden nur in der Ewigkeitsfrucht suchen wollten. Die Leiden sollen hier schon etwas erreichen. Sie sind in Gottes Hand auch ein Mittel zu unserer Züchtigung und Erziehung für die irdischen Aufgaben: sie dienen zu unserer Läuterung und im besondern zur Entwicklung unseres Gebetslebens. Denn das hat doch wohl schon jeder, dessen Herz auf Gott gerichtet ist, gemerkt, daß er im Leiden mehr, inniger, brünstiger betet, als in guten Tagen. Allein wir wollen nicht weiter davon reden. Das aber müssen wir noch hervorheben, daß wir durch unsere Leiden Gott verherrlichen sollen. In unserer Trübsal will Gott zeigen — vor Menschen und Engeln, ja vor den Teufeln in der Hölle — wie sehr er einem Menschen das Herz abgewinnen kann; wie dieser Mensch dennoch an ihm festhält, ihn liebt, ihm dient, ihm dankt, — auch wenn er ihn noch so schwer mit Trübsal belastet. Und das scheint mir das größte auf Erden zu sein. Ja, zu des Herrn Ehre reden, handeln, arbeiten, das ist groß und herrlich; aber zu seiner Ehre leiden, dulden, tragen, das ist noch herrlicher. Wer des Apostels Paulus Arbeit überdenkt, der wird mit Bewunderung erfüllt; wer sich aber seine Leiden um Christi willen vergegenwärtigt, der wird vom Staunen übernommen. In seiner Arbeit ist er groß, in seinem Leiden majestätisch. Erst im Leiden offenbart sich uns und andern, was unser neuer Mensch vor Gott wert ist. Ein Kind weint und verzagt unter der Last, die ein Mann mit Leichtigkeit trägt. Ein kranker Mann wankt und bricht zusammen unter dem, was einen gesunden kaum eine Anstrengung kostet.

Da wir nun keineswegs der Trübsal entgehen können, so wollen wir doch ernstlich und betend darnach trachten,

daß uns die rechte Frucht daraus erwachse und daß unser Herr an uns verherrlicht werde. Wir sind ja im Leiden nicht allein. Wir haben selbst mehr als einen Engel, der uns tröste und stärke; wir haben den Herrn selbst, der bei uns ist alle Tage, bis ans Ende. — „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen er-  
säufen; und so du durchs Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden.“ „So fürchte dich nun nicht, denn ich bin bei dir“ (Jes. 42, 1. 2. 5).

Wir dürfen dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch einen Lichtstrahl aus Gethsemane aufzufangen: Die Offenbarung der Liebe Gottes. Alle Bibelerklärer sind darin einig, daß Christi Leiden in Gethsemane den Schlüssel zu seinem Leiden überhaupt gibt. Aber nicht nur die Tiefe und Schwere seines Erlösungsleidens tritt hier vor Augen, sondern auch die Größe der Liebe Gottes zu der gefallen Welt. Es fällt uns Menschen schwer, uns einen rechten Begriff von der Liebe Gottes zu machen. Bei manchen seiner Eigenschaften fällt es unserm Verstande leichter, weil wir für sie einen sichtbaren Maßstab haben. So für die Allmacht Gottes. Wer das Weltall anschaut, — ja nur den gewaltigen Körper unserer Erde, mit seinem ungeheuren Gewichte, und sich sagt, daß diese Erde im Weltall nur ein Sandkorn ist, daß unzählbare Weltkörper im unendlichen Raume kreisen, die an Größe unsere Erde viele Millionen Male überragen; wer dann daran denkt, daß Gott das alles durch sein Wort erschaffen, und es wie ein Stäublein in seiner Hand hält: der kann zwar das Wesen dieses wunderbaren Gottes nicht fassen, allein er ahnt etwas von seiner unbegreiflichen Macht und Herrlichkeit. Wir schließen von dem

sichtbaren Werke auf den unsichtbaren Baumeister. Und wie wenig sehen wir von diesem gewaltigen Werke! Und wie überwältigend ist für uns schon das wenige, das unser Auge erreicht! Es hilft uns aber, uns eine wenn auch mangelhafte Vorstellung von der Allmacht Gottes zu bilden. — Ebenso ist es mit der Allweisheit Gottes. Wer sich sinnend und denkend in die Schönheit, Zweckmäßigkeit, Harmonie, verstandsvolle Berechnung und mathematische Genauigkeit der Schöpfung vom Blümlein oder Käferchen, bis zu den Sonnenwelten, vertieft; wer den Reichtum des Lebens auf Erden in seiner großartigen Mannigfaltigkeit betrachtet und sich sagt, daß alles von den vier Lebensbedingungen, der Erde, dem Wasser, der Luft und der Sonne abhängt; wer vollends in die Geschichte der Menschheit blickt und durch all den Wirrwarr derselben den ruhig und sicher fortschreitenden, unsichtbaren Willen erkennt, der zu einem bestimmten Ziele hintreibt; wer sich klar macht, daß alle Weisheit und Wissenschaft der Menschen nur darin besteht, die Spuren dieser schöpferischen Weisheit aufzufuchen, zu erkennen, zu verwerten, — und wie wenig seit sechstausend Jahren darin geleistet wurde: der kann sich zwar keinen Begriff machen von dem unbeschreiblichen Wesen dieses großen Gottes; allein er kann doch etwas ahnen von der unermesslichen Tiefe seines Verstandes und seiner Weisheit. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.“

Für die Liebe Gottes aber fehlt uns der sichtbare, in die Augen fallende Maßstab. Zwar könnten wir von den Erweisungen der Liebe Gottes in unserm eigenen Leben aus auf das Ganze schließen. Allein wie wenig erkennen wir eben diese Erweisungen der Liebe Gottes an uns; wie ist unser Auge dafür dunkel geworden! Und wie gering wäre dieser Maßstab, selbst wenn wir in unserm Leben, diesem beschränkten Kreise, alles Eingreifen Gottes klar durchschauen



würden! — Wir könnten noch einen andern Vergleich suchen. Wir könnten uns vergegenwärtigen, daß alle die unzählbaren Menschen, die auf Erden leben, und die, die schon vorübergegangen sind, Liebe im Herzen hatten. Jeder Mensch besitzt ja Liebe. Es ist die Bieder, die Würde, die Herrlichkeit des Menschen nach Gottes Bilde erschaffen, daß er lieben kann, lieben muß, daß die Liebe ein Stück seines Wesens, und zwar das beste Stück davon ist. Wenn auch viele Menschen die Liebe verlieren, diesen göttlichen Zug ihres Wesens verunstalten, in Selbstsucht und Haß verkehren, — so war er doch einmal da und in ihrer Kindheit vielleicht sehr lebendig vorhanden. Wir könnten uns erinnern, daß es doch viele edle, recht liebevolle Menschen auf Erden gibt und gab, Menschen, denen man es auf dem Angesichte liest, deren ganzes Leben es erzählt, daß sie von Gottes Liebe erwärmt, in einem Leben der hingebendsten Liebe ihr Glück finden. Und da es auf Erden keine Liebe gibt, die diesen Namen verdient, ohne von Gott; — da alle Liebe im Herzen der Menschen ein Tropfen aus der Liebe Gottes ist: so könnten wir uns die Summe davon vorzustellen suchen, — und es gäbe gewiß eine köstliche, herrliche, unberechenbar große Summe von Liebe, — und könnten davon einen Schluß ziehen auf das Herz, auf die Liebe Gottes, von der ja alles nur ein Ausfluß ist.

Alein auch das gäbe uns nicht den rechten Maßstab. Es wäre kaum so viel, als wenn jemand von den Taupropfen an den Gräslein einer Aue auf die Gewässer des Ozeans schließen wollte. Ja, alle Liebe der Menschen zusammengenommen wäre gewiß nur, im Vergleich zur Liebe Gottes, wie ein Tropfen im Vergleich zum Weltmeer. Gott ist die Liebe. Seine Allmacht ist eine Eigenschaft, Liebe aber ist sein ganzes Wesen. So wenig wir uns einen Begriff machen können von dem unbegreiflich herrlichen, majestätischen Wesen unsers Gottes, so wenig vermögen wir

seine Liebe zu ermessen. Möchten wir uns doch mehr und mehr gewöhnen, unsern Gott uns nicht nach unserm armen Wesen zu denken, ihn nicht nach unserem beschränkten Herzen zu beurteilen. Seine Liebe geht über alles. Wo noch ein Fünkchen von Göttlichem in einem Menschen liegt, das läßt er nicht zu Grunde gehen, das pflegt und schützt er, das sucht er zu wecken und an sich zu ziehen. „Den glimmenden Docht will er nicht auslöschen.“ Das Wesen der Liebe besteht darin, sich andern mitzuteilen, andere glücklich zu machen. In der Liebe wohnt das Glück. Ohne Liebe gibt es kein wahres Glück, weder im Himmel noch auf Erden. Alle Liebe auf Erden aber soll uns ein Wegweiser werden zu Gott. Denn nur in der Liebe Gottes, zu der jeder Mensch geschaffen und angelegt ist, findet das Menschenherz sein ganzes, volles Glück. So lange das Herz nicht in Gottes Liebe lebt, bleibt es unbefriedigt und kommt nicht zur Ruhe.

Als alleinigen Maßstab der Liebe Gottes gibt uns der Herr selbst das an: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 16). Und Johannes gibt dasselbe als höchsten Beweis der Liebe Gottes an, wenn er in seinem ersten Brief Kap. 4, 9 sagt: „Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.“ — Also die Hingabe seines Sohnes in die Welt, ins Gericht, in den Tod am Kreuze an der Statt der Menschen, das ist die höchste Offenbarung der Liebe Gottes gegen uns. An dieser That allein kann seine Liebe bemessen werden. Und das ist allerdings auch das höchste, das man sich denken kann. Damit hat Gott das größte Liebesopfer gebracht, das er bringen konnte, wogegen die ganze Welt mit all ihrem Werte, mit all ihrer Herrlichkeit nicht in Vergleich kommt. Mehr als das

konnte Gott nicht geben. Er hat damit alles gegeben. Auch unsere Elternliebe ist eine Gabe Gottes. Es gibt nur Vaterliebe auf Erden, weil sie in Gottes Herzen wohnt. Ehe ein Vater sein Kind opfert, gibt er lieber alles andere, auch sich selbst hin. Das Kind der Liebe ist dem Vater mehr, als sein eigenes Leben, mehr als alles denkbar andere. Der Gegenstand, wofür ein solches Opfer gebracht wird, muß deshalb auch von unvergleichlichem Werte, die Liebe, die ein solches Opfer bringt, von unvergleichlicher Größe sein. Ein irdischer Vater würde sein Kind nicht freiwillig opfern, wenn er ein Königreich, ja, wenn er die ganze Welt dafür gewönne. Das einzige, wofür er es thun könnte, wäre Gott selbst, weil er in Gott sein Kind wiederfände, — wie Abraham. Mein Leben kann und darf ich für ein anderes Menschenleben einsetzen; aber nicht das meines Kindes. Gott aber gab seinen eingebornen Sohn, den ewigen Abglanz seiner Herrlichkeit, in den Tod, in einen solchen Tod, um gefallene Menschen wieder für seine Gemeinschaft zu gewinnen, um sie in seiner Liebe ihr ewiges Glück finden zu lassen, um ihnen an seiner eigenen Seligkeit und Herrlichkeit ewigen Anteil schenken zu können! Er that das mit dem Bewußtsein, daß viele der unglücklichen Erdenpilger diese That unbeachtet lassen würden, ja daß die besten unter ihnen sie nie recht begreifen, nie genügend würdigen könnten. Er that es dennoch! Wahrlich, Gott ist die Liebe, die unbegreifliche, die alles Denken übersteigende, anbetungswürdige Liebe. Möchte doch diese Liebesthat, mit solcher Liebesabsicht, unsere Herzen recht erwärmen und mehr der Gegenstand unseres Denkens und Dankens werden! Wir gewöhnen uns so leicht an das Hören dieser großen Dinge, und dann verlieren sie für uns die Kraft. Unsere Liebe bleibt dann kalt und wird nicht geweckt.

Es ist unsere Pflicht, Gott von ganzem Herzen zu lieben, und es ist des Menschen höchstes Vorrecht, Gott kindlich lieben zu dürfen. Wie kann man dazu kommen, diese Pflicht

zu erfüllen und dieses Vorrecht zu genießen? Es geht manchem Menschen so schwer. Auch viele Christen führen ein so kaltes, konventionelles, zwar formgerechtes, aber so wenig inniges, liebendes, kindliches Christenleben. Sie bleiben im Vorhofe und kommen nie ins Allerheiligste des Vaters. Und doch ist der Weg zu diesem höchsten Glück so einfach. „Das kleinste Kind kann seine Mutter lieben!“ Wie macht es ein Kind, daß es zu so tiefer, inniger Liebe zu Vater und Mutter kommt? Daß es so mit ihnen zusammenwächst, daß die Trennung von ihnen es mit so tiefem Weh erfüllt, es krank macht? Das Kind läßt sich einfach lieben; es genießt mit vollen Zügen die Liebe der Eltern, und dadurch erwacht Gegenliebe. Nur Liebe weckt Liebe. Wer nach Gethsemane und Golgatha geht und dort mit wachem Gewissen die Gottesthat der Liebe anschaut, als für ihn gethan; wer in sein eigenes Leben blickt und mit offenem Sinne Gottes Liebeserweisungen betrachtet; wer oft in das Evangelium sieht, und dort die herzlichen, erbarmenden Worte Gottes an arme Sünder, — die unbeschreiblich herrlichen Verheißungen des Vaters für seine in der Fremde irrenden Kinder liest; — wer sich, mit einem Wort, von seinem Gotte lieben und die seligen Strahlen seiner Liebe auf sein Herz wirken läßt: der muß auch zu immer brünstigerer Gegenliebe zu seinem Vater im Himmel erweckt werden. Wer seinen Gott kennt, kann nicht anders, als anbetend ihn lieben. Gottes Liebe muß jeden Menschen erwärmen, wenn er sie nur erkennen will, wenn er nur aus dem trüben Schatten der Welt sich unter ihre milden, erquicklichen Strahlen stellen mag. Wer aber dennoch kalt bleibt, auch wenn die Sonne ihre hellen, warmen Strahlen vom Himmel ergießt, der ist entweder krank, gefährlich krank, oder — tot. Wie unglücklich ist doch das Kind, das, wenn es einen guten, lieben Vater hat, allein und unbekümmert um des Vaters Liebe im Ungehorsam sich draußen in der

Welt heruntreibt. Es kann wohl manche Lust genießen : es kann sich wohl einbilden, es sei frei von des Vaters Zucht; aber glücklich ist es nicht. Sein inneres Leben ist friedelos, leer, zerstört, ohne Harmonie, — es ist krank. So aber sind die meisten Menschen vor Gott. Möchte der barmherzige Gott noch viele solcher kranker Kinder dazu bringen, daß sie sich des Vaters und des Vaterhauses erinnerten und unter der Liebe ihres Gottes Gesundheit und Leben fänden ! —





## VI.

### Der treue und wahrhaftige Zeuge.

**D**ie eigentliche Leidensgeschichte vom Ausgang aus Gethsemane bis zum Verschenden des Heilandes auf Golgatha kann man in drei Haupttheile zerlegen. Der erste Theil umfaßt die Gefangennehmung, die Verhöre vor den Hohenpriestern und dem hohen Räte und seine Verurteilung zum Tode. Der zweite die Verhöre vor Pilatus, die Geißelung, Dornenkrönung und Bestätigung des Todesurteils. Der dritte begreift das Leiden auf Golgatha selbst. In diesem furchtbaren Drama ist alles bedeutungsvoll, die Handlungen und Begebenheiten, das Reden und Schweigen, die Personen und Umstände.

Möge der Herr uns überall das für uns Wichtige finden lassen! Matth. 26, 47—68. Luk. 22, 47—53. Joh. 18, 3—14. 19—24.

#### I. Der Verrat.

„Stehet auf, laßt uns gehen; siehe, der mich verrät, er ist da!“ Welch abermaliger wunderbarer Wechsel in der Stimmung des Herrn. Das Zittern und Zagen ist



verschwunden, und er erwartet den Feind in göttlicher Ruhe. Wer nicht an Gebetserhörung glaubt, — wer nicht glaubt, daß im Gebet Kräfte der zukünftigen Welt, Trost, Stärkung und Friede mitgeteilt werden, der kann es hier schauen. Der finstere Feind ist auf dem Gebiet des Geistes durch Gebet und Flehen überwunden. Der Kampf auf dem äußerlichen, leiblichen Gebiet ist nun der geringere. So ist es überall im menschlichen Leben. Hat das Herz die Notwendigkeit einer Lage erkannt und sich betend vor Gott innere Ruhe und Ergebung erkämpft, so kann zwar das Leiden noch furchtbar schmerzen, aber es ist in seiner Wirkung überwunden; es wird mit Frieden und Würde getragen. Der Herr ist hier auch der Vollender des glaubenden Gebetes geworden; das „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,“ tritt hier, uns zum Vorbild, in höchster Vollendung vor Augen; einen solchen Sieg über die eigene Herzensangst vom tiefsten Zagen zur höchsten Kraft und Ruhe des Geistes hat nie jemand erfochten. Wie sollte er nun aber nicht mit uns und unseren Anfechtungen Mitleid haben? Nun gilt es erst recht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Welch ein Erwachen aber für die Jünger. „Sie schliefen vor Traurigkeit.“ All das Ergreifende, das an diesem Abend aus dem Munde des Herrn an sie herantrat und das zum Grundton sein Scheiden, sein Sterben hatte, das hat sie um so trauriger gestimmt, je weniger sie es fassen konnten. Die Anfechtung der Macht der Finsternis wird auch noch das Ihrige dazu beigetragen haben. — Wer hat nicht schon den Schlaf über sich kommen gefühlt wie eine böse Macht, da wo er Stärkung und Segen von oben empfangen sollte? Und umgekehrt. Wie kann der Böse die Leute fassen, aufregen, wach halten, wo er sie in sein Wesen gezogen hat! Judas ist nicht der einzige, der in böser Sache wach blieb, während Christi Jünger von Trauer und

Kummer überwältigt schliefen. Noch wiederholt sich die gleiche Erfahrung täglich.

Wir dürfen und wollen dies nicht entschuldigen, denn es ist unrecht; aber die Thatsache besteht und läßt sich nicht vertuschen. Es gelingt dem finstern Geiste leider öfter, seine Gefellen für Nichtiges und Böses zu entflammen, als es dem Geiste Gottes gelingt, die Kinder Gottes, wenigstens die meisten, für Göttliches zu begeistern. Kinder Gottes tragen eben noch die Schwachheit des alten Menschen mit sich, und stehen damit dem Einflusse des Bösen offen, während die Kinder der Bosheit keinen solchen Gegeneinfluß erleiden, sondern mit dem ganzen Menschen sich dem Bösen hingeben. Das Sichtbare, Zeitliche, das der Teufel als Mittel zur Verführung benützt, übt eben meist einen mächtigeren Einfluß auf den Menschen aus, als das Unsichtbare und Ewige. Jenes faßt die Sinne, dieses ist die Sache des Glaubens.

Der Herr hat seine armen, schwachen Jünger deswegen nicht verworfen. Er kannte ihr Elend und trug sie fortwährend auf priesterlichem Herzen. Das wollen auch wir uns zum Troste sagen. Sie haben sich freilich durch ihren Mangel an Beten und Wachen geschadet. Sie standen ungerüstet dem Feinde gegenüber und erlitten eine schwere Niederlage. Damit predigen sie nun für alle Zeiten den auf Erden kämpfenden Jüngern, daß sie wachen und beten sollen, auf daß sie nicht in Anfechtung fallen. Sie erzählen selbst ihre schmerzliche und demütigende Erfahrung, uns zu beständiger Warnung.

„Der mich verrät, er ist da.“ Der Verräter war nicht allein. Eine große Schar Soldaten, Priester mit ihren Dienern und anderes Volk zieht heran mit Fackeln, Schwertern und Stangen, um sich seiner zu bemächtigen. Er aber sieht nur den Verräter. Alle andern scheinen ihm gleichgültig. Sie sind ja von jeher seine Feinde gewesen; daß sie jetzt heranziehen, die böse That auszuführen,

das ist natürlich. Die That muß nach Gottes Rat geschehen; durch welche Feinde sie geschieht, das berührt den Herrn weniger. Daß aber „einer der zwölf“ dabei ist, daß das „verlorne Kind“ wirklich bis ans Ende geht, und an dieser That solchen Anteil nimmt, daß er damit sein schauerliches Gericht unabwendbar besiegelt, das lastet unendlich schwer auf dem Herzen des Herrn. Es ist, als ob in diesem Augenblick nur das ihn schmerze. Die „Kinder des Teufels,“ wie er früher seine Feinde nannte, fürchtete er nicht, sie sind in Gethsemane schon überwunden worden. Er sieht, er beachtet sie vorläufig gar nicht. Nur der an ihrer Spitze heranziehende Judas steht vor seinem Geiste. Dieser Sieg des Teufels, diese Demütigung für ihn, dieser Verlust eines gefallenen Apostels war in dieser Stunde sein größter Schmerz. — Und daran sollen wir gedenken. Das ist, um uns menschlich auszudrücken, zu allen Zeiten der tiefste Schmerz für unsern Herrn, wenn solche, die in seiner Gemeinschaft standen, die sein Brot aßen, die zu seinen Auserwählten gehörten, durch Abfall und Hingabe an den Teufel, an die Welt, an die Sünde, an die gottfeindliche Menge, „abermals den Sohn Gottes kreuzigen.“ Die offenbaren Feinde des Kreuzes Christi fürchtet der Herr nicht, sie sind besiegte, gerichtete Leute. An ihnen wird er sich verherrlichen durch seinen Sieg und ihre Niederlage. Aber die unlautern Freunde, die unaufrichtig mit den Seinen laufen, die aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen, die früher oder später seine heilige Sache kompromittieren und seinen Namen, den sie tragen, vor der Welt schänden und verächtlich machen, — die erfüllen sein Herz mit Trauer. Darum soll uns Christen viel weniger vor den Feinden der Kirche Christi bange sein, als vor uns selbst. Zu allen Zeiten haben unlautere Christen der Sache des Herrn mehr geschadet, als die offenen Feinde. Wenn man auch nicht alsbald so weit geht, wie Judas, so kann man doch des

Herrn Sache schädigen durch allerlei Untreue, Weltfönn, Unaufrichtigkeit und unlauteres Wesen.

„Mit einem Kuß verrätst du des Menschen Sohn?“ Auf jedes Wort kann der Nachdruck gelegt werden, und doch hat man auch dann noch die Kraft dieser zermalmenden Frage, die bei jeder Umschreibung verliert, nur unvollkommen wiedergegeben.

Leider aber konnte der Herr damit nur seine eigene Sanftmut, Heiligkeit und Majestät offenbaren, nicht aber den Armen für den Himmel gewinnen, der bereits der Hölle geweiht war. Kalt, wie sein Kuß, bleibt auch das Herz des Verräters. Die Art und Weise, wie der Herr den Verräter behandelt, ist eine That der erhabensten Selbstoffenbarung mitten in der tiefsten Erniedrigung. — Sein letztes Wort an Judas war herzerschütternd genug, um diesem wohl die ganze Ewigkeit hindurch in den Ohren zu donnern! Da wir später mit andern Persönlichkeiten aus der Leidensgeschichte den Judas noch besonders zu betrachten gedenken, so halten wir uns hier nicht länger bei ihm auf.

## 2. Eine bedeutungsvolle Frage an jeden Erdenpilger.

Der Herr geht der feindlichen Schar entgegen mit der Frage: „Wen suchet ihr?“ Sie antworten: „Jesum von Nazareth.“ Auf seine Erklärung: „Ich bin's,“ fallen sie zu Boden. Er fragt nochmals, und sie geben abermals dieselbe Antwort. — Was wollte diese Frage bezwecken? Der Herr wußte ja wohl, wen sie suchten, fragte also nicht um seinetwillen. Auch dürfen wir nicht annehmen, daß der Herr in solcher Stunde ein Wort geredet hätte, das nicht von wirklicher Bedeutung gewesen wäre, das ebensogut hätte wegfallen können. Im Gegenteil. War das Sterben

Christi die große, weltgeschichtliche That, die der ganzen Menschheit gilt, die für Zeit und Ewigkeit die allerhöchste Bedeutung hat, auf die die vorausgehende viertausendjährige Geschichte der Menschheit hindrängt als zu ihrem Ziele, auf die die ganze Entwicklung des Völkerlebens seit achtzehn Jahrhunderten zurückblickt als auf ihren bewegenden Ausgangspunkt, dann wird auch jedes Wort, das der Mann der Menschheit bei dieser That gesprochen hat, weltgeschichtliche und ewig gültige Bedeutung haben. Ja, der Herr wußte, daß jetzt die Bewohner der ewigen Welt seinen Worten lauschen, und daß diese Worte nach dem Willen seines Vaters, als höchstes und teuerstes Vermächtnis für alle Zeiten aufbewahrt und einst allen Geschlechtern der Erde unter die Augen gerückt würden. Von hier aus wird nun die Frage leicht verständlich. Seine Feinde sollten sich doch nochmals prüfen, was sie thun; sie sollten nochmals nachdenken, wer der Mann sei, den sie suchen, den sie töten wollen. Sie sollten erkennen, daß sie, was alles Volk erkannte, den großen, verheißenen Davidssohn, die Hoffnung ihrer Väter, die Herrlichkeit ihres Volkes zu morden suchen. — Wen suchet ihr? Suchet ihr den, der eure Hungrigen gespeist, der eure Kranken geheilt, eure Gefallenen aufgerichtet, — der den Elementen der Natur gebot, der die Toten wieder ins Leben rief? Suchet ihr den demütigen, sanftmütigen Jesus, der niemand beleidigt; den sündlosen, heiligen Menschensohn, den ihr keiner Sünde zeihen könnt? Suchet ihr den, der euch das Reich Gottes, Vergebung der Sünden, den Weg zu dem heiligen Gott, als zum Vater gepredigt hat? Den suchet ihr? Wozu suchet ihr ihn? — Welch eine gewaltige Predigt lag in dieser kurzen Gewissensfrage? Der Herr wußte auch natürlich wohl, daß diese Predigt an ihnen ihren Zweck nicht erreiche. Sie waren nicht in der Stimmung, darüber nachzudenken; aber manchem wird sie wohl doch bis zum letzten Atemzuge im Gewissen gebrannt haben.

Durch die Jahrtausende hindurch steht aber diese Frage: Wen suchet ihr? im Worte Gottes, und richtet sich an alle Menschen, die über die Erde wandeln. Jeder sucht etwas, überall, alle Tage. Ein Mensch, der nichts mehr sucht, der hofft nichts mehr. Ohne Hoffnung aber kann der Mensch nicht mehr leben. Wer lebt, der hofft, der strebt, der sucht etwas. Wen oder was suchst du? Einen freundlichen Weg durchs Leben? Segen und Gedeihen für deine Arbeit? Wohlsein und Frieden für deine Familie? Einen Helfer und Retter aus deiner Not? Einen Verteidiger, einen Schutz gegen böse Menschen? Einen Tröster in deinem Leid und Weh des Lebens? Suchst du — was alle Menschen suchen — ein wirkliches, wahres Glück für dein Herz, Frieden, Ruhe, Sicherheit für dein Leben? Suchst du einen, der Sünde vergeben, eine verborgene Last von deinem geängsteten Gewissen nehmen kann? Suchst du in dem unruhigen Meer des Lebens etwas Sicheres, Bleibendes, in der traurigen Fremdlingschaft eine Heimat? Suchst du, wenn deine Hütte bricht, Leben aus dem Tode, frohes, seliges, ewig bleibendes Leben? Suchst du das höchste und herrlichste, was es gibt im Himmel und auf Erden, deinen Gott, den allmächtigen, gnädigen, barmherzigen Gott, deinen Vater, für den du geschaffen, für dessen Liebe du bestimmt bist? — Was immer du suchen magst, was immer die Menschen, die Völker bewußt oder unbewußt suchen, — auf alles Leben, Streben, Suchen, Fragen, Sehnen der Menschen gibt es nur eine Antwort, und die heißt: Jesus von Nazareth, der Gottmensch, der Heiland der Welt. In ihm findest du alles; ohne ihn bleibt all das Suchen und Sehnen deines Herzens ungestillt. Wen suchest du?“

Jesus, der Name über alle Namen im Himmel und auf Erden, ist die Antwort auf das Fragen der Weltgeschichte; die Antwort auf das Fragen der Völkerwelt; die Antwort auf das Forschen der Weltweisheit; die Antwort



auf die Rätsel deines Lebens! Wer diese Antwort vernommen und verstanden hat, der besitzt den Schlüssel zur Lösung der Fragen, die für jeden Menschen die wichtigsten sind; der empfängt Licht über die Dunkelheiten des Lebens und Sterbens und über die Geheimnisse der Ewigkeit. Er tritt aus der Finsternis ins Licht, aus dem Wirrwarr der Mischöne ins Reich der Harmonie, aus dem Gebiet der Ungerechtigkeit ins Reich der Gerechtigkeit, des ewigen Rechtes, der ewigen Vergeltung. Er kommt zur Ruhe.

Alles Suchen auf Erden hat daher auch den Heiland unmittelbar oder mittelbar zum Ziele; man sucht bewußt oder unbewußt doch das, was er allein geben kann. Unter denen, die ihn bewußt suchen, sind einige, die ihn suchen als Freunde, andere als Feinde. So war es von Anfang seines Erscheinens an. Jene Jünger des Täufers am Jordan, denen ihr Meister sagte: „Siehe, das ist Gottes Lamm,“ folgten alsbald ihm nach. Der Herr fragte sie: „Was suchet ihr?“ Sie suchten ihn, seine Herberge, seine Gemeinschaft. Sie fanden mehr als sie hofften und begehrten. Denn der Herr sagte ihnen hernach: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, werdet auch ihr mit ihm kommen, und sitzen auf Thronen und richten die zwölf Geschlechter Israels.“ Sie suchten Jesum von Nazareth und fanden ihn, aber mit ihm zugleich ein ewiges Königreich. Ihnen nach haben viele „rechte Israeliten, ohne Falch“ ihn gesucht und bei ihm mehr gefunden, als sie erwarteten.

Sie fanden nicht nur Hilfe in Not, Heilung in Krankheit, Rettung gegen die Mächte der Finsternis, Hoffnung im Tode, — sondern Vergebung der Sünden, Gotteskindschaft und Seligkeit, Gottesreich und ewige Herrlichkeit. — Im Garten Gethsemane aber sucht ihn seine Schar, nicht um etwas bei ihm zu finden, sondern um ihn wegzuschaffen. Sie suchen ihn als Feinde. Sie haben ihren

Zweck nicht erreicht, denn er lebt noch und ist auf dem Plane. Und dennoch wiederholt sich in jeder Generation dasselbe. Tausende suchen ihn, um Hilfe, Rettung, Leben, Seligkeit zu finden. Tausende suchen ihn, um ihn zu bekämpfen, wegzuschaffen, zu vernichten. Und diese merken nicht, daß sie blind sind? Sie merken nicht, daß er lebt und regiert und herrscht mitten unter seinen Feinden? Den Toten widerspricht man nicht. Gegen Tote kämpft man nicht, — es sei denn, man habe den Verstand verloren. „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.“ Wen suchst du? Was suchst du? Wie suchst du?

### 5. Christi Majestät inmitten seiner Feinde.

„Ich bin's,“ antwortete der Herr, „Ich bin der Jesus von Nazareth, den ihr suchet.“ Ich denke mir aber, daß der Herr in dieses kurze Wort diesmal alles hineingelegt hat, was er selbst je großes über sich ausgesprochen hatte. Seine majestätischen Selbstzeugnisse waren den Feinden bekannt. In diesem: „Ich bin's,“ klangen sie alle zusammen. „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsternis.“ „Ich bin das wahrhaftige Brot vom Himmel gekommen; wer das essen wird, wird leben in Ewigkeit.“ „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stirbe.“ „Ich bin der gute Hirte“ (Ps. 23. Hes. 34). „So ihr nicht glaubet, daß ich es bin, werdet ihr sterben in euren Sünden.“ „Alles Gericht ist mir von meinem Vater übergeben.“ „Ghe denn Abraham war, bin ich.“ — Nie hat gewiß ein Mächtiger auf Erden ein Wort ausgesprochen mit solcher Würde, mit solcher Majestät, mit solcher Wirkung, wie hier der

Herr das Wort: „Ich bin's.“ Ehe er sein Leben den Händen der Ungerechten zum Unterliegen übergibt, soll noch die Ungerechtigkeit vor dem König der Wahrheit in den Staub fallen, und so vorbildlich darstellen den ewigen Sieg der Gerechtigkeit über die Bosheit, des Lichtes über die Finsternis. Ich bin's, so soll es schallen durch die Ungerechtigkeit, die Lüge, die Bosheit der Jahrtausende hindurch, bis er wieder erscheint in Herrlichkeit, um alle Finsternis zu richten. Dann freilich, wenn er wiederkommen wird in großer Macht und Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, wenn er sitzen wird auf dem Thron seiner Herrlichkeit und vor ihm versammelt werden alle Völker, — dann wird das majestätische Wort: Ich bin's, durch die Gerichtsposaunen so über die Erde hinschallen, daß die Elemente erzittern werden, daß den Leuten wird bange sein auf Erden. Da werden seine Feinde abermals niederfallen, jedoch nicht um wieder aufzustehen und die Hände an ihn zu legen, sondern sie werden in ihrer trostlosen Ohnmacht rufen: Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel decket uns! Indessen aber soll dieses Wort ein Wort des Trostes sein für alle, die ihn lieb haben; denn auch seinen Jüngern sagte er oft dasselbe Wort. „Fürchtet euch nicht, ich bin's,“ rief er ihnen zu, als sie vergeblich auf dem See mit den Wellen kämpften, er aber über den Wogen einherschritt. „Was seid ihr so erschrocken? Ich bin es selber, Friede sei mit euch,“ so grüßte er am ersten Abend nach seiner Auferstehung die hoffnungslosen, verzagten Jünger. Fürchtet euch nicht, ich bin's, — dieses Wort ruft er dir heute noch zu, wenn die Wasser der Trübsal, die Wogen der Anfechtung dich überfallen, und du meinst, es sei aus mit dir, oder wenn es dir scheint, daß die Feinde triumphieren, und die Sache des Herrn, die du treibst, unterliegen müsse. Ja, fürchte dich nicht, du Volk des Herrn, du kleine Herde; Er, dein Herr, ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit.

„Sie wichen zurück und fielen zu Boden.“ Wir wollen uns bei dieser wunderbaren Wirkung, die das Wort des Herrn zur Folge hatte, nicht bei den erbärmlichen Erklärungen des Unglaubens aufhalten. Wenn aber auch gläubige Theologen meinen, daß hier und anderwärts (bei den Leibern der Heiligen, die nach seiner Auferstehung aus den Gräbern gingen und vielen erschienen) sagenhafte Züge ins Evangelium eingebracht seien, so ist das unbegreiflich. Ist Christus gekommen, um durch Leiden und Auferstehen eine ewige Erlösung zu begründen, so wird der heilige Gott auch dafür gesorgt haben, daß allen Geschlechtern der Erde die Urkunden dieser Erlösung ganz unverfälscht überliefert worden sind. Wer an die Gottheit Jesu Christi nicht glaubt, wer überhaupt nicht an Gottes Eingreifen in die Geschichte der Menschen glaubt, dem muß natürlich alles Wunderbare der heiligen Schrift und im Leben Jesu unverständlich sein. Mit solchen Leuten zu verhandeln, liegt außerhalb meines Zweckes. Wer aber mit den Jüngern geglaubt und erkannt, erlebt, erfahren hat, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist, daß er lebt, regiert, heilt, vergiebt, erlöst, tröstet und beglückt, dem kann ja dieser Zug aus der Geschichte des Herrn nur eine natürliche, selbstverständliche, alles andere bestätigende Offenbarung der unvergleichlichen Hoheit und Majestät des Herrn inmitten seiner Feinde sein.

Es giebt ja schon unter den gewöhnlichen, gefallenem Menschen Geister, die den andern weit überlegen sind, deren bloßes Wort andere überwindet, entwaffnet, bändigt, in Schrecken versetzt. Wer kennt nicht solche Züge aus der Geschichte? Cäsar, der junge Römerheld, fiel den Seeräubern in die Hände, die ihn nur gegen hohes Lösegeld wieder freigeben wollten. Vierzig Tage ist er ihr Gefangener, bis das Lösegeld eintrifft. In dieser Zeit aber befehlt und herrscht er auf dem Schiffe, und droht den Räubern, er lasse sie, wenn er wieder frei sei, fangen und kreuzigen. Und er hat

das dann auch gethan. Es scheint unglaublich, daß rohe Barbaren solches sollten ertragen haben, und doch bezweifelt es niemand. Cäsar war eben ein großer Geist.

Als einst Friedrich der Große von Preußen nach der Schlacht von Leuthen mit wenigen Begleitern ins Schloß zu Lissa eilte, um Nachtquartier zu nehmen, fand er zu seinem Schrecken das Schloß von Feinden besetzt. Er stand in Gefahr, hier gefangen genommen zu werden. Er aber, besonnen, reitet in den Hof hinein und ruft den feindlichen Offizieren zu: Meine Herren, Sie sind meine Gefangenen! Alle lassen sich, verblüfft, von den wenigen Begleitern des Königs entwaffnen, und er entging so der Gefangenschaft.

Doch wozu solches anführen! Hier stand ja einer vor seinen Feinden, der nicht nur der größte unter den großen Männern der Weltgeschichte ist, sondern der einzigartige Mensch, der Gottmensch, der das unermesslich hohe Bewußtsein in sich trug, daß er der König der Welt war, daß ihm alles übergeben ist im Himmel und auf Erden. Hier stand der Richter der Welt, der Sieger über alle Mächte der Finsternis, auf dessen Wort die Stürme des Meeres sich legten, die Teufel flohen, die Toten auferstanden; vor dessen Wort die ausgesandten Diener der Hohenpriester schon früher umkehrten und ihren Herren erklärten, es sei unmöglich, ihn zu greifen; „denn nie habe ein Mensch also geredet, wie dieser Mensch.“ Hier stand der Heiland der Welt, der Retter der Menschheit; auch die Feinde sollten wissen, daß er sein Leben freiwillig in den Tod giebt, und da konnte er keine bessere Auslegung zu dem Worte geben: „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber,“ als diese majestätische Beweisung seiner Macht über die bewaffnete Schar seiner Feinde durch ein bloßes Wort.

Wer hat nicht schon etwas von der Gewalt des lebendigen Wortes erfahren? Es giebt Worte, die wie Blitze ins

Herz und Gewissen dringen; Worte, die ein zum Tode betrübtes, verzagendes Herz zu neuem Mute, zu neuer Hoffnung erwecken, die das vorher todfranke Herz wunderbar mit Trost und Kraft, mit Friede und Freude füllen. Es giebt Worte, die wie ein Donner Schlag das Herz durchbeben, die froheste Lebenslust niederschmettern und in tiefste Betrübniß verwandeln. Es kommt dabei auf den Zustand des Herzens und Gewissens an bei dem, der das Wort hört, und besonders auf die Geistesmacht dessen, der es spricht. Die Macht der Wahrheit ist an sich schon eine richtende oder belebende Macht; ist sie aber noch begleitet von dem allmächtigen Geiste Gottes, so ist ihre Wirkung eine übermenschliche. Hier stand nun aber in Jesu die Wahrheit, verbunden mit dem Geiste Gottes ohne Maß, elenden Sündenechten gegenüber; Himmel und Hölle schauten sich ins Auge, — wie sollte da nicht eine sonst nie gesehene Wirkung erfolgen? Je mehr man sich in die Umstände hineindenkt, desto mehr fühlt man, daß dieser Zug in der Geschichte natürlich, ja nötig ist. Es würde uns etwas fehlen, wenn wir ihn nicht hätten. Es war der letzte Strahl der richtenden Herrlichkeit, der untergehenden Geister-sonne, voll Weissagung für die Zukunft. Noch ein Strahl der erbarmenden, rettenden Liebe, — die Heilung des Malchus, — und das unvergleichliche Leben, das Leben voll Hoheit und Heiligkeit, das einzige wahre, göttliche Menschenleben verfinstert in die Nacht des Leidens, des Todes. Doch dieser Sonnenuntergang weissagt einen Aufgang, einen Ostermorgen, einen neuen, ewigen Frühling voll Wonne, voll Frieden und Glück für die erstarrte, kranke Menschenwelt.

---



#### 4. Des Christen Paß in Feindesland.

„Suchet ihr denn mich, so laßet diese gehen.“ Der Herr wollte seine Feinde nicht vernichten, wie er wohl hätte können; es mußte also gehen, damit die Schrift erfüllt würde. Die Niedergeworfenen richteten sich wieder auf, aber sie wagen nicht, den erhabenen Mann selbst zu fassen, sie machen sich an seine Jünger, um diese zu ergreifen, zu binden und abzuführen, — wenigstens wollen sie damit anfangen. Ihr höllischer Mut ist zwar nicht ganz verloren, aber doch tief erschüttert. Satan hatte wohl etwas Mühe, die feigen Gefellen wieder in die rechte Verfassung zu bringen. Er bringt sie aber nicht dazu, die Hände alsbald an den wunderbaren Mann selbst zu legen. Dieser muß ihnen entgegenkommen, sie zu sich herrufen, die Hände ihnen entgegenhalten, daß sie ihn binden! Er muß seine Majestät wieder verbergen, wieder ganz Mensch sein, damit sie ihre Arbeit thun können.

Wer da meint, die Menschen seien alle im Grunde edel und gut, das Böse an ihnen sei nur Schwachheit, nur Mangel des Guten, das sie, die Armen, ohne ihre Schuld entbehrten; wer da meint, das Böse an den Menschen habe seine Ursache nur in dem Mangel an besserer Erkenntnis, in dem Mangel an Bildung und Erziehung, in den Umständen und Verhältnissen ihres Lebens, an denen sie selbst unschuldig, für die sie nicht verantwortlich seien; wer da glaubt, Gott dürfte nur in das Leben dieser Armen eingreifen, das Schöne, das Gute, das Wahre ihnen in der rechten Weise nahe treten lassen, dann würden alle Menschen es auch lieben, sich veredeln, göttlich werden, der kennt weder die Menschen noch die Macht der Finsternis. Er könnte sich aber in der Geschichte des Heilandes, besonders bei dem Gegenstand, der uns beschäftigt, Belehrung und gründliche Aenderung seiner verkehrten Meinung verschaffen.

Im Gegentheil. Es giebt eine Verfinsternung des Herzens, ein Gefangensein vom Bösen, einen Zustand der sündigen Herzensrichtung, wo alles Schöne, Edle, Gute, wo alles Licht und alle Wahrheit, wo selbst die Wunder Gottes nicht mehr anschlagen; wo vielmehr alles nur dazu dient, den Menschen zu erbittern und ihn auf seinem bösen Wege zu befestigen. Es giebt eine Grenze, — für menschliches Erkennen freilich unbemerktbar, aber vor Gottes Auge offenbar — eine Grenze, die die Menschen in zwei Klassen theilt, in solche, die noch rettbar, noch erlösungsfähig sind, und in solche, die unrettbar dem Verderben entgegen gehen. Es giebt zwei Centrumspunkte des geistigen Lebens: Gott und der Fürst dieser Welt, Himmel und Hölle, das Licht und die Finsternis. Es kann jemand weit von dem Centrum des Lichtes, von Gott sich entfernt haben, und ist doch noch nicht verloren, wird noch von ihm angezogen. Ueberschreitet er aber den äußersten Kreis, zerreißt er innerlich den letzten Faden, der ihn noch mit Gott verbindet, so steht er im Reiche der Finsternis und wird von dessen Centrum mit Macht angezogen und dem Verderben entgegengeführt: er ist nicht mehr zu retten. Die meisten Menschen bewegen sich nicht in der Nähe der beiden Centrumspunkte, sondern in der Nähe der Scheidelinie der beiden Reiche, in der Dämmerung. Dort liegt die breite Straße, die immer enger wird, je näher der Mensch seinem Gott kommt, dem Lichte zuwandert; die aber immer breiter wird, je weiter er sich von ihm entfernt. Auf dem Gebiete der Finsternis werden eben alle Schranken der göttlichen Gebote niedergetreten.

Mit einem Machtworte befiehlt der Herr den Feinden: Lasset diese gehen! und sie gehorchen ihm. Die Jünger sollten nicht mit ihm in sein Leiden gezogen werden. Ehe er nicht für sie gelitten, konnten sie nicht mit ihm leiden. Später sollten sie seinen Kelch wohl auch trinken und die Taufe, damit er getauft wurde, erleiden; allein zuvor mußte

der Herr dies allein thun, um ihnen nachher die Kraft zur Nachfolge auf dem Kreuzeswege mitzuteilen. Dieses Wort des Herrn war ihre jetzige Rettung. Ja, noch mehr, es war ihre ewige Rettung, wie Johannes andeutet. „Auf daß erfüllet würde das Wort: Ich habe derer keinen verlor, die du mir gegeben hast.“ Keiner hätte jetzt sein Leiden im Glauben mit durchmachen können. — Wunderbar! Der Herr steht hier wehrlos seinen blutdürstigen, teuflisch entflammten Feinden gegenüber, und doch schützt sein bloßes Wort seine arme Jüngerschar vor ihrem Angriffe. Sie mußten sie gehen lassen, sie mußten thun, was er befahl; sie durften nur thun, was er wollte und zuließ. Sein Wort bildete eine feurige Mauer um seine Jünger her, selbst dann noch, als einer von ihnen unbesonnen die Feinde reizte und erbitterte! Wahrlich, ein wunderbarer Mann! Wohl dem, der auf seiner Seite, unter seinem Schutze steht! Wohl jedem, der sein Wort versteht!

Suchet ihr denn mich, so laßet diese gehen! Das war ein prophetisches, ein weltgeschichtliches Wort. Nicht nur jenen ersten Jüngern verschaffte es göttliche Sicherheit und Freiheit, sondern es klingt nach, oder wiederholt sich durch die Jahrtausende der Reichsgottesgeschichte hindurch. Es gäbe längst keine Jünger mehr auf Erden, wenn der Mann, der einst dieses Wort sprach, nicht lebte und die Macht hätte, seinem Worte allezeit unbedingte Geltung zu verschaffen. Die Geschichte des Reiches Gottes, die Kirche seiner Gläubigen liefert den Beweis hiefür. Ja, das Leben und die Geschichte jedes einzelnen Christen ist nichts anderes, als eine Erklärung zu diesem Machtworte: „Aus Gottes Macht wird jeder bewahret zur Seligkeit.“ Ohne diese Bewahrung, wie sie sich dort an den Jüngern sichtbar, seither aber unablässig und unzählbar im stillen und verborgenen an den Gläubigen erweist, würde kein Mensch selig werden.

Könnte ich doch Ausdrücke finden, um die Herrlichkeit dieses Wortes recht zu schildern! Ist es doch ein göttlicher Freibrief an alle redlichen Gotteskinder für alle Lagen des Lebens und gegen alle Anfechtungen.

Laß dir diesen Schutzbrief nicht rauben. Ob du zu den besten oder zu den geringsten Jüngern oder Jüngerinnen gehörst, wenn du nur aufrichtig und redlich auf des Herrn Seite stehst und ihn lieb hast, so gilt dir auch dieses Wort. Es gilt dir, wenn du den Haß und die Angst der Welt erfährst; — sie dürfen nicht weiter dich anfallen, als der Herr es erlaubt, und es dir zum Besten dient. Es gilt dir, wenn deine Sünden dich anfechten und dein eigenes Herz dich verdammt. Es gilt dir, wenn die Wogen der Trübsal dich überfallen und du keine Rettung mehr siehst. Es gilt dir, wenn dein Auge im Tode bricht und die Ewigkeit dir mit ihrem Ernste entgegentritt, wenn der Verkläger dich verklagt, wenn dein Gewissen dich beschuldigt, wenn das verdiente Gericht dich schreckt. „Lasset diese gehen,“ das ist der göttliche Paß, mit dem königlichen Siegel, jedem Gläubigen ausgestellt für seine Pilgerreise im fremden Lande, für seine Heimkehr ins Vaterhaus, — ein sicherer Geleitsbrief. Der Ursprung des Briefes verbürgt, daß alle Mächte ihn respektieren müssen. Möchten wir ihn nur immer sicher verwahrt bei uns tragen! Möchten wir solche Gottesworte doch mehr und besser im Glauben verwerten.

---

## 5. Nicht Schwert, sondern Gehorsam gegen die Schrift.

„Herr, sollen wir mit dem Schwerte drein schlagen?“ fragt Petrus, und ohne die Antwort abzuwarten, zieht er das Schwert, haut um sich, und schlägt dem Malchus sein rechtes Ohr ab. Der Herr macht sofort durch eine letzte, freundliche Wunderthat den Schaden wieder gut; er heilt das verwundete Ohr, und straft des Jüngers Thun öffentlich.

„Die Wunde, die Petrus mit dem Schwerte dem Malchus beigebracht, ist der Erstling von unzählig vielen Wunden, welche verkehrter, fleischlicher Eifer der Sache des Herrn seitdem geschlagen hat. Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern geistlich. Was wäre aus dem Reiche Gottes geworden, wenn nicht der Herr, wie hier, jedesmal aufs neue ins Mittel getreten wäre, um die Folgen menschlicher Unbedachtsamkeit durch seine Macht und Weisheit wieder gut zu machen.“ Petrus wollte hier beweisen, daß er bereit sei, mit dem Herrn in den Kampf, ja in den Tod zu gehen. Er hat es gut gemeint, eiferte aber für den Herrn mit Unverstand. Es war freilich leichter, an der Seite eines solchen Herrn mit dem Schwerte einzuhaueu, als in Wachen und Beten die verborgene Macht der Finsternis zu überwinden. Doch hat ja auch das Petrus später noch gelernt. Er hat selbst gelernt, sich wie sein Herr binden und sein Leben in seinem Dienste fahren zu lassen. Wir wollen deshalb nicht, wie es hier so häufig geschieht, über den unbesonnenen Petrus herfallen, sondern wir wollen lieber unser eigenes Herz prüfen, und die erbarmende, herrliche Gestalt unseres Herrn anschauen.

Der Herr läßt keinen Christen über die Erde gehen, dem er nicht auch die Lektion zu lernen aufgiebt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen.“ Etwas davon soll jeder lernen. Das ist aber ohne Zweifel die schwerste Lektion für die Menschen.

Unrecht schweigend tragen, sich nicht rechtfertigen, nicht Böses mit Bösem vergelten, nicht mit dem Schwert dreinschlagen, sondern seine Lage aus Gottes Hand annehmen, seine Sache glaubensvoll ihm befehlen, — das geht schwer.

Unsere Lebenslagen sind nicht die gleichen, wie die des Petrus war; aber unser Herz ist auch in geringeren Versuchungen oft so, wie das seine damals war. Und doch kennen wir besser, als Petrus dort, die Gedanken, die Wege des Herrn. Möchten auch wir durch alle Schwachheiten hindurch so am inwendigen Menschen wachsen, wie Petrus später gewachsen ist, so daß bei uns der Wandel und die innere Kraft mit der jeweiligen Erkenntnis mehr Schritt hielte.

Wie arg hätte aber diese That des Petrus die Sache des Herrn schädigen können! Der Herr macht alsbald alles wieder gut und trägt die armen Jünger mit der gleichen Geduld. Welch großer Trost liegt darin für arme, schwache unreife Christen. — Er spricht zugleich das schöne Wort aus: „Meinst du nicht, daß ich meinen Vater bitten könnte, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel? Wie würde aber die Schrift erfüllt? Es muß also gehen.“ Zahllose Engelheere stünden ihm zu Gebote, wenn er, anstatt die Welt sterbend zu erlösen, sie jetzt schon richten wollte. — Es ist unmöglich, die Hoheit des Charakters und die Majestät des Selbstbewußtseins, die Klarheit des Geistes und die Demut des Gehorsams, wie sie hier, und von Schritt zu Schritt aufs neue am Herrn zu Tage treten, auch nur annähernd zu schildern. Während er dem Auswurf der Menschheit die Hände zum Binden hinhält, um sich von diesen Knechten der Hölle in die tiefste Schmach hinabstoßen zu lassen, stehen vor seinem Geiste die Tausende seliger Geschöpfe, die alle ihm zu Dienst stehen, mit ihren himmlischen Kräften für ihn einzutreten bereit wären, mit tiefer Ehrfurcht und Staunen auf ihn niederblicken! Das übersteigt alles menschliche Denken. Wir wollen uns aber



mit Demut und Dank daran erinnern, daß wir einen großen und majestätischen Heiland haben. Dieselben Heerscharen, von denen er dort in Knechtsgestalt sprach, stehen jetzt um seinen Thron und dienen ihm an denen, die ihm auf Erden das Kreuz nachtragen. Es mangelt unserem Herrn nicht an Macht, die Seinen zu schützen. Sein Reich ist ein großes, mächtiges, herrliches Reich. Wohl denen, die ihr Bürgerrecht erlangt haben.

„Wie würde aber die Schrift erfüllt? Es muß also gehen.“ Die heilige Schrift mit ihren Weissagungen vom Messias war die Richtschnur für das Leben des Herrn. Dort fand er sich und sein Leben zum voraus gezeichnet. Der Rahmen gestattet mir nicht, meine Gedanken über die innere, menschliche Entwicklung des Herrn hier auszuführen. Nur so viel: die heilige Schrift war sein Wegweiser zum Finden und Erkennen seiner selbst, ehe das Zeugnis von oben die Bestätigung gab. Die Schrift war auch seine vom Geiste Gottes zum voraus gezeichnete Lebensbeschreibung. Zwar hatte auch er, als der Prophet, Offenbarungen über sich und die Zukunft, doch wohl nicht von Anfang an. Was aber die Propheten des alten Bundes vom Messias geschrieben, was vom Paradiese an von ihm geweissagt war, das war nicht nur sein tägliches Studium, die beständige Beschäftigung seines Geistes, sondern darin fand er seine tägliche Lebensaufgabe, daran war er im Geiste gebunden. Sein Leben war ein Leben des Gehorsams gegen die Schrift und dadurch ein Erfüllen derselben von Tag zu Tag, von Begebenheit zu Begebenheit. Auch in dieser Beziehung, die viel zu wenig beachtet wird, ist er der Vollender des Glaubens geworden und das einzigartige Vorbild für jeden Christen. Es ist schon ein großer Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Menschenleben, das sich an Gottes Wort hält, und dem, welches ohne dasselbe geführt wird. Wie ganz anders aber würde sich noch selbst

das beste Christenleben gestalten, wenn es so ganz und gar, wie es beim Heiland war, so unablässig, nur nach der heiligen Schrift sich richtete! Kein einziger Christ lebt so ganz und unbedingt das Wort Gottes, wie er sollte. Darum hat eben der Herr auch für uns die Schrift erfüllt, um auch all diesen Mangel bei uns zu decken.

Aber das dürfen wir doch nicht vergessen, daß die heilige Schrift, die wir oft so mangelhaft erfüllen, sich an uns erfüllen muß. Der Weg des Herrn, wie er im Worte Gottes gezeichnet war, durch Leiden und Sterben zur ewigen Herrlichkeit, ist auch der Weg seiner Gemeinde, also jedes Gliedes, aus denen sie besteht. Zwar muß, nach des Herrn weiser Verteilung, das eine Glied mehr tragen als das andere; allein die Grundregel kann keinem erspart werden: durch Leiden, durch Sterben zum Leben und zur Herrlichkeit. Das ist der „Kelch,“ den der Herr den Seinen reicht, wie er ihm vom Vater gereicht wurde. Er erkämpfte sich betend die Willigkeit, den Kelch des Vaters zu trinken. Auch wir wollen ihm das nachthun, und nicht meinen, er müsse uns einen Weg führen, der uns ohne Kreuz zur Krone bringe. Unser Weg ist uns in der Schrift also auch gezeichnet, und der Herr hat ihn gleich seinen ersten Jüngern offen dargelegt. Dort sollen wir ihn auch studieren, unser Auge mehr darauf richten; dann wird uns manches nicht mehr so „befremden, als widerfahre uns etwas Seltsames,“ sondern wir werden uns mit Kraft von oben versehen, die Erfüllung der Schrift an uns zu ertragen.

Nach diesem letzten Wort an die Jünger, wendet sich der Herr an die feindliche Schar und sagt ihnen das ernste Wort: „Ihr seid ausgegangen als zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen, mich zu fangen! Bin ich doch täglich gegessen bei euch im Tempel und habe gelehret und ihr habt keine Hand an mich gelegt, und habt mich

nicht gegriffen; aber dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis!"

Tief empfindet der Herr das Unwürdige und Schmachvolle, von ihnen wie ein Räuber behandelt zu werden und spricht ihnen mit hoher Würde und strafendem Ernst seine Entrüstung darüber aus. Dann weist er sie zurück und erinnert sie an die denkwürdigen Tage, wo er unter ihnen stand und lehrte, wo Tausende mit Begeisterung ihm zuhörten und zujauchzten, wo Ströme lebendigen Wassers von ihm ausgingen und die dürstende Menge erquickten. Er erinnert sie an ihre Feigheit, wie sie dort nicht wagten, ihn zu greifen, weil sie eben nicht Kinder des Lichtes seien. Dann aber spricht er das Gerichtswort über sie hin: „Das ist eure Stunde, die Macht der Finsternis.“ Das war die Stunde von Daniel geweissagt, „wo der Gesalbte ausgerottet“ werden sollte, ja die schon im Paradiese angekündigt wurde, daß die Schlange den Weibessamen, den Menschensohn, verwunden dürfe; die Stunde, wo die Finsternis ihre ganze Macht gegen den Heiligen Gottes entfalten dürfe. Diese Stunde war im Ratschlusse Gottes bestimmt. Sie aber, die Feinde, sollten wissen, daß sie die Gehilfen der finstern Macht seien, daß sie den Plan des Mörders von Anfang ausführen. Schon lange waren sie Werkzeuge, Diener, Kinder des Teufels, wie ihnen der Herr gesagt hatte. Aber sie hatten nicht Macht, ihr Teufelswerk zu Ende zu führen. Jetzt ist diese Stunde da, jetzt dürfen sie ihr Gericht vollenden. Jetzt sollen sie der Welt das Schauspiel geben, wie tief Menschen fallen können, wie furchtbar mächtig die Sünde sich entwickeln kann, wie weit Menschen, die sich vom Lichte abwenden und die Finsternis lieben, vom Teufel gebracht werden können. Es ist die Stunde der höchsten Vollendung der Sünde, des höchsten Triumphes der Macht der Finsternis durch Menschen. Schiller, der selbst oft genug die Erde verhimmelt hat, nennt sie

doch einmal einen „teufelvollen Himmel.“ Ob er dabei wohl an jene Stunde in Gethsemane gedacht hat? Jedenfalls tritt die Wahrheit seines Wortes nie und nirgends schauerlicher zu Tage, als in der Leidensgeschichte Christi. Daß der einzige reine, heilige Mensch von Menschen gemordet würde, nur deswegen, weil er heilig und rein ist, das hätte niemand geglaubt, wenn man es vorher gesagt hätte. In jener Stunde aber wurde es klar, was die Menschheit wert ist; dort wurde ihr Hochmut für immer gerichtet, ihre Schande auf ewig besiegelt. Das arme, gefallene Geschlecht, zu dem wir gehören, ist zu allem fähig. Es würde heute noch den Himmel stürmen, den allmächtigen Gott verjagen, morden, wenn es könnte!

Doch sind nicht alle so. Auch damals waren es nicht alle Menschen, die an der Schandthat der Menschheit Anteil nahmen. Selbst die „Teufelskinder,“ die sie ausführten, wurden nicht als solche geboren, sondern sind es geworden. Und da eben liegt der furchtbare Ernst für uns. Judas war nicht von Anfang an ein Teufelskind. Er liebte sogar einst das Licht, als es ihm aufging. Allein er behielt eine finstere Lust im Herzen, die durch Satans List und Macht sein ganzes Herz nach und nach verfinsterte, bis zum Hass gegen das Licht, bis zum Kampf gegen Gott. Wir können heute die gleiche That nicht mehr vollbringen.

Aber Satan hat noch dieselbe Macht an die Menschen, wie damals; die Sünde wohnt noch in dem Menschen, wie zu jener Zeit; Christus wird noch gehaßt von solchen, die ihn kennen, die ihn wohl selbst einst liebten. Die Gefahr, unmerklich durch „den Betrug der Sünde“ ein Feind des Lichtes zu werden, ist heute nicht geringer, wie ehemals. Prüfe sich jeder, wie er steht. Und wer steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle. Wir sind in Feindesland.

Und nun läßt sich der Herr binden und abführen; nun verlassen ihn alle Jünger und fliehen. „In dieser Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern.“ „Es muß auch das noch an mir erfüllet werden: Er ist unter die Uebelthäter gerechnet. Denn was von mir geschrieben ist, das hat ein Ende.“ Es ist die Erfüllung nahe. Das letzte ist in die Erfüllung eingetreten.

## 6. Heilige Antwort auf unheilige Fragen.

„Die aber Jesum gegriffen hatten, führten ihn zuerst zu Hannas, der war des Kaiphas Schwiegervater.“

Dieser Hannas wurde von den Römern als Hohepriester abgesetzt. Dadurch aber stieg er nur um so mehr in der Achtung der Judenpartei, die der Römerherrschaft feind war. Er wurde ihr Haupt und galt ihnen als der rechtmäßige Hohepriester. Das hinderte jedoch nicht, daß er, wenigstens im Hasse gegen Christum, mit seinem Schwiegersohne Kaiphas, dem offiziellen Hohenpriester, auf gutem Fuße stand und mit ihm Hand in Hand ging. Er wohnte auch wahrscheinlich mit Kaiphas im Hohenpriesterpalaste zusammen.

Ihm wird nun der gebundene Jesus zuerst zugeführt, sei es aus schmeichelnder Rücksicht gegen ihn, oder weil er als der eifrigste Treiber und Anstifter der Pläne gegen den Herrn bekannt war, oder aber, weil der hohe Rat, der sich bei Kaiphas vereinigen sollte, noch nicht vollzählig sich versammelt hatte. Jedenfalls hoffte nun dieser alte, schlaue Fuchs durch das Vorverhör, das er eigenmächtig und ohne gesetzliche Befugnis anstellte, den Herrn zu fangen und so mit einem bereits erlangten Resultat vor den hohen Rat treten zu können.

Das hätte sein Ansehen nicht wenig vermehrt. Er fragte daher den Herrn nach seinen Jüngern und nach seiner Lehre. Warum diese Frage?

Es stand bei der Hohepriesterpartei nicht nur fest, daß der Herr getötet werden sollte, sondern auch die Anklage, durch welche sie den Mord beschönigen wollten, war bereits besprochen und festgestellt. Als Verföhrer, der gefährliche Lehre predige, und als Volksaufwieglar („er hat das Volk erregt“), der einen gefährlichen Anhang um sich sammle, sollte er angeklagt werden. Die eine Anklage sollte die Juden gegen ihn aufbringen, die andere ihn bei den Römern verderben. Eine Lehre, die auf Gotteslästerung hinauslief, mußte bei den Juden mit Todesstrafe gebüßt werden; eine gefährliche Volkserrögun aber mußte die römische Obrigkeit mit dem Tode bestrafen. Die Anklage war also gut ausgedacht. Es galt nun nur noch, sie mit dem Scheine des Rechtes aufstellen zu können, eine Begründung dafür zu finden. Diese sollte nun durch das Verhör vor der höchsten Volksbehörde gewonnen werden, ja der alte Hannas hoffte, sie mit leichter Mühe allein zu finden. Darum seine Doppelfrage. Seine Hoffnung sollte rasch zu nichts werden; denn hier stand dem alten gefürchteten Manne Einer gegenüber, der ihn nicht fürchtete, der vielmehr durch seine erhabene Antwort und seinen königlichen Blick ihm geheimes Grauen einflößte, so daß er alsbald sein Fragen einstellt und den Herrn weiter führen läßt.

Jesus antwortete ihm: „Ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt. Ich habe allezeit gelehret in der Synagoge und im Tempel, da alle Juden zusammenkommen, und habe nichts im verborgenen geredet: Was fragst du mich? Frage die, die gehöret haben, was ich zu ihnen geredet habe; siehe, dieselben wissen, was ich gesagt habe.“ — Es ist unmöglich, sich eine herrlichere Antwort zu denken, als sie hier der Herr gibt. Jeder, der sich in die Situation



hineindenkt, muß erkennen, daß sich der Herr hier und in den folgenden Verhören mit großer Hoheit und Würde genommen hat. Seine vollkommene Unschuld und die Ungerechtigkeit seiner Richter muß jedem in die Augen fallen. Sie wollten ihm beikommen, aber es war unmöglich. Jeder Versuch scheiterte. Es sollte offenbar werden, daß nur das, was er von seiner Person bezeugte, und was die Welt anbetend glaubt, seine Gottesjohnschaft, ihn ans Kreuz bringt. Den Trost, daß ihm auch nur ein Schein von Vergehen könnte angedichtet werden, sollten seine Ankläger und Richter nicht haben. Sie selbst und nach ihnen alle Geschlechter der Menschen sollten erkennen, daß sie dort den Messias, die Hoffnung der Väter, den Heiland der Welt gemordet haben, deswegen, weil er bezeugte, daß er es sei, — weil er die Wahrheit bezeugte.

Plato, der Heide, hat in seinem Buche *De republ.* ahnungsvoll das Bild eines Gerechten gezeichnet, in dem jeder sofort den leidenden Heiland erkennen muß. Er sagt: „Stellen wir nun neben den Ungerechten den Gerechten, einen aufrichtigen Mann, und von edler Art, der nicht gut zu scheinen, sondern zu sein strebt. Zuerst muß die gute Meinung ihm genommen werden; denn, wenn er als Gerechter erscheint, werden ihm als Gerechten Ehre und Geschenke zu teil, so daß es dann ungewiß bleibt, ob er um der Gerechtigkeit willen oder wegen der Ehre und Geschenke ein solcher ist. Danach muß er aller Habe beraubt werden außer der Gerechtigkeit, und in Widerstreit mit seiner Obrigkeit gebracht, so daß er, während er nichts Ungerechtes gethan hat, für den Ungerechten gehalten wird, damit er uns ganz bewährt werde in der Gerechtigkeit, da er auch durch die üble Nachrede und alles, was daraus entsteht, nicht bewegt wird, sondern unverändert bleibt bis zum Tode, indem er sein Leben lang für ungerecht gehalten wird und doch gerecht ist. — Sie sagen aber, daß der Gerechte, also be-

schaffen, gegeißelt, gebunden, geblendet werde, und nachdem er alle Qualen ausgestanden, an einen Pfahl geheftet werde, damit er nicht gerecht zu scheinen, sondern gerecht zu sein verlange.“ — Zu Platos Zeit hat aber wohl niemand geglaubt, daß wenn ein Gerechter erschiene, es Menschen geben würde, die wirklich solche Mißhandlungen an ihm zu vollziehen im stande wären. Und dennoch fanden sich dann solche Menschen, und zwar nicht zunächst unter den Heiden, sondern unter den Juden, unter dem „Gottesvolke,“ das Jahrtausende hindurch Gottes Gebote besaß und unter Gottes Arbeit stand. Und nicht waren es zunächst die Unwissenden, Vernachlässigten, Gefallenen unter den Juden, sondern die Führer des Volkes, die Hohenpriester und der hohe Rat! Es scheint unmöglich, unglaublich, — und doch ist es so.

Es wäre wohl der Mühe wert, über das psychologische Rätsel nachzudenken, und alle Faktoren zusammen zu suchen, die mitgewirkt haben, das Volk der Juden dahin zu bringen, ihren Messias zu morden. Es war doch etwas über alle Maßen Furchtbares. Jahrtausende hindurch sehnten sich die edelsten Israeliten nach ihm; von Geschlecht zu Geschlecht war er und die Weissagung von ihm die Hoffnung und der Stolz des Volkes. Die Zeit seines Erscheinens und die Art seines Auftretens und Wirkens, die Schicksale seines Lebens, — alles ist gezeichnet in dem heiligen Buche. Er erscheint, erfüllt Zug um Zug das prophetische Wort; er thut niemand unrecht, beleidigt keinen Menschen, im Gegenteil: er hilft, heilt, tröstet, wie nie vor ihm ein Prophet. Er weckt nicht nur die alte Prophetenherrlichkeit des Volkes wieder auf, sondern erhebt sie auf die höchste Stufe. Er war die Ehre und die Zierde des Volkes. Wie hätte sich alles seiner freuen sollen! Wie verschwand alle Herrlichkeit der Heiden vor diesem Stern in Israel! — Und Israel mordet ihn! — Wie ist doch dieses Unbegreifliche zu erklären?

Wir wollen uns nicht bei dem aufhalten, was man gewöhnlich hier anzumerken pflegt: daß es finsterner Haß, pharisäische Heuchelei, teuflische Bosheit gewesen sei. Das bestreitet niemand. Wir räumen selbst der Macht der Finsternis, nach dem Worte des Herrn, einen großen, ja den größten Anteil ein. Immerhin bleibt es ein schauerliches Rätsel, wie die Inhaber der göttlichen Verheißungen so sehr in Satans Macht gerieten, daß sie die Mörder des Gottverheißenen werden konnten.

Und doch, — die Sache wird alsbald verständlicher, wenn man sie vom Boden unserer Zeit aus ansieht. Wenn Christus heute wieder als Menschensohn unter dem Gottesvolke des neuen Bundes aufträte, würde es ihm wohl anders gehen? Gewiß nicht. Es gäbe viele Millionen hungriger Herzen, die ihm nachfolgen würden, — viel mehr als einst in Israel. Aber die Christenheit im ganzen? Die kalte, tote, weltfelige, christusfeindliche Christenheit, wie würde sie den gewaltigen Reichsprediger mit seinen „Seligpreisungen“ und seinen „Wehen“ ertragen? Noch mehr. Wie würde manche offizielle Kirchenbehörde, von Rom ganz abgesehen, dastehen, wenn er allen Hungernden und Dürstenden das Abendmahl ausreichte, ohne auf „die reine Lehre,“ oder auf „das Bekenntnis“ Rücksicht zu nehmen? Er würde heute gewiß von manchen berühmten protestantischen Kirchenbehörden, wenn auch nicht in Anklagestand versetzt und gemordet, so doch sicher exkommuniziert werden. — Wirklich? Wäre das möglich? Ist das nicht Uebertreibung? — Wer die Welt, und besonders die kirchliche, etwas näher kennt, könnte nichts anderes erwarten. Vorausgesetzt natürlich, der Herr käme im schlichten Zimmermannskleid, ohne Talar, ohne Diplom, ohne gelehrten Ruf, mit einigen armen Fischerknechten als Anhang. Er käme bei vielen Koryphäen der Universitäten und Kirchen übel an. Sein Ruf als Wunderthäter helfe ihm wenig. Hätten doch die „Obersten unserer Tage noch

weniger Zeit, den Mann zu sehen, anzuhören, zu „studieren,“ als in jenem unfortgeschrittenen Jahrhundert. Macht man sich die Sache auf diesem bekannten Boden recht klar, so hat man für sich selbst Angst, ob man genug Mut und Kraft hätte, den Bann zu brechen und dem armen Herrn sich anzuschließen. Die Form, die Sitte, die Gewohnheit, die Tagesansicht ist eine solche Macht, daß man wohl „die Armen“ glücklich preisen darf, die von ihr unberührt bleiben und blieben. Und diese Macht, diese unscheinbare, an sich so ungefährlich scheinende, benützte eben zu allen Zeiten der Fürst dieser Welt, um sie für seine Zwecke auszuheuten. Das war damals seine Hauptwaffe. Um die offizielle Religion zu schützen, wurde der ewige Gegenstand der Religion hinausgestoßen, weil er nicht in der hergebrachten Form und nicht im Anschlusse an die offiziellen Inhaber des Rechtes austrat. Die Feindschaft der Obersten entstand hauptsächlich aus verletzter Ehre: „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht“ (Joh. 5, 44).

Die Feindschaft eines großen Theiles des Volkes aber hatte ihren Ursprung wohl in andern Dingen. Wir wollen nur auf das eine aufmerksam machen: Es war unmöglich, daß die Worte des Herrn nicht oft die ungöttliche Menge innerlich strafte und verletzte. Das Licht straft die Finsternis. Dasselbe Wort, das dem offenen, nach Gott dürstenden Herzen Trost, Erquickung, Licht und Leben gab, erbitterte auch die andern, die in verhärtetem, irdisch gesinntem, selbstgerechtem Sinne es hörten. Und diese bildeten zu allen Zeiten die Mehrzahl. Welchem evangelischen Prediger ist nicht schon Aehnliches begegnet?

Was die einen erbaut, tröstet, fördert, das straft, ärgert, erbittert andere. Sie gehen aus der Kirche und murren oder schimpfen auf den Prediger, als habe er sie beleidigt, während er sie vielleicht gar nicht kennt, oder von ihrer Gegen-

wart nichts wußte. Bei erster Gelegenheit stehen sie dann gegen den Pfarrer auf, und er wundert sich, sie auf der Seite seiner Feinde zu sehen, da er sich doch nicht bewußt ist, ihnen etwas zuleide gethan zu haben. Wie viel mehr aber muß das bei dem Herrn, der wie kein anderer die Gewissen treffen konnte, der Fall gewesen sein? Dazu kamen noch die falschen, irdischen Messiasshoffnungen, die dem Bilde nicht entsprachen, das sie in dem Menschensohn in Knechtsgestalt vor sich hatten, und manches andere, das wir hier nicht ausführen wollen.

Wir erkennen zur Genüge, daß wir froh sein dürfen, nicht in jener großen, aber furchtbar kritischen Zeit gelebt zu haben, und daß wir Ursache haben, den Herrn täglich zu bitten, uns offene, aufrichtige Herzen zu schenken und uns vor den unscheinbaren und doch so gefährlichen Schlingen des Teufels zu bewahren. — Wir kehren zu dem Verhör vor Hannas zurück.

Die Antwort des Herrn zeugt von ebenso großer Weisheit, als heiliger Energie. Auf den ersten Teil der Frage nach seinen Jüngern geht der Herr gar nicht ein. Die armen Jünger sollten unbehelligt bleiben. Was er aber auf den zweiten Teil der Frage antwortete, sollte so einschlagen, daß dem listigen Frager die Gedanken an die Jünger für immer in den Hintergrund gedrängt würden. Wohl uns, daß wir Arme einen solchen Herrn haben. Wenn er sich dort schon so zwischen die Seinen und ihre Feinde stellte, daß niemand sie gegen seinen Willen antasten durfte, wieviel mehr dürfen wir jetzt unter seinem allmächtigen Walten getrost sein!

„Nicht im verborgenen habe ich gelehrt, sondern im Tempel und in den Schulen, wo alle Juden zusammen kommen. Was fragst du mich darum? frage die, die mich gehört haben; sie wissen, was ich gelehrt habe!“ Das war

zwar eine derbe, aber auch eine meisterhafte, überlegene Abfertigung. So mutig, so königlich ist dem alten Sünder nie ein Mensch entgegengetreten. Hier war nichts von Schuldbewußtsein in dem Angeklagten zu spüren, dagegen wird seine Antwort wohl ein solches im Gewissen des unehrlichen Richters wach gerufen haben. Denn es lag in diesem Worte des Herrn zugleich eine furchtbare Anklage gegen den alten Hohenpriester. Ging doch aus seiner Frage hervor, daß er selbst nichts wußte von Jesu Lehre (außer was er vom Hörensagen, von seinen Parteileuten entstellt erfuhr). Der längst verheißene Messias, der Prophet, von dem schon Mose geboten hatte, und über den die Stimme des Vaters wiederholt vom Himmel herab gesprochen hat: Den sollt ihr hören; — der ewige Hohepriester, auf den das alttestamentliche Priesteramt nur das schattenhafte Vorbild war, — dieser Mann steht drei Jahre lang inmitten des Volkes, lehrt und predigt vom Königreich Gottes, macht die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein, die Tauben hörend, weckt Tote auf, und der Hohepriester hat ihn selbst nie gehört! Sein Ruhm bedeckt das ganze Land, Tausende folgen ihm nach, wo er sich nur zeigt; seine herrlichen Worte sind in aller Mund, seine großen Thaten werden in allen Straßen gepriesen; „es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht,“ — so heißt es in jeder Stadt, in jedem Dorfe: — und die Hohenpriester, die Wächter des Heiligtumes, wollten ihn nicht sehen, nicht hören! Das ist unbegreiflich, unglaublich. Unter seinen Zuhörern im Tempel sah man sie nie, das war gegen ihre Würde. Aber in der Nacht der Gefangennehmung, da mischten sich selbst Hohenpriester unter die Menge!

Doch auch dieses Unbegreifliche wiederholt sich in jeder Generation. Die Predigt vom Königreiche Gottes durchzieht die Welt. Millionen scharen sich um die Fahne des Kreuzes und bezeugen: „im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke“



gefunden. Die großen Thaten Gottes geschehen auch heute nicht im Winkel. Und dennoch gehen die meisten Menschen über die Erde, und vorab die Gebildeten, die Gelehrten, die Reichen, die Hochgestellten, ohne auch nur so viel Rücksicht auf die heilige, hohe Sache des Herrn zu nehmen, daß sie sie einmal einer ordentlichen Prüfung für wert hielten. Vom Hörensagen, von Parteileuten, in entstellter Weise haben sie wohl darüber berichten gehört; aber selbst einmal der Sache, die eben trotz allen Widerspruchs seit achtzehnhundert Jahren steht und lebt, die Aufmerksamkeit zu schenken, die sie verdient, dazu sind sie nicht zu bringen. Wenn es dann aber gilt, Christi Sache vor Gericht zu ziehen, darüber abzuurteilen, ihren Wert oder Unwert zu taxieren, da glauben alle unwissenden, blasierten Schwäger das Recht und das Zeug zu haben, ihr Urtheil zu sprechen. — Was würde man aber von einem Menschen denken, der vor einem edlen klassischen Gemälde, vor einem Raphael, absprechende Bemerkungen über Licht und Schatten, über Formen und Farben loslassen wollte? Der etwa gar meinte, die Soldaten, die er selbst als Bube mit Rot und Blau gemalt, hätten ihm besser gefallen als dieses Ding, an dem die Farben so undeutlich in einander übergehen? Oder was würde man von dem Kritikus denken, der eine Symphonie von Beethoven oder ein Oratorium von Händel gehört, sagen würde, das Ding sei zu bunt und wirr, und er wundere sich, daß man darüber solches Aufheben mache, da gefalle ihm ein Strauß'scher Walzer, von seiner Dorfmusik gespielt, besser? Was würde man da sagen? Nun, nichts würde man sagen. Man würde mitleidig denken, der Mensch, auch wenn er Glacéhandschuhe trüge, sei ein Barbar oder ein dummer Esel, der nicht einmal so gescheit sei, sich seiner Unwissenheit zu schämen. In eine Diskussion aber würde sich kein vernünftiger Mensch mit ihm einlassen. Kurz, in Sachen der edlen Künste und sonst allerwärts, ist es

anerkannte Sitte, daß nur Sachverständige ein Urtheil geben können; jeder Unwissende macht sich lächerlich. Darum besuchen auch Tausende Gemäldegalerien und Kunstkonzerte, schauen Bilder an und hören klassische Musik, — und schweigen, gähnen wohl dabei, aber schweigen. Man würde sich compromittieren, wenn man sagte, was man denkt oder nicht denkt. — Nur auf dem Gebiete der Religion, da soll es anders sein; da soll jeder mitsprechen, beurteilen, kritisieren dürfen, auch wenn er nichts davon versteht, wenn er nur laut genug schreien und thun kann, als verstehe er die Sache. In den Fragen über Gott, Ewigkeit, Offenbarung, in den tiefen Bedürfnissen des menschlichen Geistes, den Rätseln unseres Daseins, unseres Verhältnisses zu Gott, — da will jeder mitsprechen oder gar das große Wort führen, auch wenn er sich bewußt ist, nie in seinem Leben auch nur eine Stunde der aufrichtigen Prüfung, dem Nachdenken dieser ernstesten Fragen gewidmet zu haben, ja wenn er sich gestehen muß, daß sein Handeln oft gewissenlos, sein Leben meist ohne Gott geführt wurde, — dennoch glaubt er über Gott und seine Offenbarung, über Christum und seine Sache zu Gericht sitzen zu können. Und das traurigste ist, daß ein thörichtes Volk das ganz in der Ordnung findet.

Furchtbar schmerzlich ist es aber zu sehen, wie Millionen Menschen vierzig, sechzig, achtzig Jahre auf Erden zubringen und von dem, was der Heiland der Welt gethan und gelehrt hat, so viel wie nichts lernen. Die Sonne der Gnade und des Erbarmens für alle steht am Himmel; das Heil Gottes wird einer heimatlosen, dem Tode verfallenen Menschheit gepredigt, und die meisten nehmen sich nie die Mühe, die Sache zu hören, zu studieren, zu lernen. Was sie wissen, das haben sie vom Hörensagen. Oft besteht ihre ganze Theologie in dem, was sie in ihrer Zeitung lesen. Die Zeitung macht die „religiöse Ansicht.“ Und doch hat

Gott, der große, majestätische Gott, selbst zu den Menschen gesprochen und ihnen seinen Willen kund gethan! Wer ahnt nicht die ungeheure Verantwortung, das Gericht, das auf solchem Geschlechte lastet? Würden viele dieser Leute, die bei jeder Gelegenheit in ihrer Zeitung den lebendigen Glauben als „Frömmerei,“ den Ernst der Ewigkeit als „überspanntes Muckertum“ begeistert finden, — würden sie manchmal den betreffenden Zeitungsschreiber nur sehen, sie hätten schon genug, und würden sich wundern, daß sie sich von ihm imponieren, von ihm ihre Religion „machen“ ließen. Die Ewigkeit wird auch darin manchem Klarheit bringen, — furchtbare Klarheit. Alles wird vergehen, aller Humbug, alle Täuschung, aller Leichtsin, alle Bosheit, — Himmel und Erde, mit allem, was darinnen ist, — aber Jesu Worte werden bleiben, und mit ihnen die Menschen, die sie im Glauben ergriffen und ihr Heil darin gefunden haben.

---

Bei diesem Verhör vor Hannas kam eine rohe Mißhandlung des Herrn von seiten eines Dieners vor. Wir besprechen sie später mit den entsetzlichen Mißhandlungen, die der Herr in dieser Nacht zu erdulden hatte. Ebenso kam hier die erste Verleugnung des Petrus vor, die wir auch mit den andern zusammen, wenn wir von Petrus besonders reden, abhandeln wollen.

---

## 7. Eine denkwürdige Gerichtsversammlung.

„Hannas aber sandte ihn gebunden zu Kaiphas.“ Das nun folgende offizielle Verhör vor Kaiphas und dem

versammelten hohen Räte sollte den Schein der ordentlichen Untersuchung haben. Darum werden Zeugen vorgeführt. Wie wir schon oben sagten, wird hier nicht nach Recht und Wahrheit verfahren, sondern die juridische Form soll zum Scheine erfüllt werden, um das bereits vorgefaßte böse Resultat zu erreichen. Denn die Absicht der Obersten, Jesum aus dem Wege zu schaffen, zog sich durch das ganze Amtsleben des Herrn hindurch. Schon auf dem ersten Osterfeste (Joh. 1, 18) sprachen sie: „Was zeigst du uns für ein Zeichen, daß du solches thun darfst?“ Jesus gab ihnen die Antwort, die jetzt von dem falschen Zeugen entstellt, sein Todesurteil als Tempellästerer bewirken soll: „Brecht diesen Tempel ab, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten.“ Er aber redete von dem Tempel seines Leibes, wußte und sagte ihnen also schon am Anfange seines Auftretens, daß sie seinen Leib brechen werden. In Joh. 5, 16 ist uns bereits gesagt: „Darum verfolgten ihn die Juden und suchten ihn zu töten, weil er solches (die Heilung des achtunddreißig Jahre krank gelegenen Menschen am Teich Bethesda) gethan hatte auf den Sabbath. Joh. 7, 1 zeigt, daß er sich schon in der Mitte seines Wirkens nicht ohne Gefahr in Judäa zeigen konnte. In Kap. 9, 22 hatten sich die (feindlichen) Juden bereits dahin geeinigt, so jemand ihn für Christum bekenne, daß derselbe in den Bann gethan würde.“ Nach Kap. 10, 31 suchten sie ihn zu steinigen. Nach der Auferweckung des Lazarus aber versammeln sich die Hohenpriester und der hohe Rat und erklären: „Dieser Mensch thut viele Zeichen (Wunder); lassen wir ihn also machen, so werden sie alle an ihn glauben.“ Sie lassen ein Gebot ausgehen: „So jemand wüßte, wo er wäre, daß er es anzeigte, daß sie ihn griffen.“ Nach Kap. 12, 10 „trachteten die Hohenpriester danach, auch den Lazarus zu töten; denn um seinetwillen giengen viele Juden hin und glaubten an Jesum.“ Bei dieser letzten Sitzung des hohen Rates,

die durch die Auferweckung des Lazarus veranlaßt wurde, spricht der Hohenprieſter Kaiphas das Wort: „Ihr wiſſet nichts, bedenket auch nichts; es iſt uns beſſer, ein Menſch ſterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe.“ Johannes fügt die merkwürdige Erklärung bei: „Solches aber redete er nicht von ſich ſelbſt, ſondern weil er deſſelben Jahres Hohenprieſter war, weiſſagte er. Denn Jeſus ſollte ſterben für das Volk.“ Aus alledem geht hervor, wie einig und feſt, wie überlegt und gereift der Entſchluß war, Jeſum zu töten, und daß es ſich nur noch um die Ermittlung und Feſtſtellung eines Anklagepunktes handelte.

Wir wollen uns nicht lange bei der merkwürdigen Weiſſagung des Hohenprieſters aufhalten. „Der Hohenprieſter war in dem Reiche Gottes auf Erden eine zu bedeutende Perſon, als daß er bei einer ſo unendlich wichtigen Begebenheit nach bloß menſchlicher Willkür ſich hätte entſchließen können. Wie der Sohn Gottes nach dem vorbedachten Rat und Willen Gottes in die Hände der Ungerechten überliefert wurde, ſo ſtellte Gott in dieſem großen Augenblicke dem Hohenprieſter die längſt verlorene Gabe der Weiſſagung wieder her. Als ein zweiter Bileam ſpricht er weiſſagend den göttlichen Ratschluß der Erlöſung der Welt aus, ſpricht über Jeſum und das rechte Volk Gottes, dem er fluchen wollte, den Segen, — und über ſich und die Seinigen, denen er Segen zuwenden wollte, den Fluch aus. Denn gerade das, dem ſie entgehen wollten, geſchah.“ (Gerlach). Es liefert dieſe Weiſſagung eines gottloſen Prieſters eine ſchlagende Beleuchtung zu dem Worte des Herrn, daß einſt im Gericht Leute kommen und ſagen werden: „Haben wir nicht in deinem Namen geweißſagt, haben wir nicht in deinem Namen große Thaten gethan? Dann werde ich ihnen antworten: Ich habe euch noch nie erkannt, weicht von mir, ihr Uebelthäter.“ Es erfüllt ſich hier am Herrn ſelbſt, was er ſeinen Jüngern über ihr Leben vorausſagte: „Wer euch tötet,

wird meinen, er thue Gott einen Dienst damit.“ „So selbstständig auch dieser hochmütige Mann zu sein wähnte, so ließ ihn der Geist Gottes dennoch nur das sagen, was der Hohepriester dieses Jahr sagen sollte, des Jahres, in welchem das alte, vorbildliche Hohepriestertum zu Ende ging, weil das vollkommene und ewige Hohepriestertum eingesetzt ward. Wie ein abgehender Amtsinhaber seinen Nachfolger einführt, so mußte Kaiphas von dem Jesus reden, der für sein Volk sterben sollte, ja nicht allein für dieses Volk, sondern für die große Gemeinde der Kinder Gottes aus aller Welt, als der rechte Hohepriester, welcher das Lamm Gottes ist.“ (Graf.) Er sprach eine göttliche Wahrheit aus, deren Sinn er, mit verfinstertem Herzen, nicht nur nicht verstand, sondern sie in Finsternis verkehrte, sie zu seinem eigenen Verderben erklärte. Gottes Wahrheiten haben zwei Seiten: Segen und Gericht. Den Reinen sind sie rein, den Verkehrten verkehrt. Nur wer reines Herzens ist, kann Gott schauen, kann seine Gedanken verstehen. Dem Bösen sind sie ein Fallstrick.

Es ist uns von den alten heidnischen Römern aus der Zeit der Blüte der römischen Republik berichtet, daß ihr Senat, ihre oberste Landesbehörde, ihr hoher Rat, einer Versammlung von Königen gleich gewesen sei. Es waren edle, rechtliche, würdige Männer, jene römischen Senatoren. Wohl war ihr oberster Grundsatz das Wohl des Staates, dem alles andere geopfert werden mußte. Allein doch war Gerechtigkeit der Stuhl ihrer Festung. Wie ganz anders aber stand es in Jerusalem. Hier sitzt der hohe Rat beisammen, — die Väter des Volkes Gottes, hochbetagte Männer mit ehrwürdigen, grauen Häuptionen. Sie sind berufene Pfleger der Gerechtigkeit, sie sollen im Namen des heiligen Gesetzes ihres heiligen Gottes Recht sprechen. Sie sollten den Weinberg Gottes überwachen bis auf die Zeit, da der Herr des Weinbergs käme, um die Früchte zu ernten. Nun steht er da, der Erbe. „Sie werden sich vor meinem Sohne



scheuen," sprach der Herr. Doch nein, sie scheuen sich nicht vor ihm. Sie suchen ihn hinauszustoßen, zu töten, um sein Erbgut an sich zu bringen, — um ihre ungerechte Herrschaft weiter zu behaupten. — Die Mactthaten des Sohnes, des Erbherrn, sind zu gewaltig, als daß sie sie leugnen oder verdächtigen könnten, sie sind überwältigend für alles Volk. Daher bestellt, besticht man falsche Zeugen, die ihn unter dem Schein des Rechtes als todeswürdig angeben sollen. Welch entsetzlich traurige Rolle für die hohe Versammlung! Wie tief bist du entwürdigt, Volk Abrahams! Es muß jedem Menschen einleuchten, daß ein Volk dem Untergange entgegen geht, dessen oberste Landesbehörde so steht, daß ihr aller Sinn für Recht und Gerechtigkeit abhanden gekommen ist. Zu ewiger Warnung steht dieses Israel vor den Völkern, — und vor uns. Denn wo immer Christus und sein Heil verworfen wird, da verwirft und richtet sich der Mensch, die Familie, das Volk!

Daß eine solche Versammlung falsche Zeugen suchte, um zu ihrem Zwecke zu kommen, darf uns nicht mehr wundern. Aber daß sich Leute fanden, die mit boshaftem Wort vor seinem Angesicht gegen ihn aufzutreten wagten, das muß uns wundern. Dazu gehört ein teuflischer Mut. Es war auch des Teufels Arbeit. Und diesem bösen, listigen Feinde gelingt es leider fort und fort, Leute auf die Beine zu bringen, die immer wieder aufs neue versuchen, die Wahrheit des Wortes Christi zu verdächtigen, zu entstellen, zu fälschen. Er, der Herr, ist und bleibt das „Zeichen, dem widersprochen wird.“ Trotz aller Klarheit, trotz aller Siegesherrlichkeit des Reiches Christi gibt es doch nichts und niemand auf Erden, dem immer wieder so der Krieg erklärt und geführt wird, wie dem Herrn und seiner Wahrheit.

Am schmerzlichsten aber muß es uns berühren zu sehen, daß auch nicht Ein treuer Zeuge austrat, der für den Herrn ein wahres, tapferes Zeugnis abgelegt hätte. Es

fehlte doch nicht an Leuten, die es hätten thun können. An diesem Osterfeste waren mehr als sonst je, wohl Tausende in Jerusalem anwesend, die theils seine Wohlthaten selbst empfangen, theils um seiner herrlichen Thaten an andern willen sich zu ihm bekannten. Die geflohenen Jünger werden wohl auch rasch genug überall bekannt gemacht haben, welche Schandthat man an dem Herrn begangen, indem man ihn wie einen Verbrecher gegriffen und gefesselt hatte. Und jetzt ist von den vielen auch nicht Einer da, der aufträte und ein mutiges Zeugnis gegen die Bosheit ablegte. Jener Blindgeborne (Joh. 9) hat sich doch früher ganz prächtig vor diesem Gerichtshof benommen und ein ritterliches Zeugnis abgelegt: „Ist er ein Sünder, sagte er, das weiß ich nicht; eins aber weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun sehend. — Da sprachen sie wieder zu ihm: Was that er dir, wie that er deine Augen auf? — Er antwortete ihnen: Ich habe es euch gesagt, habt ihr es nicht gehört? Wollt ihr auch seine Jünger werden?“ Wo ist jetzt dieser kluge, mutige Mann, dieses Wunder seiner Gnade? Von den zweien, welche sich herbeiwagten, hat einer ihn verleugnet! Alle übrigen aber blieben eingeschüchtert und erschrocken ferne. Und doch hatte der Herr selbst vor Hannas an ihr Zeugnis appelliert: „Frage die darum, die mich gehört haben.“ Aber wo waren sie? Ach, nicht ein einziger war da! Das ist eine Schande für jene große Jüngerschaft. — Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor; wer sich aber auf andere Menschen verläßt, ist ein Narr. Nun, der Herr verließ sich auf niemand und brauchte auch niemand, daß er für ihn einträte. — Wer aber meint, in unserer Zeit seien die Christen anders, mutiger, tapferer geworden, der irrt sich und kann gelegentlich traurige Erfahrungen machen. So lange alles friedlich und ordentlich geht, sammeln sich oft noch große Scharen um das Evangelium; gibt es aber irgendwie Kampf um Gottes Wort, da ziehen sich sofort

die meisten verzagt zurück und lassen den Kämpfenden allein auf dem Platze. Die Feinde aber machen es gerade umgekehrt. Wenn sie Jahre lang dem Evangelium aus dem Wege gegangen waren, so sind sie dann auf dem Platze, wenn es gilt, dasselbe irgendwie zu bekämpfen, oder ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Solche Erfahrungen werden ja gerade in unserer Zeit leider an vielen Orten gemacht.

Obgleich wir bei der Betrachtung des Petrus und seines Falles nochmals auf diesen Gedanken geführt werden, so will ich doch schon hier meine Meinung über diesen Punkt deutlich sagen. Ich habe nie eine Predigt über Petrus gehört noch gelesen, in der nicht dem Petrus, meistens mit Ausdrücken der Entrüstung, ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er in des Hohenpriesters Palast gegangen sei. Es sei falsches Ehrgefühl, Stolz, Vermessenheit, strafbare Neugierde u. s. w. gewesen, und die gewöhnliche Warnung heißt dann: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ Ich gestehe offen, daß ich diese Art der Erklärung und Anwendung weder verstehen noch billigen kann. Wenn irgendwo die Jünger an die Seite des Herrn gehörten, so war es in diesen Stunden des Leidens. Sollten sie einst Zeugen des Leidens Jesu sein, so mußten sie das Leiden mit ansehen, miterlebt haben. Es wäre ihnen gewiß kein Haar gekrümmt worden, wenn sie auf ihrem Platze gewesen wären, der Herr hätte sicher dafür gesorgt. Wohl sagte der Herr dem Petrus: „Du kannst mir diesmal nicht folgen, du wirst mir aber hernach folgen.“ Er meinte aber damit sein Sterben. Wohl weisagte der Geist Gottes: „Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen.“ Allein gebilligt oder gelobt wird dieses Fliehen der Schafe nirgends. Der Herr nahm seine kleine Heerde mit in den Garten, und schickte sie nicht von sich, auch als die Feinde anrückten. — Nicht das also, daß Petrus mit Johannes in den Palast des Hohenpriesters ging, ist an ihm zu tadeln.

Dort war vielmehr sein Platz als Jünger seines Herrn. Daß er aber das Wachen und Beten versäumte, daß er ungerüstet ging, das soll uns als Warnung dienen. Wo immer Christi Ehre, sein Evangelium, sein Reich zu verteidigen ist, da gehören seine Jünger hin, da sollen sie auf dem Posten sein. Freilich sollte man denken, die Schwachen thäten oft gut, wegzubleiben. Aber wer sind die Schwachen? Gewiß nicht die, die sich selbst ehrlich dafür halten, sondern die andern, die sich stark dünken. Aber immer, ob schwach oder stark, der aufrichtige Jünger gehört immer an die Seite des Herrn, auch wo der Herr geschmäht wird. Mancher wird gerade da erst aus einem Schwachen ein Starter, wie Petrus. Wie viel verdanken wir doch der Gegenwart des Petrus und Johannes an jenem Ort. Von diesen Augenzeugen stammen die Berichte über die entsetzlichen Mißhandlungen des Herrn in jener langen Nacht. —

### 8. Christi heiliges Schweigen.

„Antwortest du nichts zu dem, was diese wider dich zeugen? Jesus aber schwieg (auch darauf) stille. — Auch das Schweigen des Herrn wurde und wird immer noch von manchen in gekünstelter Weise gedeutet und angewendet: Christus sei verstummt vor seinen Richtern, weil wir als Sünder im Gerichte Gottes hätten verstummen müssen u. s. w. Das ist doch zu gesucht. Was hat doch das Gericht, vor dem dort der Herr stand, mit dem Gerichte des heiligen Gottes gemein? In Gethsemane stand der Herr im Gerichte vor Gott, hier nicht. Hier läßt er, nach dem Willen seines Vaters, die vollendete Bosheit der Menschen über sich ergehen und trägt sie schweigend. —

Ferner: der Herr schweigt nicht gegen den Richter; dem antwortet er vielmehr mit hoher Bestimmtheit. Er schweigt aber über die böshaftern Verleumdungen falscher Zeugen, denen zu antworten, oder sich mit ihnen irgendwie einzulassen, tief unter seiner Würde gewesen wäre. — Auch die andere landläufige Ansicht, der hohe Rat habe das Recht und die Pflicht gehabt, denjenigen, der als Messias auftrete, zu prüfen, scharf zu verhören u. s. w., kann ich nicht von weitem billigen. Wie denn, wenn ein Prophet Gottes unter das Volk tritt, mit Gottes Botschaft im Munde, sich als Gottgesandten vor allem Volke legitimierend durch Wunder und Thatthaten höchster Art, — da soll in Israel ein Tribunal bestanden haben, vor dem er sich erst hätte beglaubigen lassen, sich Erlaubnis zur Ausrichtung seiner Sendung hätte holen müssen? Wer hätte dieses Tribunal eingesetzt? Gott hatte seine Gesandten keinem israelitischen Gerichte unterstellt. Sonst hätten diese Gesandten, besonders Johannes der Täufer und Jesus, unrecht gethan, sich nicht von Anfang an dessen Bestätigung zu verschaffen. Das vor Gericht-Ziehen des höchsten Propheten war eine willkürliche Anmaßung, in welcher die Sünde und das Gericht des einst so herrlichen, jetzt so entwürdigten Volkes sich vollenden sollte. Die größten und frommsten Könige, David voran, beugten sich rüchhaltslos vor den Propheten Gottes.

Das Schweigen des Herrn hier und wo es uns noch berichtet wird, gehört jedenfalls zu dem ergreifendsten und erhabensten, das uns in dem Prozesse seiner Verurteilung von ihm berichtet ist. In schweigender, aber unbeschreiblich erhabener Majestät steht er hier vor der niedrigen, verächtlichen Versammlung, dort vor dem elenden Herodes und dann vor dem schwachen, bejammernswerten Pilatus. Die Spuren der tiefsten Mißhandlungen im Gesichte tragend steht er da, wie ein König, in wunderbarer, heiliger, ergreifender Hoheit und Würde. O, wer dieses Schweigen

recht dolmetſchen könnte! Es ſprach mächtiger, als jedes Reden es vermocht hätte. Gewiß hat es auch die Verſammlung aufs fürchtbarſte geſtraft. Sie kannten ihn ja wohl. Dieſe Ueberlegenheit, dieſes ruhige Durchſchauen ihrer Bosheit, dieſes vernichtende Schweigen hat ſie gewiß bis ins tieſſte Herz getroffen. Ja, es predigt durch alle Zeiten hindurch allen Völkern der Erde, welch unvergleichlichen Herrn wir haben. Es iſt ein gottmenſchliches Verhalten, voll Demut und Hoheit, voll Sanftmut und richtender Herrlichkeit. Mit ſeinem Schweigen leitete der Herr die Verhandlung und führte ſie auf dem kürzeſten Wege dahin, wohin ſie nach Gottes Ratſchluß gelangen ſollte: zu der großen, alles umfaſſenden Frage des Hohenprieſters und der weltgeſchichtlichen Antwort des Herrn über ſeine Perſon.

Wir aber dürfen wohl fragen, was uns, für unſer Leben und Verhalten gegen die Menſchen und ihre Bosheit, das Schweigen des Herrn vor den falſchen Zeugen predigt. Wenn irgendwo, ſo iſt hier des Apoſtels Wort am Plaze: „Er hat uns ein Vorbild gelaffen, daß wir ſollen nachſolgen ſeinen Fußſtapfen. Welcher nicht ſchalt, da er geſcholten ward, nicht drohete, da er litt. Er ſtellte es aber dem heim, der da recht richtet.“ Wir wollen nicht davon reden, wie ſchmerzlich es iſt, daß gerade die Theologen, die Gottesgelehrten, um ihres heftigen Streitens willen, ſprichwörtlich geworden ſind. Wir wollen auf praktiſchem Gebiete, im täglichen Leben bleiben und da nur einige Andeutungen machen.

Hochgeſtellte Perſonen im Staate müſſen erfahren, daß ſie je und je falſch beurteilt werden. Sie müſſen ſich oft kritiſieren, oft ſchmähen laſſen, weil ihre Handlungen verkannt oder nicht verſtanden werden. Wer hoch oben ſteht, ſieht eben die Dinge beſſer und beurteilt ſie deſhalb anders, als derjenige, der ſie von unten mit beſchränktem Geſichts-



König
 freise anschaut. Königen oder sonst hohen Staatsbeamten würde es nun aber gewiß schlecht anstehen, wenn sie sich gegen jede Verleumdung oder gegen jede falsche Beurteilung jedes Unverständigen oder Boshaften verteidigen wollten. Festen Schrittes gehen sie einem Ziel entgegen und überlassen der Zukunft ihre Rechtfertigung. Christen aber, die vor Gott zu Königen und Priestern gemacht sind, sollen ganz besonders mit königlichem Sinne über die Erde gehen. Auch sie können der falschen Beurteilung, der Schmach der Verleumdung nicht entgehen. Je höher sie innerlich stehen, desto mehr wird die Versunkenheit sie lästern. Da sollen sie das herrliche Bild ihres Herrn vor Augen haben; das wird ihnen helfen, nicht nur die Schmach zu tragen, sondern ihr Benehmen würdig zu gestalten. Der Herr, der Heilige, der innerlich am höchsten stehende, mußte auch in dem Stücke boshafter Verleumdung das Schwerste, die Sünde in ihrer Vollendung auf sich nehmen und tragen. Er trug sie in vollendet heiliger, gotteswürdiger Weise, und hat damit den Seinen nicht nur diesen Weg geheiligt, sondern ihnen auch die Kraft zur Nachfolge erworben. Ihn leitete in all seinem Thun die Würde und Ehre seines Vaters. So soll nun uns nicht unsere Ehre, sondern die Ehre unseres herrlichen Herrn, dessen Namen wir tragen, dessen Reichsbürger zu sein wir bekennen, leiten mit dem Bewußtsein, daß unsere Ehre in guten Händen ruht und schon einmal offenbar werden wird. Wir sollen auch darin seinem Tode ähnlich werden. Das schweigende Tragen böswilliger Verleumdungen sollte uns um so leichter werden, als wir doch selten so ganz, so völlig unschuldig sind. Irgend eine Schuld, wenn auch vielleicht nicht in direktem Zusammenhange mit der Sache, um deren willen wir geschmäht werden, wird uns unser Gewissen in den meisten Fällen aufdecken. Das soll uns dann in die Demut und Buße führen, und in diesem Zustande wird uns das Schweigen

gegen die Menschen leicht, auch wenn wir sehen, daß sie in der Hauptsache uns unrecht thun.

Aber nicht nur der Herr mit seinem herrlichen Verhalten, sondern auch die falschen Zeugen predigen uns. Es war doch etwas überaus Böses, Unmenschliches, gegen den Heiland der Welt mit frecher Lüge und boshafter Verleumdung aufzutreten, um ihn zum Tode zu bringen. Man denke sich doch die furchtbare Lage, wenn solche Menschen in die Ewigkeit hinüberkommen und dort die Wahrheit, der sie hier so teuflisch widerstanden, klar schauen. Freilich, wenn sie alle gewußt hätten, daß der arme Nazarener wirklich der Sohn Gottes, der Heiland und Richter der Welt war, sie hätten aus Furcht vor ihm sich gehütet, gegen ihn aufzutreten und ihn zu schmähen. Sie thaten es im Unglauben und in niedriger Gefallsucht gegen die Hohenpriester. Aber eben diese Sünden, denen sie auch sonst dienten, mußten sich vollenden zu ihrem ewigen Gericht. So ist es aber noch immer. Mancher Schwäger, Verleumder, wikelnde Spötter will ja nicht den Herrn, den heiligen Richter selbst schmähen, indem er seine armen Kinder oder seine verachtete Reichsache schmäh't. Thut er es aber doch gegen den Herrn selbst, so ist es ja offenbar, weil er nicht an seine Gottheit glaubt. In beiden Fällen aber ist es die sündige Herzensrichtung, die sich zu seinem Gerichte entwickeln darf und entwickeln muß, wenn sie nicht durch Belehrung überwunden wird. „Auf daß sie keine Entschuldigung haben.“ Wir Christen wollen uns aber merken, daß jede Lüge, jede Unwahrheit, jede Unredlichkeit uns auf die Seite derer stellt, die dort gegen den Herrn gelogen haben. Die Lüge ist vom Teufel, und mit ihr stellen wir uns unter seinen Einfluß.

---

## 9. Das gute Bekenntnis des treuen Zeugen.

Durch das unerschütterliche Schweigen des Herrn gerät offenbar der Prozeß ins Stocken und der Hohepriester mit seiner traurigen Versammlung in etwelche Verlegenheit. So hatten sie sich den Verlauf nicht gedacht, wenn sie sich überhaupt etwas gedacht hatten.

Soll etwas herauskommen, soll die Gerichtssitzung nicht mit offenkundiger Niederlage für die Mitglieder des hohen Rates enden, so muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Der Weg boshafter List muß verlassen und das Ziel, wohin man auf Umwegen gelangen wollte, frei ausgesprochen werden; so sollte es kommen, so wollte es der Herr. Eine klare, unzweideutige Frage wollte er hören, auf die er eine ebenso unmißverständliche Antwort geben konnte. Alle Völker und alle Generationen der Menschen sollten erfahren, daß Christus starb als Gottessohn, und weil er bekannte, daß er es sei. Israel sollte wissen, daß es nicht einen Verbrecher, sondern seinen Messias gemordet hat. So tritt denn der Hohepriester auf, ohne zu ahnen, daß er wider Willen den Willen eines Höheren erfüllen muß, und spricht zu dem Herrn: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du seiest Christus, der Sohn des Hochgelobten. Der Herr antwortet sofort mit heiliger Würde: „Du sagst es, ich bin's.“

Das ist eine unerwartete, ja eine wunderbare Wendung. Das ist ein weltgeschichtlicher Moment. Es ist gewiß von der allerhöchsten Bedeutung, daß der Hohepriester Israels hier veranlaßt wird, ohne äußere Nötigung, dem Herrn die Frage über seine Person in der gebräuchlichen, israelitischen Eidesform vorzulegen. Durch einen Eid sollte Christus seine Gottessohnschaft bestätigen. Warum das? Es ist doch der Mühe wert, sich das klar zu machen. Den Jüngern genügte ja sein bloßes Zeugnis von seiner Gottessohnschaft.

Ja, schon vor seinem Aussprechen dieses Geheimnisses hatten sie „geglaubt und erkannt, daß er ist Christus, der Sohn Gottes.“ Mit ihnen glauben seit achtzehnhundert Jahren unzählbare Menschencharen dasselbe. Diese feierliche, eidliche Bestätigung wird also nicht zunächst um der Jünger oder um der Gemeinde Christi willen haben geschehen müssen. Zwar ist es auch uns, und war es den Christen aller Zeiten, selbst dem Apostel Paulus, von hohem Werte, zu allen andern Zeugnissen auch noch dieses eidliche „gute Bekenntnis“ zu haben. Aber wir hätten des Eides nicht bedurft. Wer vom Vater zum Sohne gezogen und von seinem Gewissen zu ihm getrieben wurde und bei ihm Vergebung, Frieden, Ruhe für die arme, müde Seele fand, der trägt ein Zeugnis im Herzen, das ihn über alle Zweifel erhebt. Ja, man darf getrost sagen, daß wer nicht auf diesem Wege zum Glauben an den Heiland kommt, der kommt überhaupt nicht dazu. Wer durch dieses eidliche Selbstzeugnis erst zum Glauben gebracht werden soll, der wird wohl auch dagegen noch Gründe des Unglaubens und der Zweifel finden, wie die jüdische Gerichtsversammlung, die es zuerst gehört hat. Freilich wollen wir damit nicht behaupten, daß dieses Wort, ein Gotteswort im höchsten Sinne, nicht geeignet und fähig wäre, ein Sünderherz zu erschüttern und zum Glauben zu bringen. Wir glauben nur, daß es nicht zunächst zu diesem Zwecke gesprochen wurde.

Dieses eidliche Selbstzeugnis Christi für seine Gottessohnschaft ist ein Gerichtswort über den Unglauben, zunächst über den Unglauben Israels, dann aber auch über den Unglauben aller Zeiten. Denn es stellt offenbar jeden, der es hört, vor diese Entscheidungsfrage: Entweder hat Christus die Wahrheit gesprochen und ist dann in der That der eingeborne Sohn Gottes, der Heiland, der Herr und Richter der Welt, dem jede Kreatur Anbetung schuldig ist, — oder er hat einen Meineid geschworen, und wäre dann ein

Wahnsinniger, ein Gotteslästerer, ein Verführer, der den Tod verdient und mit Recht erlitten hätte. Diese Schlußfolgerung ist sonnenklar, und es ist unbegreiflich, wie Leute bis auf den heutigen Tag in der Halbheit hängen bleiben können, daß Christus nicht Gottes Sohn, aber doch der edelste Mensch, das Tugendideal der Menschheit gewesen sei. Doch gegen diese nachher ein Wort. Schauen wir zuerst Israel und seinen hohen Rat mit diesem Entweder — Oder an.

Der hohe Rat Israels handelte wenigstens logisch. Er glaubte nicht, oder wollte nicht glauben an die Gottheit Christi, und verurteilte ihn daher als Gotteslästerer zum Tode. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Mehrheit des hohen Rates nicht an seine Gottheit glaubte und ihn wirklich für einen Gotteslästerer hielt, oder ob sie gegen besseres Wissen ihn verurteilten. Im ersten Falle müßte man sie in Christi Bitte eingeschlossen glauben: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Im andern Falle aber wäre es eine unbegreifliche, teuflische That gewesen. Wir wollen, wie gesagt, nicht die Gründe, die für die eine oder andere Ansicht sprechen, hier aussuchen. Mit völliger Sicherheit läßt sich diese Frage überhaupt nicht von uns, sondern nur von dem Herzenskündiger entscheiden. Aber die andere Frage müssen wir erwägen, ob die Häupter Israels zur Wahrheit über den Herrn hätten kommen können, oder nicht. Hielten sie ihn wirklich für einen Gotteslästerer, beruhte ihr Unglaube an seine Gottheit auf Unverstand und Unwissenheit: so fragt es sich doch, ob das eine Entschuldigung für sie ist, oder eine gleiche Anklage. Wer sich ein wenig Mühe giebt und sich das mehr als drei Jahre lange öffentliche Heilandsleben des Herrn vergegenwärtigt, wird zu dem Schlusse genötigt, daß ganz Israel hätte zur Klarheit und zur vollen Wahrheit über Jesum kommen können, wenn nur ein

Funkte von wirklicher Wahrheitsliebe vorhanden gewesen wäre. Wir glauben, daß es überflüssig ist, dafür den Beweis zu liefern. Wer sich nach den Berichten der Evangelien die unbeschreiblich herrliche Gestalt des Heilandes, das ergreifende Zeugnis des Täufers von ihm, seine überwältigenden Wunderthaten, — nur allein die Auferweckung des Lazarus, — seine holdseligen, himmlischen, auf unsrer Erde nie gehörten Worte ins Gedächtnis ruft und bedenkt, daß sein Ruhm das ganze Land bedeckte und weit über seine Grenzen hinaus erscholl; wer sich vergegenwärtigt, wie er Zug um Zug die prophetischen Bilder vom künftigen Messias erfüllt und mit seinen Selbstzeugnissen beleuchtet: — der muß erkennen, daß die Menschen unentschuldbar sind, die nicht zur Klarheit über ihn gekommen wären. Genug ist, daß jeder, der unbefangen und ohne Falsch ihm nahe trat, vor ihm auf die Kniee gezogen wurde und bald seine Gottesherrlichkeit erkannte. Und zwar Leute aus jeder Klasse: der römische Hauptmann zu Kapernaum, wie das kananäische Weib; Nathanael, wie Zachäus der Zöllner; die einfachen galiläischen Fischer, wie die Ratsherren Nikodemus und Joseph von Arimathia; die gefallene Sünderin, wie die edlen Frauen in Bethanien. — War es vom hohen Räte Israels nicht klar bewußter Messiasmord, so war es doch selbstverschuldete Finsternis, selbstverschuldete Hingabe unter die Herrschaft des Teufels, dessen Werkzeuge sie waren, selbstverschuldetes Gericht, wie es schauerlicher nicht gedacht werden kann. Jetzt aber stand der Herr vor ihnen, der Mann, über den sie so vieles und so großes vernommen hatten, und legt einen feierlichen Eid ab, daß seine Selbstzeugnisse wahr, daß er Gottes Sohn sei. Das hätte sie, wäre noch ein Keim von Redlichkeit und Wahrheitsliebe in ihnen gewesen, veranlassen müssen, die Sache doch nüchtern zu prüfen. Es war doch, nach allen Zeugnissen über den Herrn, ein furchtbar ernster Augenblick für sie. Doch sie erkannten den Ernst nicht.



Der Haß gegen den Heiligen verfinsterte ihren Sinn. Sie vollzogen ihr Selbstgericht. Damit aber predigen sie allen Menschen bis ans Ende der Tage, wohin es mit denen kommen kann, die die Finsternis mehr lieben als das Licht. Sie kommen schließlich dahin, daß kein Wunder des allmächtigen Gottes mehr im stande ist, ihr verkehrtes Herz auf den Weg der Wahrheit zu bringen. Selbstverstockung ist das Ende jeder fortgesetzten unheiligen Herzensrichtung.

Die Streitfrage über Christi Person besteht heute noch. Mehr als fünfzig Generationen sind dahingegangen, seit Christus dort seine Gottessohnschaft eidlich beteuerte. In jeder Generation wurde die Frage bewegt, für und wider gekämpft, und so wird es bleiben bis ans Ende, — bis er bei seiner herrlichen Wiederkunft dem Streit für immer ein Ende machen wird. Noch heute besteht auch die Entscheidungsfrage in ihrer ganzen Schärfe, die wir oben aufgestellt haben: Entweder hat Christus die Wahrheit bezeugt und ist Gottes Sohn, ist auferstanden, sitzt als König seines Reiches zur Rechten Gottes, wird wiederkommen als Richter der Welt; oder aber er hat einen Meineid geschworen, und das Christentum wäre dann der großartigste Weltbetrug, die Christen „die elendesten unter allen Menschen.“ Ein Zwischenstandpunkt, ein Glaube, der diese logische Konsequenz nicht zieht, sondern zwischen diesen Extremen vermitteln will, ist ein Unding, eine Unwahrheit in sich selbst.

Und nun schaue man sich in unserer Gesellschaft um. Gerade dieses Unding, diese Halbheit, daß Christus ein bloßer Mensch, aber ein edler, großer Mensch gewesen sei, das verteidigt die gelehrteste, gebildetste Generation, die je auf Erden stand, mit aller Zähigkeit. Wohl gibt es auch in unserer Zeit verschiedene Feinde, die Christum für einen Betrüger und das Christentum für Betrug erklären. Doch sind deren, glaube ich, nicht so sehr viele. Die große Menge unseres Volkes, geführt von einem Chor liberaler Pfarrer

und Professoren, steckt in dem genannten Halbdunkel über Christi Person. Natürlich: auf der einen Seite steht die Voraussetzung fest, Christus dürfe nicht Gottes Sohn sein. Der Glaube an die Gottheit Christi ist einem irdisch gesinnten, leichtsinnigen Volke zu unbequem, weil er notwenig in sich schließt die Predigt von Sünde und Gnade, von Buße und Befehrung, von Gericht und Verdamnis. Auf der andern Seite aber sind die Wirkungen, die von Christi Person ausgingen, so überwältigend, so vor aller Augen offenbar, so weltumfassend, daß es eben unmöglich ist, zu erklären, diese „Trauben kommen von den Dornen, und diese edlen Feigen von einer Distel.“ Man muß den Mann, an den sich das Christentum, das Evangelium, knüpft, für einen guten Baum erklären, weil seine Früchte edel sind. Und so wird nun dieses „weise Geschlecht zu Narren,“ und fällt in seinem ungöttlichen Sinn in die laue Thorheit, Christum zum Vügner zu machen und doch zugleich ihn als Ideal der Menschheit zu preisen.

Wir wollen aber hier keine Apologie schreiben. Nur einige kurze Bemerkungen mögen nachfolgen. — Der Unglaube unserer Tage hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, seine Hypothesen, seine vorgefaßten, willkürlichen Voraussetzungen zu beweisen und sie als Wahrheit zur Annahme zu bringen. Man hat sich vor nichts gescheut. Man hat die Apostel, die ihren freudigen Glauben mit ihrem Blute besiegelten, für einfältige Thoren, oder selbst für Erfinder und Betrüger erklärt. Man hat die gleichen Schmähungen über die Christen der ersten Jahrhunderte ausgesprochen, über die Heldenhäuflein, die um ihres Glaubens willen alles ertrugen, was teuflische Bosheit an Qual und Leid erfinden konnte. Man hat die Evangelien und apostolischen Briefe, diese heiligen, göttlichen Wahrheitszeugen, verdächtigt, zu zerzausen und zu verstümmeln gesucht. Man hat die Zeugnisse der Kirchenväter zu verdrehen, zu ver-

dächtigen unternommen. Man hat, um dem gottlosen Zeitgeist zu schmeicheln, die gemeinsten Waffen nicht verschmäht; man hat die gläubigen Gottesgelehrten als unwissenschaftliche, bornierte, gedankenlose Leute verschrieen, die für „Kritik,“ für „Wissenschaft“ kein Verständnis hätten. Man hat seinem ungläubigen Wühlen, seinem böshaften Verneinen, seinem respektlosen Verfahren gegen die heiligsten Güter der Menschheit die hochtrabendsten Bezeichnungen als „Erforschen und Erfassen der reinen Wahrheit“ u. s. w. beigelegt. Man hat sich nicht gescheut, mit den armseligsten Einfällen vor dem weisen Geschlechte unserer Zeit auszuposaunen, daß jetzt das alte Christentum überwunden sei; die „freie Forschung,“ die „kritische Wissenschaft,“ die „Spekulation“ habe nun den schweren Bann gebrochen, unter dem die arme Menschheit sich so lange vergeblich geängstigt habe. Das Licht sei jetzt angebrochen; eine „Reform“ des Christentums nach den gefundenen Resultaten der Wissenschaft sei jetzt nur noch nötig, dann werde ein glückliches, weltseliges Zeitalter anbrechen. Das war nun zwar eine verfehlte „Spekulation,“ aber doch „frohe Botschaft“ für eine arme, unbußfertige, materialistische Menge, die für ihre Abneigung gegen das Evangelium nun gelehrte Autoritäten hat. Diese Menge ist auch nicht undankbar gegen die Bannerträger dieses neuen Evangeliums. In den Zeitungen und Wirtshäusern preist man die edlen Helden. Wir lassen ihnen gerne den unrühmlichen Ruhm. Der Ast wird bald vollends abgesägt sein, auf dem sie sitzen. Daß aber dieser Anlauf gegen das Christentum wirklich „voraussetzungsloses,“ „unabhängiges“ Forschen nach der lauterer Wahrheit sei, das glaubt diesen Leuten kein Mensch, und sie selbst wissen das wohl.

Wir wollen auch hier die Frage nicht erörtern, ob die Ungläubigen unserer Zeit in ihrem Unglauben ehrlich sind, oder nicht; ob sie aufrichtig glauben, Christus sei nicht Gottes Sohn, sondern bloßer Mensch gewesen, oder ob sie,

ob manche, gegen bessere Ueberzeugung solches behaupten. Das aber müssen wir hier entschieden aussprechen, daß diejenigen, welche vorgeben, sie könnten nicht an die göttliche Einfalt des Evangeliums glauben, weil eben ihre Gelehrsamkeit, ihr Verstand, ihre Wissenschaft, ihre hohe Bildung sie daran hinderte; daß diejenigen, die da gerne durchscheinen lassen, man müsse, wenn man das Evangelium glauben wolle, immerhin ein wenig leichtgläubig, verstandesarm, nicht „auf der Höhe der Zeit stehend“ sein, oder aber seinem Wissen Zwang anthun, — daß diese entweder sich selbst täuschen und bemitleidenswerte Leute sind, oder aber in böser, bewußter Heuchelei andere zu täuschen suchen, — zu ihrer Verherrlichung. Wie manche Frau hat mir schon das naive Geständnis gemacht: „Mein Mann glaubt nicht an die Bibel, er ist zu gelehrt.“ Natürlich, — welch ein imponierendes Selbstzeugnis, wenn der Mann vor seiner Frau sein unkirchliches, unchristliches Leben damit zu entschuldigen sucht, daß er dafür zu „gelehrt“ sei! Es ist in weiten Kreisen „guter Ton“ geworden, diejenigen, die an die Wahrheiten der heiligen Schrift glauben und sie leben, als beschränkte Menschen anzusehen, sich selbst aber ein höheres Maß von Bildung und Verstand zuzuschreiben, eben deshalb, „weil man diesen Standpunkt überwunden habe.“ Vollends sind dort die Pfarrer im Verruf, die noch „orthodox“ predigen. Das ist einem Bier trinkenden, Theater besuchenden, Feste feiernden Geschlecht ein unbegreifliches Zurückbleiben hinter den aufgeklärten, liberalen Ideen unserer großen Zeit. Ein Geschlecht, das sich Eisenbahnen, Telegraphen, Telephon, Näh- und Strickmaschinen erfinden läßt und jeden für unzurechnungsfähig hält, der nicht glaubt, daß jeder, der die Maschine benützt, auch im stande gewesen wäre, sie zu erfinden, ein solches Geschlecht darf nicht mehr mit der Predigt von Sünde und Erlösung behelligt werden. Einen Heiland braucht es nicht mehr. Es vergiebt sich die Sünde

selbst. Wer dies Geschlecht nicht lobt, ist unbrauchbar in seiner Mitte.)

Wir können natürlich keinen Spruch erfinden und aufstellen, der für alle Zeiten den Unglauben beseitigen, ihm den Mund stopfen könnte. Das konnte weder der Apostel Paulus, noch der Herr selbst. Aber das dürfen wir getrost bezeugen, daß wir die Beweisgründe des Unglaubens kennen, geprüft haben und in unserer Ueberzeugung von der Wahrheit und Herrlichkeit unseres Glaubens nicht erschüttert worden sind. Wir dürfen das im Namen aller gläubigen Männer aussprechen, denen die Wahrheit eine teure Sache ist. Unser Glaube an das ganze Evangelium steht nicht auf so schwachen Füßen, wie der Unglaube es darzustellen liebt. Im Gegenteil. Wir wissen, an wen wir glauben. Hat vor einigen Jahren ein „Reformer“ der Schweiz in den „Zeitstimmen“ sich und die Seinigen — recht ehrlich! — also charakterisiert: „Wer das Ungewisse, das Abenteuer, den Sprung ins Dunkle liebt, der ist ein richtiger Reformier,“ — so können wir sagen, daß wir auf besserem Boden stehen. Wer das Gewisse, das göttlich Wahre, das Licht und Leben aus Gott liebt, der ist ein Christ. Nicht im Verstande ist die Ursache des Unglaubens zu suchen, sondern im Herzen. Wo das Herz Abneigung gegen Gottes geoffenbarte Wahrheit hat, da muß der Verstand Handlangerdienste thun. Er muß dann Gründe suchen, die das arge Herz beruhigen sollen.

Es ist heute leichter, die Wahrheit über Christi Person zu finden und ihrer gewiß zu werden, als zur Zeit des Lebens Christi auf Erden. Damals konnten nur die Vertrautesten den Herrn ganz kennen lernen. Die meisten Menschen hatten nur Bruchstücke aus seinem Bilde; sie haben nur teilweise ihn gehört und sein Thun gesehen. Wir aber besitzen von ihm ein vollendetes Gesamtbild. Wenn uns auch nicht alle seine Reden und Thaten überliefert sind, so

haben wir doch in den Evangelien ein abgerundetes, ganzes, harmonisches Lebensbild vor uns. Und dazu kommen noch die Zeugnisse der Apostel und der ersten Gemeinde. Ja, wir haben in der heiligen Schrift das großartige, abgeschlossene Werk der Offenbarung Gottes vor uns. Wir sehen hier vor uns den ganzen Heilsplan Gottes mit der Menschheit. Wir müssen — wenn wir Augen haben — das Neue Testament als die herrliche Erfüllung des Alten, müssen Christum als den Inhalt, die Erfüllung aller Gottesoffenbarung, als die Antwort auf das Alte Testament, ja auf die Geschichte der Völker erkennen! Freilich, wer seine Theologie bei den modernen Theologen holt, mit dem können wir nicht rechten; aber wer bei dem Herrn, bei den Aposteln und Propheten in die Schule geht, der findet gewiß die Wahrheit und kommt zur Ruhe. Zwar kenne ich einen, und er ist gewiß nicht der einzige, dem auch das Studium des „neuen Glaubens“ nur zur Befestigung und zur Sicherheit in seinem Glauben an die alte biblische Wahrheit gereichte.

Es kommt eben auf die Richtung des Herzens an, ob man wirklich die Wahrheit sucht und liebt, oder ob man froh ist, ein Menschenfündlein zu erfahren, das dem Worte Gottes einen Stoß versetzen soll. Wer den Irrtum liebt, der findet ihn leicht, und wer sich dieses Findens freut, den beneiden wir nicht.

Den Vorwand des Unglaubens bilden von alters her die Wunder des Herrn und das Wunderbare, das er seiner Person beilegt. Das Wunderbare seiner Person bliebe aber auch dann stehen, wenn uns keine Wunderthaten von ihm erzählt wären. Wir glauben an ihn, als an den Sohn Gottes, nicht um seiner Wunder willen, so wichtig sie uns auch sind.

Sein Wort ist auch ein Wunder. Durch sein Wort erweist er sich als den Mann der Menschheit, als die Weis-



heit, die vom Himmel stammt. „Nie hat ein Mensch also geredet, wie dieser Mensch.“ Dieses Wort behält seine Geltung bis ans Ende. Ein Wort, das er einst einem Böllner, oder einer gefallenen Jüdin sagte, tröstete mit ewigem Trost auch den griechischen Philosophen und die römische Sklavin, die römische Kaiserin und den Mönch in seiner Zelle. Dasselbe Wort heilt und erquickt neunzehnhundert Jahre später das Gewissen des europäischen Fürsten, wie das des amerikanischen Tagelöhners, das des stolzen Brahminen, wie das des afrikanischen Negers.

Es sind universelle Worte für alle Menschen, wie sie kein anderer reden konnte, noch reden kann. Es sind Worte von dem, durch den und zu dem alle Menschen geschaffen sind; es sind Gottesworte.

Das Wunderbare seiner Person aber bestätigt er selbst mit einem Eide. Daß Christus wirklich dieses eibliche Bekenntnis seiner Gottessohnschaft ablegte, das kann niemand leugnen; denn es war die Ursache seiner Verurteilung zum Tode. Wie der Unglaube damit fertig wird, das wollen wir ihm überlassen. Dieses Wort spricht das Gericht über ihn aus. — Wir aber wollen uns durch das, was bisher Großes an uns vorüberzog, ermuntern lassen, unserem Herrn, unserem ewigen König, unserem treuen und barmherzigen Hohenpriester, der einst als das Lamm Gottes starb, und uns eine ewige Erlösung erwarb, in herzlicher, aufrichtiger Treue zu dienen, unseres hohen Berufes würdig zu wandeln und ihn mit Wort und That zu preisen und zu ehren.

„Doch ich sage euch: Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.“ — Mit dem: „Du sagst es, ich bin's,“ hat Jesus nur eben bejaht, was er gefragt worden ist. Aber sein Geist drängt

ihn zu einer Beifügung. Er weiß, welch greller Widerspruch für die Denkweise der Versammelten zwischen diesem Ausspruch und seinen Banden besteht. Deshalb ist er es ihnen schuldig, über die Niedrigkeit des jetzigen Augenblicks hinauszudeuten auf die Erfahrungen, die sie machen werden von seiner Majestät. Es ist freilich nur der heilige Eindruck seiner Persönlichkeit und die sichere Ruhe seines Wortes, was dem Zeugnisse, das er aussprechen will, Kraft geben kann. Zweierlei sollen sie von nun an bei dem Menschensohne sehen: das Sitzen zur Rechten der Kraft, und das Kommen auf den Wolken des Himmels. Jenes bedeutet das Thronen bei Gottes Majestät, welches dessen wartet, der jetzt in Banden vor den Menschen steht; dieses das richtende Thun dessen, der jetzt gerichtet wird. — Den Ton wird man zu legen haben nicht auf „von nun ab,“ sondern auf „sitzend zur Rechten der Kraft und kommen auf den Wolken des Himmels.“ Denn nicht um die Augenblicklichkeit, sondern um die Größe des bevorstehenden Umschwunges handelt es sich. In wiefern sah man ihn von nun an kommend auf des Himmels Wolken? Unmöglich konnte Jesus hier das „Sehen“ so, wie in Matth. 24, 30 meinen, als mit den leiblichen Augen geschehend. Das Sitzen zur Rechten der Kraft stellt sich ja dem leiblichen Auge nicht dar. Um einen Schluß, der sich ihnen aus ihren künftigen Erlebnissen aufdrängen wird, handelt es sich. — Wer Jesu Klingen mit dem Unglauben seines Volkes gesehen, das „Sein Blut komme über uns“ gehört, seine Kreuzigung angeschaut hatte und nun das immer stärkere Erzittern des israelitischen Staates und nach vierzig Jahren dessen Sturz erlebte, konnte über den innern Zusammenhang zwischen Israels Verwerfen Jesu und Gottes Verwerfung Israels nicht im Dunkel bleiben. Das Gewissen legte den Zusammenhang aus.

Als Galiläa für Jesum begeistert war, redete er zu den Johannisjüngern von der Trauerzeit, die durch seine Hinwegnahme für die Seinen kommen werde. Frei durch das Land wandernd, sagte er den Zwölfen voraus, er müsse verworfen werden. Dagegen bezeugt der Gebundene seinen Richtern, daß, was sie künftig erleben, lauter Erweis seines triumphierenden Waltens sein werde. So lange niemand Gefahr für ihn ahnt, spricht er von seinem Unterliegen; als jedermann ihn verloren glaubt, von seinem Siege. Das ist das Zeugnis der Besonnenheit: den Untergang erkennen, so lange ihn niemand erkennt; des Sieges gewiß bleiben, wenn der Untergang gekommen ist.“ (Geß.)





## V.

# Sehet, welch ein Mensch.

## 1. Ein erschütterndes Schauspiel.

Matth. 26, 67. 68. Luk. 22, 63—65.

**I**n ruhiger Hoheit hatte der Herr das große Bekenntnis von seiner Gottessohnschaft abgelegt. Das Wort, nach dessen Erfüllung Jahrtausende hindurch Könige und Propheten sich gesehnt hatten, ist laut und feierlich vor der hohen Versammlung der Väter des Gottesvolkes erklingen. Es ist freilich ein einfacher, schlichter Mann, der es ausspricht, ja ein Gefangener in Banden. Allein der Mann hatte in seinem kurzen Leben den Beweis geleistet, daß er berechtigt war, das Wort zu sprechen, das die Rätsel der Welt und der Geschichte löst, das der Menschheit Hoffnung und Rettung bietet, das dem Gewissen Ruhe und Frieden gibt. In ganz Israel hielt ihn jeder, auch wer ihn nicht näher kannte, für eine wichtige Person, für einen heiligen Mann, — und der hohe Rat am meisten. Ja, für ihn war er ein gefährlicher Mann. Und diesem Gefühl gibt jetzt der hohe Rat einen entsehllichen Ausdruck.

Eine ungeheure Erregung von wilder, satanischer Wut braust durch den Ratsaal. Der Hohepriester zerreißt sein Amtskleid, und alle schreien: Er ist des Todes schuldig.

Wunderbar! Der Hohepriester mußte hier wider Willen eine Gerichtsthat über sich vollziehen. Denn während das Lamm Gottes zum Tode verurtheilt wird und damit sein ewiges Hohepriesteramt antritt, muß der vorbildliche Hohepriester sein Amtskleid zerreißen, zum Zeichen, daß sein Amt ein Ende hat. „Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind.“

Und nun vollzieht sich ein schaudervoller Akt, den zu beschreiben die Feder sich sträubt. „Da speieten sie aus in sein Angesicht und schlugen ihn mit Fäusten. Etliche aber schlugen ihn ins Angesicht und sprachen: Weissage uns, Christus; wer ist es, der dich schlug?“ Nach Matthäus haben das die Ratsherren gethan, und Lukas erzählt uns, daß in ähnlicher Weise dann die Kriegsknechte, die Polizeisoldaten, die den Herrn die Nacht hindurch zu bewachen hatten, ihre entsetzlichen Mißhandlungen an ihm fortsetzten. „Die Männer aber, die Jesum hielten, verspotteten ihn und schlugen ihm ins Angesicht und sprachen: Weissage, wer ist es, der dich schlug? Und viele andere Lästerungen sagten sie wider ihn.“

Raum war also das: „Er ist des Todes schuldig,“ ausgesprochen, so stürzten Mitglieder des hohen Rats in öffentlicher Gerichtsversammlung hervor, stürmen auf den gebundenen, hilflosen Heiland ein, schlagen ihn mit Fäusten, schlagen ihn ins Angesicht, spucken ihm ins Angesicht, spotten und schmähen ihn, lästern seine Prophetenwürde, ergießen über ihn allen Haß, alle Mißhandlung, alle Roheit, deren ein teuflisch entzündetes Herz fähig ist. Und als diese Entwürdigten, Entmenschten, Glenden den Saal verlassen, da beginnen die Diener ihr teuflisches Werk, um es eine ganze lange Nacht hindurch zu treiben! Wahrlich, — wer hat je eine solche Nacht durchlebt? Wer hat je solches ertragen? — Die Sonne sinkt immer tiefer, die Nacht des Leidens wird immer dunkler, das Geheimnis immer rätselhafter.

Es gibt Prüfungen im Leben, die furchtbarer sind, als der Tod. In Christi Leiden scheint mir dieser Akt, diese entseßliche Nacht, schauerlicher als sein Sterben. Es ist das furchtbare Spiel des Tigers mit seinem Opfer, ehe er es hinwürgt. Auch im vollkommensten Menschen würde sich schließlich noch so viel Ehrgefühl regen, daß er wünschen würde, den Tod anstatt solcher Entwürdigung zu erleiden.

Ein Verbrecher, über den die Todesstrafe ausgesprochen ist, ist sonst gewissermaßen eine geheiligte Person. Man betrachtet ihn mit einer gewissen Scheu, mit Ernst und Erbarmen. Ihn roh zu mißhandeln würde jedes bessere Gefühl empören. Hier aber steht ein Unschuldiger, von dessen Unschuld selbst seine Richter überzeugt sein müssen. Warum diese entseßlichen Mißhandlungen an ihm? Ist sein Tod an sich nicht genug? Die Antwort ist hier tiefer zu suchen. Bis in die Hölle müssen wir steigen, und bis vor den Thron des gerechten Gottes uns wagen, um sie zu finden. — Als vor bald hundert Jahren Ludwig der XVI. von Frankreich und seine Gemahlin von ihrem Volke gemordet wurden, da ging ein Schrei der Entrüstung durch alle Völker. Heute noch fühlt jeder Unbefangene, wenn er jene Geschichte liest, daß dieses Volk damit eine schwere Blutthat zu dem vielen unschuldigen Blute, das es vergossen, hinzugefügt. Aber was sind alle Demütigungen, die jener unglückliche König erlitt, gegen das, was hier dem Könige der Könige zugefügt wird? Sein Tod auf Golgatha ist erschütternd. Aber wir verstehen ihn. Er war das große Opfer des Lammes Gottes zur Veröhnung einer ganzen gefallenen Sünderwelt. Es liegt für unser Gefühl etwas Göttliches, Großartiges, Einziges darinnen. Es erscheint uns nötig. Aber hier diese gemeinen, niedrigen, empörenden Mißhandlungen, — wozu diese? Warum mußte der Eingeborne, der Sohn des Wohlgefallens, der Abglanz des Wesens Gottes, welcher Herrlichkeit bei dem Vater hatte, ehe die Welt gegründet war, — warum mußte er in diese Tiefe



hinabgestoßen werden? Stelle dir doch das Bild einmal vor deine Seele! Derselbe, dessen Angesicht auf Tabor leuchtete wie die Sonne, den die verklärten Bewohner der ewigen Welt in tiefster Ehrfurcht anbeteten, den die Engel bedienten, — der steht jetzt da, gefesselt, das Angesicht von rohen Faustschlägen blutend und entstellt, vom Unflat des Speichels über und über bedeckt, ohne ihn abwischen zu können, weil die Hände gebunden sind, und die entmenschesten Menschen, die je über die Erde gingen, dürfen eine ganze Nacht hindurch Roheiten an ihm verüben, über welche die Engel ihr Angesicht verhüllen. Verstehst du das? Es ist doch der Mühe wert, darüber nachzudenken. Wenn im Leben eines sündigen Gotteskinds kein Haar von seinem Haupte fallen darf ohne Gottes Willen, so war es gewiß in noch höherem Maße so im Leben des Heilandes. Also gingen alle diese unerhörten Gemeinheiten mit dem Willen des heiligen Gottes über sein heiliges Kind! — Warum doch? Waren sie nötig zu unserer Erlösung? War die Hinopferung des Lebens Christi, das Vergießen seines Blutes auf Golgatha „zur Vergebung der Sünden“ nicht an sich genügend?

Wir wollen auch hier nicht, wie es gewöhnlich geschieht, aufzählen, welche besonderen Sündenarten der Herr in den einzelnen Zügen seines Leidens gebüßt habe. Wir wollen den Blick aufs Ganze richten. Wir wollen zuerst bedenken, welches Leiden die Sünde der Welt dem heiligen Gott verursachen muß. Seitdem es Sünde in der Welt gibt, seitdem es eine Welt voll Sünde gibt, ist Gott ein Leidender. Unermeßliches, Unausdenkbares leidet der heilige Gott von der sündigen Welt, und muß es als Leiden erfahren, so gewiß er „die Liebe und die Heiligkeit ist.“ Dieses unermeßliche Leiden Gottes fordert eine ebenbürtige Sühne. „Wenn es möglich wäre, daß nun Gott der Menschheit wieder zu kosten geben könnte, was ihm selbst, dem Heiligen, die Sünde Leides gethan hat und thut: das wäre Sühne. Wenn es

möglich wäre, daß der Mensch mit Gottes Gefühl, mit Gottes Herzen die Sünde fühlte, und die ganze Fülle widergöttlicher Offenbarung des Bösen durchfühlen könnte, — das wäre Sühne. Aber der Mensch müßte dann Gott und Mensch zugleich, und in seinem Leben der Zielpunkt aller Macht, aller Offenbarung des Bösen sein! — Und, siehe da, das hat Gott im Wunder der Menschwerdung Christi zu ermöglichen gewußt.“\*) In freier Liebe gibt sich der Heiland hin, den ganzen, den höchsten Ausbruch der Sünde, mit allem was sie je Gott Leides zugefügt, an sich zu erfahren und mit heiligem, gottmenschlichem Gefühl zu tragen, als die Last seiner Brüder, die Last der Menschen, als seine eigene Last, weil er mit der menschlichen Natur auch das Bos der Menschen teilt. So richtet er an seiner Menschheit durch heiligen Haß der Sünde die Schuld und Unreinheit der Menschen. Er sühnt sie. Daraus ist klar, daß alle Arten von Sünden, wie sie je Gottes Herz betrübt haben, auch auf den Heiland einstürmen dürfen, daß er sie erleide, sühne, in heiligem Fühlen richte. Und in der That sind auch in Christi Leiden alle Gestalten der menschlichen Sünde vertreten, von der Schwachheit des redlichen Jüngers bis zur bewußten Gottesfeindschaft und Gottesverwerfung, bis zum teuflischen Haß des Heiligen. Die höchste Potenz, die höchste Steigerung jeder Sünde, was nur die Macht der Finsternis an Energie entwickeln, die Hölle an widergöttlichem Unflat ausschäumen kann, das sollte, das wollte der Gottmensch in heiliger Sanftmut über sich ergehen lassen, es in heiligem Tragen sühnen. „Kein Tropfen der alten Gottesfeindschaft sollte mehr übrig bleiben, er wollte sie ganz austrinken.“ Darum weist er keine Bitterkeit ab, die an ihn herantritt. Er trinkt den Kelch bis auf die Gese.

Das Maß der Bitterkeit, die Christum treffen sollte,

---

\*) Siehe Jezschwitz, Apol. Vorträge.

war kein zufälliges. Es war bestimmt nach dem Maße, das Gott erlitten hat und erleidet von der Sünde der Welt. Auf Tabor und in Gethsemane wird die allen Menschen verborgene große Sache besprochen und bestimmt zwischen dem Vater und dem Sohne. Der Vater bestimmt das Maß des Leidens, der Sohn nimmt es in heiliger Beugung auf sich. „Dieser konnte die göttliche Liebe nicht herabsteigen, als daß sie sich bis in die äußerste Folge unserer Sünde senkte, daß sie dieses Erleiden in ihr eigenes, innergöttliches Leben aufnahm, daß Gott in dieser Weise sich selbst aneignete, was unser war, damit uns zugeeignet werden könnte, was sein ist“ (Luthardt).

Was Christus dort erleidet, wird ihm zugefügt von der Menschheit, nicht bloß von einzelnen. Jene Peiniger handelten im Namen der Menschheit. An ihnen wurde nur offenbar, was von Hause aus in jeder Menschenseele steckt. Darum hat auch jeder seinen Schuldanteil an Christi Marter. Sie zeigt uns, wozu die Menschheit, wozu jeder Mensch von Natur fähig ist. Sind wir, und viele Menschen, andere geworden, so daß wir den heiligen Gott und unsern Heiland lieben und nicht hassen, so ist das eine That Gottes. Wir sind andere geworden durch Gottes erbarmendes Eingreifen und Arbeiten an uns. Sich selbst und seiner bösen Natur überlassen, kommt jeder Mensch durch den Einfluß der Macht der Finsternis und durch das Umflutetsein von der Sünde nach und nach zur Gottesfeindschaft, zum Haß des Heiligen. Weil aber Christus in heiligem Erleiden die Sünde überwunden hat, so ist sie ihm gegenüber etwas Machtloses geworden; darum können auch „die in Christo sind“ die Herrschaft der Sünde in sich brechen und erneuert werden zur Liebe Gottes, zur Gotteskindschaft. Sie scheiden sich innerlich von der alten Menschheit und treten zusammen mit einer neuen Menschheit, an welcher Christus das Haupt ist.

Mit tiefer Beugung aber betrachten wir die Erniedrigung, die tiefe Schmach, die über unsern Herrn sich ergießt, und staunen über die heilige Ruhe, mit der er so Unerhörtes über sich ergehen läßt. Kein Wort der Klage, kein Schmerzensschrei geht über seine Rippen. O hätten wir bei dieser entsetzlichen Scene in sein Herz blicken können! Gewiß fühlte der Heiland tief die ganze Unwürdigkeit der erlittenen Mißhandlungen, allein der Blick ins Herz der Liebe seines Vaters und das Erbarmen mit so tief gefallenem Menschen, wie sie ihn umgaben, wird jedes andere Gefühl überwogen haben. Hier erfüllten sich die Weissagungen des Alten Testaments: „Ich hielt meinen Rücken dar denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mich rausten; mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel“ (Jes. 50, 6). „Um deinetwillen trage ich Schmach, mein Angesicht ist voller Schande. Die Schmähungen derer, die dich schmähren, fallen auf mich“ (Ps. 69, 8. 10). Schon lange standen diese Weissagungen von seinem Leiden mit ihren schrecklichen Einzelheiten vor des Herrn Geiste, und er sagte sie seinen Jüngern voraus: „Es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden; und er wird verspottet, und geschmähet, und verspeiet werden.“ Auch jetzt, da diese furchtbaren Einzelheiten Zug um Zug über ihn hereinbrechen, wird sein inneres Auge auf diese prophetischen Zeichnungen des leidenden Messias gerichtet gewesen sein. Sie erfüllten sich an ihm, nicht weil sie geweissagt waren, sondern sie waren geweissagt, weil sie nach Gottes Rath so sich an ihm erfüllen sollten. Ihm wurde so die Weissagung der Wegweiser für das und durch das hindurch, was ihm bevorstand.

Wir haben hier kaum nötig, praktische Anwendungen beizufügen. Jeder, der den Heiland in diesem Bilde anschaut, wird auch von selbst erkennen, was das Bild ihm

predigt. Jeder wird wohl erinnert werden an das Wort: „Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht mit deinen Missethaten.“ Möge Beugung, Scham, Reue und Dank die Frucht sein! — Auch das andere Wort aus dem Munde des Herrn wird sich hier wohl von selbst in die Erinnerung drängen: „Der Knecht ist nicht größer als sein Herr.“ Wie schwer wird es doch uns Menschen, den Hochmut, die Empfindlichkeit zu überwinden. Vor Gott ja, da kann mancher Christ so aufrichtig demütig sein, sein Elend, sein Nichts so tief fühlen. Aber vor Menschen und von Menschen, da kann er die geringste Beleidigung nicht verschlucken. Und wie so gar peinlich, wie lächerlich überspannt wachen manche Christen über ihre Ehre; wie lesen sie alle kleinen, vermeintlichen Taktlosigkeiten und Verstöße gegen ihre Würde, gegen die Rücksicht, die sie zu verdienen glauben, zusammen; wie können sie über die Fehllenden so lieblos zu Gericht sitzen! Und doch sind es Leute, die durch Christi Leiden und Schmach ihre Seligkeit erhoffen; Leute, die sich als Nachfolger des Heilandes ansehen lassen wollen. Es ist ja gewiß kein einziger Christ auf Erden, der nicht noch in diesem Teile von seinem Herrn zu lernen hätte; allein viele, viele Christen thun leider so, als wäre es eine Schande, eine Entehrung, in diesem Stücke mit Christo in Leidensgemeinschaft zu treten. Mit ihrer persönlichen Ehre stehen sie rein auf weltlichem Boden und in weltlicher Gesellschaft. — Möchten wir doch alle mehr erkennen, daß, seitdem der heilige Gottmensch so tiefe Entehrung schweigend über sich ergehen ließ, es eine Ehre ist, Schmach zu tragen, und eine Entwürdigung, seine vermeintliche Ehre auf Kosten der Liebe zu schützen. Wie verschwinden doch alle Beleidigungen, Schmähungen und Bitterkeiten, die uns von Menschen treffen können, gegen das, was wir an unserm Herrn erblicken!

Die Begriffe von Ehre und Schande sind unter den Christen unserer Tage noch so sehr gefälscht, daß sie sich

selten von den ganz verkehrten der Welt unterscheiden. Warum? Weil die Christen mehr und mehr unterlassen, bei Christo in die Schule zu gehen und an seinem Beispiele und dem Evangelium ihre Begriffe zu bilden oder zu verbessern.

Es ist ja freilich für mich und die Meinen irdisch nicht gleichgültig, ob ich geehrt oder mit Schmach bedeckt über die Erde wandern muß. Allein so wichtig, wie die meisten Menschen es ansehen, ist es doch nicht. Was würde man von dem Menschen denken, der, wenn er auf die Reise geht, meinte, er müsse vor allem den Mitreisenden imponieren, vor ihnen als etwas Rechtes gelten, womöglich erster Klasse fahren, Rücksichten beanspruchen, um — für etwas Besonderes gehalten zu werden! Nicht was wir auf der Reise scheinen, nicht was unsere Mitreisenden, von denen wir uns bald trennen, über uns denken, ist die Hauptsache, sondern was man in der Heimat, dort wo wir immer bleiben, von uns denkt, das ist wichtig. Was vor allem unser Vater von uns denkt, welches Los bei ihm unser wartet, ob wir in der Heimat reich und geehrt erscheinen, das hat Wert. Wie oft aber vergessen wir das, und wie viele Menschen denken nie so weit. Sie gleichen dem thörichten Reisenden, der mit dem Vater zerfallen, in der Heimat unbekannt oder verachtet ist, der arm und enterbt dasteht, aber von den Mitreisenden eine kurze, nichtige Ehre sucht, die keinen Wert hat, die lächerlich ist.

„Ein jeglicher sei gesinnet, wie Christus auch war. Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein; sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Gebärden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst, und war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht, und hat ihm einen Namen



gegeben, der über alle Namen ist. Daß in dem Namen Jesu sich beugen müssen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zu Ehre Gottes des Vaters" (Phil. 2, 5—11). „Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi; so wir anders mit leiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden. Denn ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll geoffenbart werden" (Röm. 8, 17. 18). So wir samt ihm gepflanzt werden zu gleichem Tode, so werden wir auch der Auferstehung gleich sein" (Römer 6, 5). „Freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch, zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit, Freude und Wonne haben möget" (1 Pet. 4, 13).

## 2. Von Israel verworfen, den Heiden überantwortet.

Die entsetzliche Nacht ist zu Ende; ein Tag ohne gleichen bricht an. Es ist der große Versöhnungstag der Menschheit, dessen man gedenken wird, so lange Menschen auf Erden wohnen werden, der von Ewigkeit zu Ewigkeit von den Erlösten mit Dank und Anbetung gefeiert werden wird.

Am frühen Morgen versammelt sich abermals der hohe Rat, diesmal wohl vollzähliger, als in der vorhergehenden Nacht. Nochmals wird Christus vorgeführt, nochmals legt er, wie Lukas 22, 66—71 uns berichtet, das große Bekenntnis von seiner Gottessohnschaft ab. Kaiphas und sein ebenbürtiger Rat hatten damit die große Befriedigung, ihn als Gotteslästerer zum Tode verurteilen zu können. Nochmals wird einstimmig das schon in der Nacht gefällte Todesurteil bestätigt.

Nun aber steht der hohe Rat vor einer nicht geringen Verlegenheit. Das Recht, die Todesstrafe zu vollziehen, war ihm von den Römern, unter deren Herrschaft Israel stand, erst wenige Jahre vorher entzogen worden. Es offenbarte sich darin ein merkwürdiges Walten des Gottes, der die Geschehnisse der Völker lenkt und der alles seinem Heilsplane dienstbar macht. Denn hätte Israel dieses Recht noch besess, so wäre Christus nicht gekreuzigt, sondern gesteinigt worden. 3 Mose 24, 16 war geboten: „Wer aber des Herrn Namen lästert, der soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen.“ Ebenso war aber schon fünfzehnhundert Jahre vorher in der Erhöhung der ehernen Schlange (4 Mose 21) der Kreuzestod Christi vorgebildet, wie der Herr selbst dem Nikodemus sagte Joh. 3, 14. Durch dieses wunderbare, göttliche Walten wurde nicht nur erreicht, daß Christus nicht den Tod eines Gotteslästerers sterben mußte, daß seine Unschuld wiederholt von dem heidnischen Richter laut anerkannt und verkündet wurde, sondern das heilige Sterben des Herrn auf Golgatha mit dem ergreifenden Vermächtnis seiner letzten Worte wurde damit seiner Gemeinde gerettet. Das heilige Sterben des gesteinigten Stephanus ist uns von hoher Bedeutung; aber wie unendlich weit wird es überstrahlt von dem göttlichen Leiden Christi auf Golgatha! Das Sterben des Stephanus verhält sich zum Sterben des Heilandes, wie das des geheiligten und erlösten Jüngers zu dem des heiligen und erlösenden Gottessohnes.

Dem hohen Räte liegt nun die Aufgabe ob, seinem Urtheile über Jesum die Bestätigung von seiten des römischen Statthalters zu erwirken und ihn zur Ausführung desselben zu bewegen. Es galt jetzt, einmütig, energisch, mit Aufbietung aller Mittel den Zweck zu erreichen. Sie wußten wohl, daß sie dem verhassten, stolzen Römer gegenüber kein leichtes Spiel hätten. Sie hatten aber ihre Maßregeln getroffen. „Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrer

Art, als die Kinder des Lichtes.“ Die Bosheit, geschürt von der Macht der Finsternis, kann zu allen Zeiten furchtbare Energie entwickeln. Die Massen sind vorbereitet und aufgeboten. Es ist schon allerwärts bekannt gemacht, daß der Jesus von Nazareth, der vermeintliche Prophet, als Gotteslästerer erkannt und verurteilt sei. Es gibt also eine Hinrichtung. Die Menge rottet sich in allen Straßen zusammen. Der hohe Rat in corpore bricht auf, den gebundenen Jesus mit Polizeibewachung durch die vollen Straßen nach dem Palaste des Pontius Pilatus zu begleiten. Niemand darf auf der Straße zurückbleiben, alle werden mitgerissen. Die Menge soll dem heidnischen Richter imponieren, die einstimmige Energie ihm das gewünschte Urteil abtrotzen. Auch wer nicht mitschreit, wird gegen den entfesselten Fanatismus keinen Widerstand wagen, dessen ist man gewiß; er vermehrt aber die Menge, und für Schreier ist gesorgt. So langt der schreckliche Zug vor dem Richthause an.

O Abraham, du Mann des Glaubens und Hoffens; o Jakob, du Mann des Gebets; o Mose, du Treuer im Hause Gottes; o Elias, du Eiferer um Jehovahs Ehre; o David, du Kämpfer und Sänger für deines Volkes Herrlichkeit; o alle ihr Propheten und Gottesmänner der Vorzeit — was müßt ihr in eurer Verklärung, von dem seligen Orte eures Wohnens aus sehen an eurem armen, gefallenem Volke! O wie werdet ihr euer Angesicht verhüllen und trauern! Der „Same,“ durch den alle Völker gesegnet werden sollen, der Stern aus Jakob, der große Davidssohn, der Gegenstand eures Glaubens, eures Hoffens, eures Sehnsens ist erschienen, und euer Volk stößt ihn von sich!

Es war ein demütigender Gang für die Ratsherren. Kurz vorher saßen sie als Richter vor Jesu, jetzt müssen sie als Kläger gegen ihn vor dem verhaßten Römer auftreten, um ihren Zweck zu erreichen. Doch die Bosheit achtet weder Mühe noch Demütigung, wenn sie ein böses Ziel verfolgt. Wäre

die Opferfreudigkeit der Christen nur halb so energisch, so müßte es ganz anders stehen um Christi Sache auf Erden.

Mit dieser Uebergabe des Herrn in die Hände des heidnischen Richters erfüllt sich zunächst die Weissagung des Herrn, daß er den Heiden übergeben werde zum Gekreuzigtwerden. Die Juden aber vollziehen damit die Verwerfung ihres Messias. Sie erklären damit, daß sie einen solchen Messias nicht wollen, ein Gottesreich, wie er es ankündigt, nicht begehren; die Weissagungen ihrer Propheten, wie sie Christus erfüllte, nicht glauben. Indem sie Jesum richten und hinausstoßen, vollziehen sie das Gericht über sich selbst. Ihr Volk wird hinausgestoßen und unter die Heidenvölker zerstreut werden. „Ihr Haus, ihr Tempel, wird ihnen wüste gelassen werden.“ Ihr Passah wird bedeutungslos und leer, ein Fest ohne Hoffnung, ohne Zukunft, ohne Vergangenheit. Denn sie sind ja wieder „nach Aegypten“ zurückgeworfen. Wider Willen müssen sie aber die Heilsgedanken Gottes über die Heidenvölker ausführen helfen. Denn von der Stunde an, als Christus in die Hände der Römer übergeben wird, tritt er aus der Geschichte Israels heraus und in die Weltgeschichte ein. Er gehört mit seinem Leiden und Sterben der Welt an.

Wo uns ein Jude begegnet, — und er begegnet uns überall, auch wenn wir ans äußerste Meer flöhen, — da predigt er uns die Wahrheit, daß wer Christum verwirft, sich selbst verwirft, an sich ein Selbstgericht vollzieht. Wer darüber nicht im klaren ist, der lese z. B. 5 Mose 28.

„Sie gingen nicht in das Richthaus, auf daß sie nicht unrein würden.“ Während des Osterfestes mußten die Juden ungesäuertes Brod essen und allen Sauer Teig, als Bild der Sünde, aus ihren Häusern entfernen. Der Form genügen sie, aber die Bedeutung war ihnen längst verschwunden. Wären sie bei Christo in die Schule gegangen, so hätten sie die Bedeutung wieder gelernt, wie die Apostel

(vergl. 1 Kor. 5, 8). Weil nun im Hause des Pilatus Sauer-  
teig sich fand, darum gingen sie nicht über seine Schwelle.  
Das könnte man, bei allem Unverstand, für gewissenhaft an-  
sehen, wenn man nicht wüßte, daß unter den Ratsherrn  
viele Sadducäer waren, der Hohepriester voran, die als  
vollendete Rationalisten weder an einen lebendigen Gott, noch  
an „Engel oder Geist“ glaubten. Vor dem Volke aber  
stellten sie sich fromm. Viele aber, besonders die Pharisäer,  
glaubten wohl ehrlich, daß sie sich durch das Betreten der  
heidnischen Wohnung verunreinigt hätten. In jedem Falle  
aber zeigen diese Leute, welche Verirrungen, welche Wider-  
sprüche, welch unbegreiflicher Jammer im Menschenherzen  
Herberge finden kann. Pedantische Gewissenhaftigkeit und  
himmelschreiende Gewissenlosigkeit wohnen enge beisammen.  
Die Schwelle des heidnischen Hauses überschreiten, — das  
verunreinigt; aber einen heiligen Mann, einen großen Pro-  
pheten morden, — das verunreinigt nicht. Und für einen  
Propheten wenigstens mußten den Herrn alle halten, denn  
er hatte eines Propheten Werke gethan. Jesus selbst sagte  
seinen Jüngern: „Hätte ich nicht die Werke gethan unter  
ihnen, die kein anderer gethan hat, so hätten sie keine Sünde;  
nun aber haben sie sie gesehen, und hassen doch beide, mich  
und meinen Vater“ (Joh. 15, 24).

Wir wollen nun gerne zugeben, daß jene Mörder des  
Heilandes das höchste geleistet haben in verrirrter, krankhafter  
Frömmigkeit, in Aberglauben, Fanatismus und Heuchelei;  
allein der böse Geist, von dem sie beherrscht waren, ist nicht  
mit ihnen ausgestorben. Wir wollen, um das zu beweisen,  
nicht einmal die Geschichte der katholischen Kirche, der Inqui-  
sition mit ihrem schauerlichen, von „Rosenkränzen“ um-  
wickelten und mit »Te Deums« verherrlichten Blutthaten  
anführen; wollen auch nicht von jenen französischen Kö-  
nigen reden, die nach durchschwelgter Nacht morgens regel-  
mäßig zur Messe gingen, um alsbald nachher dieselbe

Entwürdigung fortzusetzen. Wir dürfen nur das laue, gewöhnliche Formenchristentum vieler Christen unserer Zeit anschauen, um alsbald die Spuren desselben Geistes, wenn auch in milderer Art und besserem Gewande, zu entdecken. Es gibt ja, gottlob, noch viele Orte, wo kirchliches Leben, Frömmigkeit, Teilnahme an Werken christlicher Liebe zum guten Ton gehören. Wer zur guten Gesellschaft gehören will, muß da mitmachen. Es sind da gewiß immer redliche, treue Christen dabei, aber wie viel äußerer Schein, wie viel unaufrichtiges Modechristentum läuft mit! Von den Armen, die oft unbewußt aus Spekulation fromm sind, gar nicht zu reden. Wie wenig gehört oft dazu, einen Menschen, der als Haupt, als Stütze einer christlichen oder kirchlichen Sache gilt, aus einem Freund zu einem Feind dieser Sache zu machen. Ein geringer Verstoß, ein vielleicht unbewußter Mangel an Rücksicht, an Anerkennung, an Ehre genügt, um den vermeintlichen Freund als Ankläger sich gegenüber zu sehen, der sich freute, wenn die Sache, in der er nicht mehr obenan steht, zu Grunde ginge. Schon zu Pauli Zeit machte sich dieser Geist in der Kirche geltend, so daß er den Timotheus warnen mußte vor denen, „die den Schein der Gottseligkeit haben, aber die Kraft verleugnen“ (2 Tim. 3, 5). Ja, wer aufrichtig sein eigenes, böses, bodenloses Herz prüft und auf dessen Regungen achtet, wird sich sagen müssen, daß derselbe böse Geist der Heuchelei zu seinen eigenen schlimmsten Feinden gehört. Freilich bricht er in einem Herzen, das unter der Zucht des heiligen Geistes steht, nicht mehr in roher Weise hervor; aber er regt sich und zeigt uns zu unserem Schmerz, daß der Pharisäer in der eigenen Brust wohnt. Wohl allen, die ihn dort schon entdeckt haben und nicht müde werden, ihn zu bekämpfen.



### 3. Ungerechte Anklage gegen den Gerechten.

Pilatus, obwohl durch die frühe tumultuarische Störung nicht gerade gut gestimmt, gibt als gewandter Weltmann den Juden die Genugthuung, zu ihnen herauszutreten. „Was bringt ihr für Klage gegen diesen Menschen?“ fragt er sie. Und die Antwort lautet: „Wäre dieser nicht ein Uebelthäter, wir hätten dir ihn nicht überantwortet.“ Sie verlangten also nichts Geringeres, als daß Pilatus ohne weitere Prüfung der Sache einfach ihrem Verlangen willfahre. Aus ihrer Antwort klingt eine scheinbare Verletztheit darüber durch, daß Pilatus überhaupt nach der Ursache ihres Hasses gegen Jesum fragt. Er soll es als selbstverständlich ansehen, daß, wenn sie, die hohen Ratsherren, einen Menschen verurteilen und ihm überliefern, derselbe jedenfalls in gerechter Weise verurteilt sei. Das erst untersuchen, heißt ihrem, der heiligen Männer, Urteil mißtrauen. Das ist eine Beleidigung für sie. „Was sie, die Gottlosen, reden, das muß vom Himmel herab geredet sein; was sie sagen, muß gelten auf Erden.“ Doch der Römer ist nicht ihrer Ansicht und läßt sich nicht so im Sturm überrumpeln. Er hat nicht vergeblich das „römische Recht,“ wonach niemand ungehört verurteilt werden darf, studiert. Er weiß, daß des rechten Römers Tugend die Gerechtigkeit ist. Diesen Charakter geltend zu machen, dazu nimmt er einen festen, löblichen Anlauf: „So nehmet ihr ihn hin, und richtet (strafet) ihn nach eurem Gesetz!“ Mit verbissenem Schmerz müssen ihm die Juden nun bekennen: „Wir dürfen niemand töten,“ und sprechen damit zugleich aus, daß sie es auf Jesu Tod abgesehen haben, daß nur seine Hinrichtung sie zufriedenstellen könne. Zugleich stehen sie aber dem römischen Richter gegenüber vor der Entscheidung, entweder auf Jesu Tötung zu verzichten, oder aber eine todeswürdige Anklage vorzubringen. Beides wird ihnen

schwer. Auf das erste nur in Gedanken einzugehen, ist ihnen unmöglich. So tief ist der Haß gegen den Heiligen, so furchtbar sind sie besessen vom Geiste des „Mörders von Anfang,“ daß der Gedanke an das Mißlingen ihres Planes durch den stolzen Römer sie in Wut versetzt. Seit drei Jahren tragen sie die Mordgedanken gegen Jesum in sich, jetzt müssen sie durchgeführt werden — um jeden Preis. Es muß also eine Anklage, eine vor römischem Recht als todeswürdig geltende Anklage erfunden werden. Da hilft nur die Lüge, die freche, selbstbewußte Lüge. Zu ihr nimmt man seine Zuflucht. Wahrlich gegen diese Leute ist Judas in seiner Reue ein wahrer Engel. Vielleicht wird es ihm auch am jüngsten Gericht erträglicher ergehen, als diesen Blutmenschen, die ohne Rührung, ohne Regung des Gewissens kein Mittel verschmähen, ihren kalten Entschluß durchzusetzen.

Die Lüge ist erfinderisch, oder besser, der Teufel ist ein begabter, überlegener Geist. Während ein guter Gedanke oft mit viel Mühe erdacht werden muß, kommen dem Lügner die Einfälle mit solcher Leichtigkeit, daß bis auf den heutigen Tag der dümmste Mensch, wenn der Lügengeist ihn beherrscht, einen erstaunlichen Scharfsinn in seinem Fache entrollen kann. Eine Kartoffelsuppe ordentlich kochen, oder einen Strumpf regelrecht stricken, einen Stiefel manierlich sohlen oder einen Rock sauber bürsten — das lernt mancher sein ganzes Leben nicht, der aber in der verwickeltsten Affaire sich meisterhaft durchzulügen versteht, — auch wenn er kein Jude ist.

Die Juden bringen eine dreifache Anklage gegen den Herrn vor: Erstens, „diesen finden wir, daß er das Volk abwendet“ (später schreien sie: er hat das Volk erregt). Zweitens, „er verbietet, dem Kaiser Schoß (Abgaben) zu geben.“ Drittens, „er sagt, er sei Christus, ein König.“ — Das erste ist wahr, doch in anderem Sinne, als die Juden es meinen. Das zweite ist eine bewußte Lüge. Das dritte,

worauf Pilatus allein Rücksicht nimmt, ist eine perfide Verdrehung, wie selbst Pilatus alsbald erkennt. Alle drei Anklagen sind darauf berechnet, Jesum als einen politischen Aufrührer, als Revolutionär hinzustellen. Alle drei fallen auf sie selbst zurück. Sie klagen den Herrn an, wessen sie im tiefsten Herzen und im geheimen selbst schuldig sind. Schauen wir die einzelnen Anklagen näher an.

Allerdings hat Jesus das Volk abwendig gemacht und es erregt. Er machte es abwendig von seinen „blinden Blindenleitern“ und suchte es wieder zu seinem Gott und dessen Heile zurückzuführen. Er machte es abwendig von den pharisäischen Menschenfagen, um es als der gute Hirte zu der lebendigen Wasserquelle zu führen. Allerdings hatte der Hohepriester recht, wenn er sagte: „Ihr seht, daß ihr nichts ausrichtet (und nichts mehr geltet), siehe, alle Welt läuft ihm nach.“ Wer konnte es dem „verschmachten Volke ohne Hirten“ übel nehmen, daß es sich von den löcherichten Brunnen weg zu dem lebendig sprudelnden Wasserquell des Trostes, des Erbarmens, der Liebe und Vergebung hinwandte? Wer konnte, ohne in voreingenommenem Hass verstockt zu sein, noch auf der Wahl stehen, ob er die holdseligen Worte des Lebens aus Jesu Munde, oder die strohernen Lehren der Schriftgelehrten anhören sollte? Es konnte ja nicht anders sein, als daß das Licht alles anzog, was noch Leben hatte, was noch nicht ganz verdorrt war. Nur das Abgestorbene blieb an seinem Plage, bei den abgestorbenen Stämmen, den Obersten. Jesus hat die Macht, den Einfluß der Obersten aufs tiefste geschädigt. Er galt im Volke als heilige, göttliche Autorität. Er hat das Volk abwendig gemacht; — nicht von der rechtmäßigen Obrigkeit, wie die Juden es glaublich zu machen suchten, sondern von den falschen, untreuen Hirten. Diese lehrten Minze und Kummel zu verzehnten und ließen das Schwere im Gesetz, die Barmherzigkeit, dahinten. Er aber ließ

Gottes Erbarmen und Liebe in nie gesehener Herrlichkeit auf Erden leuchten und erklärte den Mühseligen und Beladenen, — und die bilden immer die Mehrzahl — daß sein Joch sanft und seine Last leicht sei. Was war natürlicher, als daß man sich von jenen weg und ihm zuwandte? Er hat das Volk abwendig gemacht.

Dieses Erbarmen, das Christus als neues Lebenselement in die Welt pflanzte, ist die größte Macht auf Erden. Dadurch wurde die alte Welt überwunden, abwendig gemacht von ihrem alten, kalten, herzlosen Religionswesen und von sich selbst! Wäre mehr göttliches Erbarmen unter den Christen, sie würden heute noch mehr Sieg über die Welt, über das Reich der Finsternis erlangen. Die Menschen sind in ihrer Mehrzahl erbarmungsbedürftig. Wo ein Mensch mit Gottes Liebe im Herzen ihnen nahe tritt, da macht er sie von ihrem alten Wege abwendig. Ohne Liebe und Erbarmen aber kann man seinen Weg, das Volk zu gewinnen, sparen. Ein Missionar im Heidenlande ohne Erbarmen, ein Pfarrer auf der Kanzel, ein Lehrer in seiner Schule, ein Vater in seinem Hause, ein Mensch in irgend welcher Stellung ohne Erbarmen ist eine Null, die nichts gilt vor Gott, nichts erreicht für Gott, die um so schädlicher ist, je höher sie steht, denn sie decimiert, was unter ihr ist, sie übt einen negativen, verderblichen Einfluß auf die andern aus, wie die Obersten der Juden.

„Er hat das Volk erregt,“ aufgeregt, so drücken sie nachher dieselbe Anklage aus, um den Herrn zum Volksaufwiegler zu stempeln. Jesus war kein Revolutionär, wie Pilatus wohl wußte. Aber das hat er gethan, — er hat das Volk erregt. Seitdem Josua das Volk ins Land eingeführt, ist nie eine so gewaltige, so tiefgehende Erregung durch das Volk Israel gegangen, wie zu Jesu Zeit und durch Jesu Arbeit. Ein Samuel, ein David, ein Elias und andere haben große Bewegungen ins Volk gebracht.

Auch Johannes der Täufer hat es erregt. Aber wie verschwindet ihre Arbeit gegen die des Heilandes! Sie waren Knechte. Er war der Herr. Ihr Erscheinen glich einem Kometen in dunkler Nacht, oder einem Gewittersturm, der mit seinen Blitzen die Nacht erhellte, oder ein andermal einem sonnigen Tage im langen trüben Winter. Das Erscheinen des Herrn aber glich der Frühlingssonne selbst, die mit ihren milden Strahlen überall hindringt, allerwärts das Eis auflöst, den Winterschlaf vertreibt, alles Erstarrte zu neuem, frohem Leben weckt, deren Einfluß sich nichts verbergen, nichts entziehen kann, vor deren stiller Gewalt jedes Pflänzlein bald zeigen muß, ob es noch Leben in sich hat oder erstorben ist, die mit den gleichen Strahlen das verborgene Leben zu Wachstum und Blüte weckt, das Tote aber austrocknet, dörret, versenkt, — die allerwärts das Leben und den Tod offenbart. Je heller die Sonne, desto dunkler die Schatten.

Wir können uns nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie tief, wie gewaltig, wie allgemein die Erregung in Israel war, die Jesus bewirkte. Selbst auf die umliegenden Heidenländer erstreckte sie sich. Nur wenige Andeutungen sind uns gegeben, aber sie genügen, das Ganze zu ahnen. Wo er sich zeigt, verlassen die Leute die Arbeit und umgeben ihn zu Tausenden. Sie lassen ihm nicht Zeit zu essen. Zu seinem Gebet muß er die Nacht nehmen. Sucht er einige Stunden Rast in entlegenen, öden Bergen, so strömen ihm fünftausend Menschen auch dahin nach und vergessen Hunger und Durst, — was doch sonst nicht leicht geschieht, — verharren unter seinem ergreifenden, unerschöpflichen Wort den ganzen Tag, bis an den späten Abend, ohne an den langen Heimweg zu denken. Nie hat Israel solche Festzüge gesehen, als wenn Jesus aufs Fest zog. Da leerten sich Städte und Dörfer, um sich ihm anzuschließen. Ja, Christus hat das Volk erregt mit einer heiligen, seligen Erregung.

Diese Erregung beschränkte sich nicht lange auf Israel. Alle Völker wurden und werden der Reihe nach von ihr ergriffen. Christus mit seinem Evangelium erregte das römisch-griechische Weltreich bis auf den Grund und pflanzte in jener heidnischen Wüste einen reichen Gottesgarten, der lange blühte. Christus erregte mit seinem Worte in der Reformation die europäischen Völker, und erweckte viele zu neuem Leben. Möchte er sich unser erbarmen und auch in unserer Zeit wieder eine tiefgreifende Erregung durch sein Wort, eine heilige Erschütterung durch seinen belebenden Geist ergehen lassen!

Pilatus kannte jedenfalls die durch Christum hervorgerufene Bewegung im Lande. Er wäre ein schlechter Statthalter, ein schlechter oberster Militärkommandant gewesen, wenn ihm davon nichts bekannt geworden wäre. Sollten seine da und dort im Lande aufgeführten Truppensführer in ihren Rapports davon nichts berichtet haben? Das wäre undenkbar. Was aber jener edle römische Hauptmann zu Kaper-naum (Matth. 8), der selbst des Herrn Hilfe in seinem Hause erfahren hatte, über Jesum an seinen Vorgesetzten berichtet haben wird, das können wir uns leicht denken. Pilatus kannte nicht nur die Volkerregung, sondern er wußte auch bestimmt, daß sie keine politische, keine aufrührerische, keine gefährliche war. Darum nimmt er auch auf diese Anklage der Juden gar keine Rücksicht. Er wußte vielmehr, „daß die Juden den Herrn aus Reid überantwortet“ hatten, daß Jesus nicht den Römern, sondern den Obersten der Juden und ihrem Einfluß gefährlich war, und darüber wird er sich wohl im geheimen gefreut haben.

Die zweite Anklage, Christus verbiete, dem Kaiser die Steuer zu geben, war eine bewußte Lüge. Sie wollten ihn einige Tage vorher mit dieser Frage fangen, um einen Anklagepunkt gegen ihn zu finden; aber Jesus, ihre Schalkheit erkennend, erklärte ihnen ausdrücklich: „Gebt dem



Kaiser, was des Kaisers ist“ (Matth. 22, 21). Dennoch greifen sie zu dieser Anklage. Doch Pilatus nimmt auch darauf nicht die geringste Rücksicht. Das ist beinahe befremdlich. Denn wenn diese Anklage gegründet gewesen wäre, so hätte sie bei dem kaiserlichen Statthalter schwer ins Gewicht fallen müssen. Es ist daher als sicher anzunehmen, daß Pilatus von der Unschuld Jesu in dieser Frage vollkommen gewiß war. Wie er darüber zur Gewißheit kommen konnte, wissen wir nicht. Wir dürfen aber annehmen, daß bei der Aufregung der Juden im Tempel der römische Offizier der Tempelwache genau aufpaßte und wohl des Herrn Antwort an die Pharisäer mit anhörte und sie seinem Chef, dem Pilatus, treu berichtete. Genug, Pilatus wußte, daß diese Anklage falsch war, und ging nicht auf sie ein.

Die dritte Anklage aber, Jesus sage von sich, er sei Christus, ein König, die fällt dem Pilatus auf, und er würdigt sie einer Untersuchung. In dieser Anklage sprechen die Juden eine perfide Beschuldigung gegen Jesum aus, mit der sie aber sich selbst anklagen und entlarven. Der verheißene Messias war freilich dem Volke Israel wiederholt als ein König angekündigt worden; aber nie als ein irdischer, politischer, sondern stets als ein ewiger König, der einen ewigen Thron aufrichten, ein ewiges Königreich gründen werde. Daraus hätten die Juden den Schluß ziehen sollen, daß der zu erwartende König und sein Reich himmlischer, göttlicher Art sein müsse. „Denn was sichtbar (irdisch) ist, das ist zeitlich (vergänglich),“ und nicht von ewiger Dauer. Sie aber verkehrten und fälschten ihre Messias Hoffnungen und erwarteten und begehrten einen irdischen Messiaskönig. Nur einen solchen hätten sie aufgenommen, der sie von der römischen Herrschaft befreit und ihren Nationalstolz politisch befriedigt hätte. Weil Jesus aber dieser ungöttlichen Erwartung nicht entsprach, darum verwarfen sie ihn, beschuldigen ihn aber in verleumderischer

Weise dessen, was er nicht sein wollte, und was sie wollten, daß ihr Messias sein sollte. Christus hat sich übrigens nie vor den Juden einen König genannt. Sie leiten diese Anklage aus seiner Messiaswürde von selbst ab. — Pilatus, der in der entehrten Gestalt des mißhandelten Heilandes nichts Königliches erblicken konnte, geht nun doch gerade auf diese Anklage ein. Sie gibt Veranlassung zu der bedeutungsvollen Unterredung zwischen Pilatus und Jesus, der wir noch besondere Aufmerksamkeit schenken müssen.

#### 4. Bist du der Juden König?

Pilatus läßt den Herrn ins Richterhaus hineinrufen und fragt ihn: „Bist du der Juden König?“ Die Juden vermieden in ihrer Anklage das Wort Judenkönig und sagten dafür ein König. Pilatus versteht ihre List, fragt Jesus nicht, ob er ein König, sondern ob er der Judenkönig sei. Das öffnet uns das Verständnis dafür, daß Pilatus, die andern Anklagen ganz ignorierend, auf diese näher eingeht. Er weiß also davon, daß die Juden nach ihren Religionsbüchern einen König zu erwarten haben. Er war allerdings lange genug unter diesem Volke, um etwas von ihren Religionsgebräuchen, ihrer großen geschichtlichen Vergangenheit, ihren großen Hoffnungen für die Zukunft kennen gelernt zu haben. Wie sollte er sich auch nicht um das Volk, seine geschichtliche und religiöse Eigenartigkeit, seine Hoffnungen und Erwartungen gekümmert haben! Das wäre undenkbar. Das Volk, an dessen Spitze er gestellt war, war ein einzigartiges Volk, von allen andern Völkern grundverschieden, dessen ganzes Wesen die Aufmerksamkeit des Fremden reizen mußte, ganz besonders des Mannes, der es zu überwachen und zum Teil zu regieren hatte. Was der

gebildete Heide von den jüdischen Messiaserwartungen dachte, kommt hier nicht in Betracht. Aber daß er sie kannte, kennen mußte, weil sie das Centrum der jüdischen Religion bildeten, weil sie des Volkes Stolz und Hoffnung waren, das ist uns wichtig. Denn das erklärt uns des Pilatus Aufmerksamkeit auf diese Anklage, zumal wenn wir noch hinzunehmen, was wir weiter oben ausführten, daß Pilatus die tiefgehende, wenn auch friedliche Volksbewegung, die Jesus hervorgebracht, wohl kannte. Vielleicht war ihm auch das nicht unbekannt, daß viele im Volke den Herrn für den verheißenen Messias hielten und es öffentlich aussagten. Jedenfalls scheint es mir durchaus unrichtig, wenn immer wieder Pilatus in Predigten und Bibelerklärungen ausdrücklich oder stillschweigend hingestellt wird als ein Mann, dem Jesus, dem die ganze Sache unbekannt gewesen sei, und den sie jetzt, wie ein Gewitter aus heiterem Himmel, unvorbereitet überfallen und in seinem bequemen Vergnügungsleben gestört habe. Vielleicht irren wir nicht, wenn wir annehmen, daß Pilatus, der sonst in Cäsarea residierte, diesmal zum Osterfest nach Jerusalem gekommen war, weil er die Gährung gegen Jesus und die ganze Bewegung kannte. Nur so können wir die Ueberzeugung des Pilatus von Jesu Unschuld, die nicht aus dem bloßen Anblick stammen konnte, sowie seine wiederholten Anstrengungen zu seiner Befreiung erklären. Was wäre sonst einem Römer an einem gewöhnlichen, von seinem Obersten zum Tode verurteilten Juden gelegen gewesen! Sein Widerstand gegen die Wut der Obersten hatte also, so scheint es mir, jedenfalls einen tieferen Hintergrund, als nur den augenblicklichen Eindruck vom Anblick des armen Nazareners, oder gar nur die römische Ueberlegenheit gegen den machtlosen Fanatismus der Juden zu entwickeln. Dieser Hintergrund war eine gewisse Kenntnis der wunderbaren Geschichte des Lebens Jesu. Daher seine Frage: „Bist du der Juden König?“ Dazu

kommt noch, daß Pilatus vielleicht auch die merkwürdigen (sibyllinischen) Prophezeiungen kannte, die zu jener Zeit auch durch die heidnischen Völker gingen, daß aus Judäa ein siegreicher König aufstehen werde, dem die Weltherrschaft zufalle. — Genug, wir begreifen von dem gewonnenen Boden aus, warum Pilatus gerade diese Anklage einer Prüfung würdigt, die ihm sonst hätte lächerlich erscheinen müssen, dagegen die andern, die seine Aufmerksamkeit hätten erregen sollen, nicht berücksichtigt.

Auf die Frage des Pilatus: „Bist du der König der Juden?“ antwortet Christus mit der Gegenfrage: „Redest du das von dir selbst, oder haben es dir andere von mir gesagt?“ Was wollte der Herr mit dieser Gegenfrage bezwecken? — Es thut mir leid, auch hier der hergebrachten, fast allerwärts gebräuchlichen Ansicht entgegentreten zu müssen, als habe hier der Herr einen Betehrungsversuch an Pilatus beabsichtigt, und habe sagen wollen: „Fragst du in eigenem Interesse? Ist dein Herz bei dieser Frage beteiligt? Oder redest du nur vom Hörensagen, nur als Richter, nicht als Pilatus? O, daß dein Herz einen Anteil an dieser Frage hätte!“ Ich glaube, daß diese Auslegung nicht wahrheitsgemäß ist. Ich glaube zwar, daß Christus in jeder Lage Geistesgröße genug hatte, sich noch um das Heil einer einzelnen Seele zu bemühen, wie selbst am Kreuze um den Schächer; aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Herr auch in Bezug auf Rettung oder Nichtrettung einzelner Menschen dem Willen seines Vaters völlig ergeben war. Jesus trauerte um Judas, der ihm so nahe stand; aber es ist uns nicht berichtet, daß er auch nur einen besondern Versuch gemacht habe, ihn zu retten. Er wußte, daß das vergeblich gewesen wäre. Darum trug er den Verräter mit

heiliger Geduld, als das verlorene Kind. Von Pilatus aber wußte ebenfalls Christus schon lange, daß er nach Gottes Rat der Mann sei, durch dessen Hände er zum Kreuzestode verurteilt werden werde. Diesem Manne noch einige Wahrheiten sagen, die ihn, den Herrn, als Herzenskündiger offenbaren, und dem Pilatus als Gerichtsworte die Haltlosigkeit seines Herzens aufdecken, — das kann unser nüchternes Gefühl begreifen. Aber an ihm in diesen weltgeschichtlichen Augenblicken einen vergeblichen Befehrungsversuch zu wagen, das dürfen wir dem Herrn nicht zutrauen. Hätte aber Christus gehofft, den Pilatus zu retten, ihn auf seinem gefährlichen Wege aufzuhalten, so hätte er dem Ratsschlusse seines Vaters entgegengearbeitet, — was undenkbar ist. Auch in der Verkündigung der Wahrheit müssen wir nüchtern sein und falsche Anwendungen, auch wo sie bequem erscheinen, vermeiden.

Auch hier müssen wir sagen, was wir schon früher bemerkten, daß Christus wohl wußte, daß nach dem Willen seines Vaters die Worte, die er hier spreche, einst allen Völkern der Erde zur Kenntnis gebracht werden sollen. Seine Worte sind daher Heilsgeschichtsworte, und werden nur von diesem Boden aus ganz verstanden.

Die Gegenfrage des Herrn: „Redest du das von dir selbst?“ — war in der That eine Antwort auf des Pilatus Frage: „Bist du der Juden König?“ Denn Pilatus mußte darauf sofort sich selbst antworten: Nein, ich sage das nicht von mir. Sie mußte Pilatus im tiefsten Herzen überzeugen, daß nach allem, was er über Jesus gehört, dieser kein Revolutionär, kein Kronprätendent sei. Daß Jesus seine Antwort in Form dieser Gegenfrage gab, mußte auch dem Pilatus den Eindruck geben, daß Jesus mit wunderbarer Ruhe die ganze Lage überschaue und mit furchtlosem Geiste die Untersuchung beherrsche. Nicht wie ein Schuldiger, sondern mit der königlichen Würde des Unschuldigen steht er da und

redet und veranlaßt seinen Richter, seine Fragen sich selbst zu beantworten. Unverkennbar lag in Jesu Gegenfrage eine leise Demütigung, ein Vorwurf für Pilatus, und dieser hat auch den Vorwurf sofort erkannt. Denn offenbar ver-  
 lezt antwortet er: „Bin ich doch nicht ein Jude! Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet. Was hast du gethan?“ — Was fällt dir ein, will Pilatus sagen, daß du meinst, ich könnte dich der Absicht anklagen, du wollest ein König sein? Dazu muß man Jude sein, um solche Thorheit zu begehen. Etwas mußt du aber doch gethan haben, um deine Obersten so gegen dich aufzubringen. Was ist es? Was hast du gethan? Diese Frage, was hast du gethan? war diktiert von seiner Gereiztheit; eine kleine Rache für die empfangene Demütigung. Denn Pilatus wußte schon, daß Jesus nichts Unwürdiges gethan hatte. Darum läßt er es auch geschehen, daß Jesus sie ganz ignoriert, als nicht ernstlich gemeint. — Wie leicht wäre es aber dem Herrn gewesen, wenn er auf diese Frage hätte eingehen wollen, seine Unschuld klarzulegen. Mit wenig Worten hätte er ausführen können, daß er den Juden durchaus nichts Leidens zugefügt, daß er im Gegenteil dem Volke viel Gutes gethan habe, was Tausende würden bezeugen können. Ja, daß er auch den Heiden, selbst den Deuten des Pilatus, Gutes erwiesen habe. Aber Jesus geht gar nicht auf diese Frage ein. Nicht er will seine Unschuld beweisen, Pilatus sollte sie selbst finden, wenn er noch nicht davon überzeugt wäre, und zwar so, daß er sie laut vor seinen Klägern bezeugen mußte. — Auch hier leitete der Herr thatsächlich wieder die Verhandlung und hielt sie entschieden fest auf dem Gebiet, auf welchem er sie haben wollte. Seine messianische Königswürde sollte auch hier, vor dem Vertreter der Heidenwelt, bezeugt und bekannt werden, wie vorher vor dem jüdischen Gericht. Auch vor Pontius Pilatus soll „das gute Bekenntnis“ (1 Tim. 6, 13)



von seiner Person abgelegt werden, auf daß alle Welt erkenne, daß Christus starb als der Heiland der Welt, und weil er von sich bekannte, daß er es sei.

Des Pilatus Frage, was hast du gethan? wird also von dem Herrn einfach übergangen. Dagegen soll seine Königswürde, über die Pilatus so kurz hinweggehen wollte, als sei sie nur eine jüdische Thorheit, vollkommen klargelegt werden. Hatte Pilatus sich keine genaue Rechenschaft darüber gegeben, was er nach den empfangenen Berichten über Jesu Wirken von ihm halten sollte, so soll ihm jetzt darüber ein unmißverständliches Zeugnis zu teil werden. Jesus will hier amtlich von seinem Reiche reden. Die Juden hatten in ihrer Anklage etwas Wahres ausgesagt, das soll Pilatus nicht überhören.

## 5. Christi Königreich.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt, spricht Christus. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich nicht den Juden überliefert würde. Aber nun ist mein Reich nicht von dannen. — Da sprach Pilatus: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Ja, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Spricht Pilatus: Was ist Wahrheit?“

Der Herr hat vieles und großes vom Himmelreich gesprochen. Nirgends aber hat er es öffentlich so klar als sein Reich bezeichnet, wie hier. Als König ist er angeklagt, als einen König bezeugt er sich damit, daß er von seinem Reiche spricht. Er spricht davon als von einer Thatsache. Nicht wird er ein König werden, ein Reich empfangen, sondern er ist König und besitzt bereits ein Reich.

Wir sollten hier ein ausführliches Kapitel über das Reich Jesu Christi beifügen. Leider trifft man unter der neueren christlichen Litteratur nur selten etwas, das über diesen wichtigen Gegenstand handelt. Auch in der kirchlichen Verkündigung des Wortes wird diese große Sache nur sehr selten behandelt. Es ist das ein bedauerlicher Mangel, der seine Nachwirkung im Leben der christlichen Gemeinde nur zu sehr bemerklich macht. Unsere Christen unterscheiden sich in tiefgehender Weise von den Thessalonichern, — sie sind keine Reichschristen, die auf die Offenbarung des herrlichen Königreiches Christi warten, danach sich sehnen, darum beten. Es herrscht auch, bei aller Bibelkenntnis unseres gläubigen Volkes, eine beklagenswerte Unklarheit über das Wesen des Reiches Gottes. Von manchen christlichen Gemeinschaften und von manchen neueren Erweckungspredigern wird, in gutgemeinter Weise, die Verwirrung im gläubigen Volke noch vermehrt. Da wäre es wohl Zeit, daß in nüchterner, biblischer Weise das Werk Christi von dieser Seite, von der Seite der Reichsgeschichte, nach Ursprung, Entwicklung und Ziel, in Predigten und volkstümlichen Büchern mehr behandelt und besprochen würde, als es bisher geschehen ist. Diese Predigtsammlungen „bedeutender Kanzelredner“ enthalten oft kaum eine Predigt, die einen ihrer drei oder vier Teile der Darlegung des Reiches widmet, für das wir doch das Volk gewinnen sollen, und das das Ziel unseres Lebens ist. Erbauungsbücher, Gebetbücher, Abhandlungen, Vorträge, — was immer man zur Hand nimmt, man findet unter Hunderten von Seiten oft kaum eine, die etwas Eingehendes über die große Sache sagte. Wird dann bei Gelegenheit das Reich Gottes und Christi berührt, so geschieht es vielfach in einer Weise, die voraussetzt, die Sache sei jedermann bekannt.

Johannes der Täufer aber fing seine Predigt damit an, den Anbruch des Himmelreiches zu verkünden. Ebenso

fiug Jesus selbst sein öffentliches Lehren an. Ja er machte die Predigt vom Reiche zum Mittelpunkt seines Lehrens. Auch die Apostel folgten diesem Beispiele. Das „Warten auf die herrliche Offenbarung des Herrn,“ die „unaussprechliche Freude,“ das „königliche Erbe,“ — kurz, die Herrlichkeit und Seligkeit der Erlösten bilden überall das Centrum, um das herum sich die apostolischen Ermahnungen anschließen. Das ist gewiß überaus psychologisch gehandelt. Unser Leben ist ja und bleibt hienieden eine Fremdlingchaft. Viel Sorge, Kummer, Leid und Weh trifft jeden auf seiner Reise. Womit aber kann sich ein verzagendes, ein im Kampfe ermattetes, ein unter seiner Bürde ermüdetes Herz sonst trösten und erquickern, die Hoffnung und den Mut wieder stärken, als mit dem Ausblick auf die Heimat? Dazu aber muß es seine Heimat kennen. Sie muß mit hellen, frohen, wahren Bildern vor seinem Geiste stehen. Das giebt dann Kraft. Denn wer sich reich und glücklich weiß in der Heimat, erträgt die Beschwerden der Fremdlingchaft leicht.

Womit kann ein noch schwacher Christ bewogen werden, gegen die Versuchung und Lust der Welt standhaft zu kämpfen und würdig seiner Berufung zu wandeln, als wenn er den leeren, bitteren, vergänglichen Freuden dieser Welt, die ihn noch reizen, andere von unvergleichlich höherem Werte gegenüber stehen sieht? — Gewiß, je besser ein Mensch seine ewige Heimat kennt, desto leichter wird er die Fremdlingchaft ertragen und desto weniger wird die vergängliche Welt ihn befriedigen. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“

Es liegt nun freilich auch nicht in unserem Plane, hier eine ausführliche Abhandlung über Christi Reich einzuschalten. Ebenso wenig aber dürfen wir es ganz übergehen. Wir wollen daher in kurzen Zügen wenigstens etliche Hauptsachen berühren.

## a) Das Reich Christi in Niedrigkeit (Entwicklungszeit).

Von Anfang der Menschengeschichte an war das Reich Gottes der Gedanke und Zweck alles Thuns Gottes an den Menschen. Aus der verirrten, gefallenen Sünderwelt ein Reich, eine Gemeinschaft von heiligen, glücklichen, seligen Menschen herauszubilden, — diesem Gedanken dient alles, was Gott an den Menschen that. Auch das Kommen des Heilandes, sein Sterben auf Golgatha, diente nur diesem letzten großen Zwecke. Dieses Gottesreich wurde im Alten Testamente angebahnt, vorgebildet und verheißen. „Über zu der Zeit wird der Gott des Himmels ein Königreich aufrichten, das ewiglich nicht zerstört werden wird. — Es wird alle diese Königreiche zermalmen und vernichten, aber es wird ewiglich bleiben“ (Dan. 2, 44). „Über das Reich, die Gewalt und Hoheit der Königreiche unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volke des Höchsten gegeben werden; des Reich ein ewiges ist, und alle Gewalt wird ihm dienen“ (Dan. 7, 27). Alle diese großen Weissagungen vom Reiche Gottes knüpften sich aber an die Person, an das Erscheinen des verheißenen Messias. Ueber die Person des Erlösers lassen sich zwei Reihen von Weissagungen unterscheiden: solche, die von seiner Niedrigkeit handeln, und solche, die seine königliche Macht und Herrlichkeit schildern. Wie schwer es den Israeliten zu Christi Zeit wurde, den Messias sich als niedrigen, leidenden, sterbenden zu denken, davon geben die Besten, die Jünger des Herrn, den klarsten Beweis. Selbst sie erwarteten bis zum Ende des Lebens Christi die äußere, herrliche Aufrichtung des Messiasreiches. Welche Arbeit muß es für den Herrn gewesen sein, beständig die falschen Messiaserwartungen bekämpfen zu müssen! Und welche innere Arbeit muß es für die redlichen Israeliten, die im Herrn den verheißenen Messias erkannt hatten, gewesen sein, von ihren falschen Idealen in die Wirklichkeit zu kommen! —

Wie sollten wir es doch genau nehmen mit dem ganzen Wort Gottes, und nicht mit einzelnen einseitigen Lieblingslehren uns täuschen lassen!

Mit Christi Erscheinen fingen die Weissagungen vom Reiche Gottes an sich zu erfüllen. Mit ihm, dem König, erschien auch das Himmelreich auf Erden. Als er bei der Himmelfahrt die Erde verließ, stand auf ihr eine erlöste Gemeinde, die ihm als ihrem Könige huldigte, und die den Anfang bildete zu dem mächtigen Reiche, das einst noch alle Völker der Welt umschließen soll. Seit jener Zeit des kleinen Anfangs baut der Herr vom Himmel her sein Reich unter den Menschen. Seit achtzehnhundert Jahren besteht das Reich Gottes auf Erden als eine wirkliche Thatsache. Freilich ist auf Erden „nichts so verborgen, wie Christi Reich, und nichts so offenbar, als eben dieses Reich.“ Es trägt den Charakter seines Stifters. Das Göttliche ist verhüllt in Niedrigkeit. Es geht durch Leiden zur Vollendung, zur Herrlichkeit. Die Kreuzesgestalt des Reiches Christi in dem jetzigen Aeon (Weltperiode) ist das Merkmal seiner Wahrheit, das Zeichen seiner Gesundheit. Das ist wichtig und sollte nie vergessen werden. Es scheint zwar schön und ist uns wohlthuend, wenn wir sehen, daß Christi Gemeinde zur Geltung, zur Achtung, zu Einfluß und Macht irgendwo in der Welt gelangt. Aber dieser so begehrte Zustand ist nicht der normale, nicht der richtige, — er ist gefährlich und führt gewöhnlich auf Abwege, auf Veräußerlichung, wie die Geschichte aller Zeiten zeigt. Macht und Kraft sind im Reiche Gottes sehr verschiedene Dinge. Man darf getrost sagen, daß stets die innere Kraft in dem Maße schwindet, als die äußere Macht der Kirche Christi wächst, und umgekehrt: je größer der äußere Druck, desto herrlicher die innere Kraft. Das wird die wahre Signatur des Reiches Gottes in dieser Entwicklungszeit bleiben, sowohl in Beziehung auf das Ganze, als auf die einzelnen Teile, ja bis auf die einzelnen Reichsbürger. Es ist jetzt die Zeit

des Sammelns und Suchens der einzelnen aus der Welt, aus den Völkern. Das Verlorene, das Verirrte, das noch einen Zug nach Gott, ein Heimweh nach der verlorenen Heimat in sich trägt, soll durch die Predigt vom Reiche, von Gnade und Vergebung, gesucht und gerettet werden. In einer Reihe von herrlichen Gleichnissen hat der Herr prophetisch den Gang seines Reiches in dieser Weltzeit geschildert. Vom Anfange handelt das Gleichnis vom Säemann (Luk. 8, 5); von seiner gemischten Entwicklung: das vom Unkraut unter dem Weizen (Matth. 13, 24); von seinem herrlichen Wachstum: das vom Senfkorn (Matth. 13, 31); von seiner alles durchdringenden Kraft: das vom Sauerteig (Matth. 13, 3); von seinem hohen Werte: das vom Schatze im Acker und von der köstlichen Perle (Matth. 13, 44); von der die Entwicklung abschließenden Scheidung: das vom Fischerneze und der Ernte (Matth. 13, 27. 47).

Der Eintritt in die Bürgerschaft des Himmelreiches ist bedingt durch die Wiedergeburt (Joh. 3). Ohne diese Erneuerung des Lebens aus Gott durch Buße und Glauben an den Gekreuzigten, durch Ablegen des alten und Anziehen des neuen Menschen, ist Teilnahme am Reiche Gottes unmöglich. Das ist die Grundbedingung für alle Menschen. Die „Kinder des Reiches“ wissen sich als Gäste und Fremdlinge in der Welt, deren Bürgerrecht im Himmel ist. Ihre Güter und Privilegien während ihrer irdischen Prüfungszeit sind keine äußerlichen Dinge, übertreffen aber an Wert alles, was die Welt einem Menschen bieten könnte, — sie bestehen in „Gerechtigkeit, Frieden und Freude im heiligen Geiste.“ Was diese Welt allen Menschen versagt, was man durch keine Mühe und um kein Geld erwerben kann: den Frieden des Herzens, wahre Freude und Glück, selige Hoffnung auf eine lichte, frohe, herrliche Zukunft, — das schenkt Gott seinen Kindern mit der Gerechtigkeit, die Christus ihnen erwarb. So tragen sie in aller Schwachheit einen köstlichen



Schatz im irdischen Gefäße. Es ist ein Geschlecht von Königen. Zwar sind es gefallene, entthronte Könige, aber sie tragen die Bürgschaft in sich, daß sie in kurzem rehabilitiert und in die Herrlichkeit geführt werden, zu der sie geschaffen sind. „Der Mensch ist weder ein Engel noch ein Tier, sondern ein gefallenes Gotteskind,“ und seine Würde besteht darin, daß er das weiß. „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Diese gegenwärtige Entwicklungsperiode des Reiches Gottes wird nun aber von vielen ebenso sehr überschätzt, als sie von den meisten unterschätzt wird. Der große Haufe der weltfeligen Ungläubigen hat zu allen Zeiten das Reich Christi in seiner Niedrigkeit und Verborgenheit teils ignoriert, teils verspottet und verachtet. Daß die Gemeinde Christi das Licht und Salz der Welt sei, ist dem Unglauben lächerlich. Die großen Hoffnungen der Christen erscheinen ihm als hochmütiger, bemitleidenswerter Wahnsinn. Von fortschreitender Bildung, Aufklärung, Kultur erwartet der Unglaube das Heil der Menschheit, das goldene Zeitalter, von dem alle Generationen träumten.

Auf der andern Seite gibt es auch eine Reihe gläubiger Theologen, die da meinen, „daß Staat und Kirche je länger je mehr sich zu jener Gottesstadt vom Himmel (Offenb. 21) zusammenbauen;“ daß „die ganze Schöpfung frei werden wird.“ Die schweren Massen, die jetzt nur Stoff sind, sie werden vom Geiste allmählich durchleuchtet und durchdrungen werden. Die Einöden und Wüsten werden sich allmählich in fruchtbare Gefilde Gottes verwandeln. Die dunkeln Kräfte werden immer mehr in den Dienst göttlicher Weisheit genommen und so erlöst werden. Die Natur wird Geist werden und im Leben des Geistes sich verklären. „Und es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde werden, das Alte wird dann vergangen sein.“ „Solche und ähnliche Weltverklärungsgedanken überschätzen den Einfluß des Christentums und können vor dem Worte der Offenbarung

nicht bestehen. Das Christentum kann auf alle Lebensgebiete einen veredelnden Einfluß ausüben; aber es wird in diesem Zeitlauf die Welt nicht verklären. Dazu bedarf es einer vorangehenden Weltwiedergeburt, d. h. einer Weltkatastrophe, aus der ein neues Weltleben ersteht, — und das wird die Wiederkunft Christi sein.

### b) Das tausendjährige Reich.

Die Zeit „der geringen Dinge“ unserer jetzigen Entwicklungsperiode wird nicht ewig dauern. Gott hat ihr Ende bestimmt. Zeit und Stunde hat er nicht geoffenbart, sondern seiner Macht vorbehalten. Daß aber unserem Zeitlauf ein Ende gesetzt ist, wie dieses Ende eintreten wird, welches der Zustand auf Erden nach demselben sein wird, — das ist im Worte Gottes deutlich geschildert. Jesus selbst hat wiederholt in ruhiger aber feierlicher Weise, in Reden und Gleichnissen von seiner Wiederkunft und der Aufrichtung seines Reiches gesprochen. Diese Wiederkunft bildete auch, wie schon gesagt, den Hintergrund der ganzen apostolischen Predigt. Der Zustand nach der Wiederkunft Christi ist uns in den Propheten des Alten Bundes, sowie in der Offenbarung Johannis beschrieben. Wer da glaubt, Christus habe den fleischlichen Messiaserwartungen des Volkes Israel gegenüber ein bloß innerliches, bloß geistiges Gottesreich verkündet, der irrt sehr. Christus hat den Erwartungen der Juden auf ein Reich, das auch ein äußerliches göttliches Machtreich sein würde, mit keinem Worte widersprochen. Nur die Anschauungen über den Zeitpunkt, da das Reich kommen werde, über die Bedingungen der Teilnahme daran hat er korrigiert. Die Erwartungen der Juden stützten sich auf göttliche Weissagungen. Diese werden erfüllt werden. Christus wird auf dieser alten, sündigen Erde sein Messiasreich noch aufrichten, alle Reiche der Erde sich unterwerfen, seiner Gemeinde den Sieg verschaffen, in göttlicher Herrlichkeit über

die Völker herrschen. Da werden alle Verheißungen der Propheten vom herrlichen Messiasreiche, von Gerechtigkeit und Frieden auf Erden, von Erkenntnis des Herrn, wie das Wasser den Meeresboden bedeckt, erfüllt werden. (Vergleiche Jesajas Kap. 11. 35. 60. 61. Daniel 2. 7.) Die meisten Christen beschränken ihre Hoffnung auf die himmlische Seligkeit, unter der sie sich wiederum nichts Klares vorstellen, höchstens, daß sie dann der irdischen Trübsal entnommen seien. Christus aber lehrt uns beten um das Kommen seines Reiches, das ist doch noch etwas anderes, als unser Kommen in den Himmel. Die Ehre unseres Königs erfordert, daß hier auf Erden seine Schmäher überwunden werden und seine Herrlichkeit zur Darstellung gelange. Das soll unser Sehnen, Verlangen, Bitten sein.

Der Ausgang unserer jetzigen Weltzeit ist uns als große Trübsalszeit beschrieben, auf welche die Zerstörung Jerusalems mit ihren Greueln ein Vorbild und Vorspiel war (Matth. 24. Lukas 21). Paulus beschreibt uns den Urheber der Trübsal: „Lasset euch niemand verführen in keinerlei Weise. Denn er (Christus) kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens. Der da ist ein Widerwärtiger, und sich überhebt über alles, das Gott und Gottesdienst heißt, also, daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott, und giebt vor, er sei ein Gott..... Und alsdann wird der Boshaftige geoffenbaret werden, welchen der Herr umbringen wird mit dem Geist seines Mundes und wird seiner ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft. Welches (des Boshaftigen) Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans, mit allerlei lügenhaften Kräften, und Zeichen, und Wundern, und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden, dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden“ (2 Theff. 2, 3—10).

Nach dieser klassischen Stelle über diesen Punkt, die an

Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, haben wir vor Christi Wiederkunft einen großen Abfall in der Christenheit, die Erscheinung des Antichrists, als teuflisches Gegenstück zu Christo, gewissermaßen eine Menschwerdung des Teufels, zu erwarten. Dieser wird den letzten furchtbaren Verfolgungsturm gegen die Gemeinde Christi anführen mit der Absicht, sie auszurotten. Da wird Christi Gemeinde gesiebt, geläutert, und das Gold im Feuer der Unfechtung bewährt werden. Wenn die Not aufs höchste gestiegen sein wird, so wird der Herr durch seine herrliche Erscheinung vom Himmel in großer Macht und Herrlichkeit den Teufel und seinen Anhang binden und in den Abgrund verweisen lassen, und seine bewährte Gemeinde zu sich nehmen, daß sie mit ihm herrsche tausend Jahre.\*)

Das Gebiet ihrer Herrschaft wird die irdische Völkermwelt sein. Suchen wir uns den Zustand dieser neuen, höheren Stufe des Reiches Christi, wo seine Herrschaft über alle Völker der Erde sich erstrecken wird, auf Grund der Weissagungen in kurzen Zügen klar zu machen.

---

\*) Ueber diesen Punkt sind mir brieflich verschiedene Bemerkungen aus separatistischen Kreisen zugegangen, die mich überzeugen sollten, daß die Christen nicht unter die Herrschaft des Antichrists und nicht in die große Trübsal kommen würden, die er verursachen wird; sondern daß die „Brautgemeinde Christi“ vorher im stillen vom Herrn werde weggenommen und heimgeholt werden.

Ich bemerke dazu in Kürze folgendes: 1) Es ist nirgends im Worte Gottes ein viertes, verborgenes Kommen Christi gelehrt. 2) Paulus sagt dagegen aufs bestimmteste: „Er (Christus) kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde (der Antichrist). 3) Gegen wen sollte der Antichrist wüthen, wenn die Gläubigen weggenommen wären? 4) Der Gang des Hauptes ist auch der Weg der Glieder, durch Leiden zur Herrlichkeit. 5) Die „Brautgemeinde“ ist gekommen aus großer Trübsal, nicht aber vorher weggeholt (Offenb. 7, 14. Cap. 6, 9—11).

Man hüte sich doch, einzelne Stellen, wie Offenb. 3, 10, im Widerspruch mit andern auszubenten zu falschem Troste.

Nach Offenbarung 20, 1—3 wird der Satan gebunden und in den Abgrund geworfen, daß er tausend Jahr lang die Bewohner der Erde nicht mehr verführen kann. Das wird dem ganzen Menschheitsleben, ja allem Kreaturleben ein neues Gepräge geben. Die Menschheit wird von einem ungeheuren Banne befreit sein. Jetzt heißt noch der Teufel der „Gott dieser Welt.“ Seine finstere Macht ist eine solche, die alle Berechnung der Menschen übersteigt. Bis in die tiefsten Bewegungen des Herzens reicht sein Einfluß. Seine feurigen Pfeile entzünden allerwärts die schlummernden Leidenschaften der Sünde. Niemand ist vor seinem Einfluß sicher. Auch der Christ hat in beständigem Kriegszustand gegen ihn zu stehen. Nicht nur hat er sein Werk in den Kindern des Unglaubens, sondern auch die Gläubigen werden ohne Unterlaß von ihm angefallen. Untreuen und Uebertretungen im inneren Leben, Störungen und Unglück im äußeren, Krankheiten des Leibes und der Seele, der einzelnen, der Familien und der Völker, sind im letzten Grunde sein Werk. Unbeschreiblich ist die Not, die er besonders den Herzen bereitet, die sich von der Sünde scheiden und den Weg des Lebens gehen wollen. Das wird im tausendjährigen Reiche aufhören. Wohl wird auch dort die Sünde noch sein; denn die Menschen leben noch im Fleische; aber sie wird nicht mehr herrschen, sie wird keine Universalmacht mehr sein. Der, welcher beständig den unreinen Funken zur Flamme ansachte, ist nicht mehr. Da wird es leicht sein, die Sünde zu beherrschen, wo nur noch etwas guter Wille vorhanden ist. Der ungehinderte Einfluß der göttlichen Geistes- und Lebensmacht wird so groß sein, daß die angeborene Sünde sich kaum noch störend geltend machen kann. Unbeschreiblicher Friede, Harmonie und Freude wird allerwärts auf Erden sein. Da werden die Schwerter zu Pflugshare gemacht werden, denn von Kriegen wird nichts mehr gehört werden. Da wird auch das Alter der Menschen sich wieder zur ursprünglichen Höhe heben, denn mit

der Abnahme der Macht der Sünde steigert sich die Kraft des Lebens. Auch auf das Naturleben, die Tier- und Pflanzenwelt erstreckt sich die Erneuerung. „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcklein ruhen. Kälber und junge Löwen und Mastvieh werden beieinander sein, und ein kleiner Knabe wird sie treiben. Man wird nicht mehr schaden noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge, denn die Erde ist voll Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt“ (Jes. 11, 6. 9). Also auch die furchtbare Disharmonie in der Tierwelt ist Satans Werk und wird mit ihm verschwinden. Das tausendjährige Reich wird, nach allem Kampf und Ringen mit der Macht der Finsternis, eine Zeit seliger Sabbathruhe für die Menschheit und die Natur sein.

Der zweite Charakterzug des tausendjährigen Reiches ist nach Offenbarung 20, 4—6 der, daß Christus und seine Heiligen auf Erden regieren werden. An die Stelle der bösen Herrschaft des Teufels, des bisherigen „Gottes dieser Welt,“ tritt die Herrschaft des Herrn und seiner Heiligen. Da werden alle Weissagungen vom Davidssohne, von seiner Herrschaft über alle Völker als erfüllt erscheinen, und die Erfüllung wird erst das rechte Licht über sie verbreiten. Sie werden sich herrlicher erfüllen, als irgend ein Menschenverstand es ahnte. Christus wird der souveräne Herr, der König sein auf dem ganzen Erdenrunde. Aber auch die andern Verheißungen, den Gläubigen der gegenwärtigen Weltzeit gegeben, werden sich über die Maßen herrlich erfüllen. Sie werden das Erdreich besitzen (Matth. 5, 5). Sie werden Miterben Christi sein (Röm. 8, 17). Sie werden mitherrschen (2 Tim. 2, 12). Sie werden Könige und Priester sein (Offb. 1, 6). Sie werden gesetzt der eine über fünf, der andere über zehn Städte (Luk. 19, 17. 18). Ihnen wird vom Herrn das Reich beschieden und sie werden essen und trinken über seinem Tische (Luk. 22, 29. 30). Wie wir uns diese Herrschaft des Herrn und seiner Heiligen zu denken



haben, ist uns nicht genauer angedeutet. Jedenfalls nicht so, daß Christus irgendwo auf Erden sichtbar wohnte. Seine Erscheinung zur Ueberwindung des Satans und seiner Macht wird sichtbar sein. Aber die Erde, die noch unverklärte, kann noch nicht der bleibende Wohnort des Herrn und seiner verklärten Gemeinde sein. Es wird also wohl ein Zustand und Verkehr sein, wie der zwischen der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. Der Verkehr zwischen der verklärten Welt und der Erde wird ein innigerer, direkterer; die Erscheinungen des Herrn und der Heiligen häufiger sein. „Nicht bloß hört also die bösegeistige Einwirkung des bisherigen Weltfürsten auf die Menschheit auf, sondern es tritt an ihre Stelle die segensreiche Regierung der verklärten Gotteskinder, welche keine höhere Aufgabe kennen, als ihre Brüder alle zu dem gleichen Heile zu führen, dessen sie theilhaftig geworden sind. — Denselben Reiz, den jetzt Gut, Macht und Lust auf die Gemüther ausübt, wird dann die Herrlichkeit der verklärten Gemeinde ausüben. Man wird mit wahrer Lust den Priesterkönigen und ihrem Haupte Christo unterthan sein.“ (Auberlen.)

Das tausendjährige Reich ist also ein ungeheurer Fortschritt in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, aber zugleich wieder ein neuer Anfang. Ein Missionszeitalter, — wo es dann auf das Ganze, auf die Völker im großen abgesehen ist, vorab auf Israel. Denn das darf man nicht vergessen, daß die Erde dann zunächst von den Christen geleert wird. Bei Christi Erscheinen wird nicht nur die erste Auferstehung der im Herrn Entschlafenen geschehen, sondern die noch lebenden Auserwählten werden gesammelt aus allen Völkern, entrückt in die Lust dem Herrn entgegen — und werden bei ihm sein allezeit (1 Thess. 4, 15—17). So wird also zunächst keine Christengemeinde mehr in irdischer Leiblichkeit auf Erden sein. Es war Erntetag. Die reifen Früchte sind eingesammelt. Den gewaltigen Ereignissen entsprechend, wird sich aber sofort ein großartiger

Anfang einer neuen Heilsgemeinde bilden, durch die Befehrerung Israels. Sie werden sehen, in welchen ihre Väter gestochen haben und werden nun zuerst als Volk, als Ganzes, sich zum Herrn sammeln, und in ihr Land einziehen. Sie werden dann das eigentliche Missionsvolk für die Heidenvölker werden. Dann werden sich für Israel alle die herrlichen Weissagungen von seiner irdischen Herrlichkeit und alle seine Ideale verwirklichen. Dann wird Zion das Panier werden, um das sich die Völker sammeln. Dann wird das Messiasreich, wie Israel es erwartete, und die Herrlichkeit des Thrones Davids durch Christi Regieren eine Wahrheit werden. Da werden alle Reiche der Welt unseres Herrn geworden sein. „Es muß auf dieser jetzigen Erde noch einmal kund werden, daß der Teufel, der sich die Herrschaft darauf anmaßte, nur ein Usurpator war; es muß der Mensch, ursprünglich zum Herrscher über die Erde bestimmt, sich noch einmal seiner Welt freuen können mit voller ungeteilter, heiliger Freude. Da wird jedes berechnigte Ideal Wahrheit gewinnen. Damit aber sind dann auch die göttlichen Wege der Gnade und Geduld erschöpft. Nicht nur die auf Erden lebenden Menschen, sondern auch die noch nicht aufgestandenen Toten, denen eine so gewaltige Veränderung im Himmel und auf Erden nicht wird verborgen geblieben sein, haben an der verklärten Gemeinde, eben als verklärter, zu sehen vermocht, welche eine Herrlichkeit für die Menschheit in Christo Jesu ist. Wer nun auch jetzt noch im Widerstreben gegen Christum verharrt, der ist dem ewigen Gerichte verfallen; wer aber das Heil ergreift, der wird am jüngsten Tag und bei der allgemeinen Auferstehung noch eingebunden sein ins Bündlein der Lebendigen.“ (Auberlen.)

### c) Der neue Himmel und die neue Erde.

Das tausendjährige Reich, obwohl ein unermesslicher Fortschritt in der Entwicklung des Gottesreiches auf Erden, ist nicht das Ende der Wege Gottes mit der Menschheit.

Es kommt noch eine dritte Stufe, die letzte, höchste, — die ewige Vollendung. Wir können die drei Stufen des Reiches Gottes vergleichen mit dem Tempel zu Jerusalem, oder der Stiftshütte, nach himmlischem Urbilde gebaut. Unsere jetzige Periode auf der noch vom Satan beherrschten Erde wäre der Vorhof des Reiches Gottes, denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Das tausendjährige Reich, wo Christus und seine Heiligen ihre Friedensherrschaft üben und mit der irdischen Gemeinde auch sichtbar verkehren, erschiene als das Heilige. Die letzte Stufe, das Wohnen Gottes unter den erlösten Menschen auf der verklärten Erde, das Allerheiligste.

In kurzen aber majestätischen Zügen beschreibt uns die Offenbarung Johannis, von Kap. 20, 7 bis Kap. 22 Ende, den Uebergang vom tausendjährigen Reiche zur letzten ewigen Vollendung aller Dinge. Folgende Punkte treten der Reihe nach hervor: Nochmaliges Freiwerden Satans, sein Aufsteigen aus dem Abgrund, seine furchtbare Verführungsmacht auf Erden, unter den ungeheilt gebliebenen Menschen, sein Kampf auf Leben und Tod gegen die heilige Gottesgemeinde auf Erden, in Jerusalem. — Das Erscheinen des Herrn zur letzten Besiegung des Teufels, zum Gericht über ihn und zum Endgericht über alle Kreaturen, wo die Toten alle auferstehen und mit den noch lebenden vor Christi Richterstuhl erscheinen müssen, um ihr ewiges Urtheil zu empfangen. — Die richtende Vernichtung der ganzen gegenwärtigen sichtbaren Schöpfung. — Der neue Himmel und die neue Erde, mit dem von Anfang bereiteten neuen Jerusalem aus dem Himmel, als Wohnort Gottes und der erlösten verklärten Menschheit. —

Von all diesen großartigen Begebenheiten auf Grund der Schrift auch nur einigermaßen eingehend zu reden, würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten. Es gäbe ein Büchlein für sich. Nur ungerne versage ich mir, hier darauf weiter einzugehen, denn es ist mein Lieblings-thema. Vielleicht aber schenkt mir der Herr Zeit und Gnade,

einmal in besonderer Arbeit das Reich Gottes und seine ewige Vollendung zu besprechen. Hier will ich nur noch, um meine Gedanken in Zucht zu halten, einige Worte von anderen über den Gegenstand folgen lassen. „Die Herrlichkeit und Seligkeit des ewigen Lebens vermag keine menschliche Sprache würdig zu schildern und keine menschliche Phantasie auszudenken. Die höchste Stufe der Vollendung nicht nur des Menschen und der Erde, sondern des ganzen Weltalls ist erreicht. Die zu unbeschreiblicher Herrlichkeit verklärte Erde ist die Wohnstätte der Seligen, wo auch Christus, Gott und Mensch in Ewigkeit, den Thron seiner unmittelbarsten Nähe aufgeschlagen hat — unter den Seinen, die er Brüder zu nennen sich nicht schämt, die durch ihn theilhaftig geworden sind göttlicher Natur und Herrlichkeit, die als Kinder Gottes auch Erben Gottes und Miterben Christi sind. Dort ist der Glaube verklärt ins Schauen, alles Stückwerk dieses Lebens im Erkennen, Wollen und Fühlen hat aufgehört, und die Liebe, die nimmer aufhört, ist zur höchsten Fülle und Kraft gesteigert. Die Seligen sind zur Ruhe Gottes eingegangen. Diese Ruhe schließt nicht die Thätigkeit, wohl aber alle Unruhe aus. Die Thätigkeit der Seligen ist vielmehr die höchste, seligste, die sich denken läßt; sie bezieht sich einerseits auf die unendliche Fülle des göttlichen Wesens, dessen Herrlichkeit und Majestät anzuschauen, zu erkennen und zu preisen eine ganze Ewigkeit erheischt; und anderseits auf die verklärte und vollendete Natur, deren König und Mittler der Mensch erst jetzt in vollkommenster Weise geworden ist.“ (Rurh.)

„Das Himmelreich ist eine Welt voll lebendiger Wesen, die in unzähligen Heerscharen unter einem Oberhaupte sich ordnen um ihre Thronen und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten, — eine Welt voll Güter, wo nichts mangelt von dem, was hier ein Gut heißen kann, sondern die irdischen Güter sind nur schwache und unvollkommene Abbilder jener himmlischen Güter, in denen alles unverdorben

sich darstellt, was lebendig, schön und gut ist, alle Kraft und Fruchtbarkeit und Herrlichkeit ohne Fehl und Schaden, ohne Flecken und Vergehen, wogegen alles hier unten nur Kinderspiel und Schattenwerk ist. Es ist ein unermesslicher Gottesstaat, wo, wie schon das Vaterunser lehrt, Gottes Name geheiligt ist, Gottes Reich und Regiment nicht erst kommt, wie auf Erden, sondern in voller Macht und Glorie steht . . . . Da ist jede Anschauung, jeder Blick, wohin er sich wendet, Genuß, Speise, Lebensbrod, das ins ewige Leben wirkt.“ (Beck.) (Vergleiche hiezu noch „Jakobs Pilgerleben“ Seite 21. 22.)

## 6. Das Reich der Wahrheit.

Als Christus vor Pilatus das große Wort von seinem Reiche aussprach, stand vor seinem Geiste nicht nur die ganze, lange Entwicklungszeit desselben mit ihren erschütternden Kämpfen, sondern auch die einstige Vollendung mit ihrer unausdenklichen Herrlichkeit. Das Wesen des Reiches Gottes ist die Wahrheit. Das ist und bleibt sein unauslöschlicher Charakter. Damit ist aber auch das doppelte gegeben, einmal, daß dieses Wahrheitsreich in einer Welt voll Sünde und Lüge einen schweren Stand haben, die schwersten Kämpfe auszufechten bekommen werde, und dann, daß ihm unzweifelhaft der Sieg zufallen muß. Denn, daß die Wahrheit, wenn auch lange unterdrückt, schließlich den Sieg davon trägt, daran zweifelt im Grunde kein denkender Mensch. Das bildet auch den Trost der Weltkinder, wenn sie einmal Unrecht leiden müssen, ohne sich rächen zu können.

In Christo ist die Wahrheit schlecht hin, der Inbegriff aller Wahrheit erschienen. „So bist du dennoch ein König? Ja, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in

die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ Ich bin die Wahrheit,“ sagte Christus seinen Jüngern, und sie wußten, daß er nicht zu viel sagte. Das sind aber große Worte. Solche wurden auf Erden vorher nie gehört. Schon die denkenden Heiden, die nach Wahrheit forschten, wußten, daß die Wahrheit das wesenhafte, das bleibende, das ewige, das göttliche, daß sie Gesundheit, Harmonie, Leben, Licht ist. Auch sie wußten, daß das Gegenteil, die Lüge, das unwesen hafte, Schein, Widerspruch, Krankheit, Finsternis, Tod ist. Die Lüge, der Schein kann den Menschen verführen, lange in Täuschung gefangen halten, aber nie befriedigen. Darum muß der Mensch zu allen Zeiten nach Wahrheit suchen; es gehört zu seinem Wesen, denn er ist für die Wahrheit geschaffen. Wer diesen Trieb nicht mehr hat, ist kein ganzer Mensch mehr. Er hat seinen Adel, das beste Stück seines Wesens, verloren oder weggeworfen.

Das Fragen nach der Wahrheit ist so alt, als die Menschheit. Zu allen Zeiten haben die edelsten Menschen nach Wahrheit geforscht. — Unser Dasein ist eine Kette von Rätseln. Woher kommen wir? Unser Geistesleben stammt nicht aus der Natur, nicht aus der Pflanze, das fühlt jeder, was immer manche dafür vorbringen mögen. Warum sind wir da? Welches ist der Zweck, ihr Ziel, der Wert unseres Lebens? — Die Welt, in der wir uns befinden, und uns so schwer zurechtfinden, woher kommt sie? Warum ist sie da? Welches ist ihr Zweck, ihr Ziel, ihr Wert? Man sagt, der Mensch sei der Zweck der Welt. Ja gewiß ist es so. Aber wer hat mit der Welt den Menschen gewollt? Warum ist es so? Und warum, wenn es so ist, befriedigt die Welt ihn so wenig? Warum ist er so unglücklich, so arm, so hilflos in dieser Welt? Der Mensch fühlt sich vermöge seines Geistes als König der Natur. Er macht sie sich dienstbar. Und doch hängt er so knechtisch von



ihr ab, daß er ihren Gaben täglich die Fristung seines Lebens verdankt. Warum muß er ihr so mühevoll sein Leben abringen? Woher das Böse in der Welt, die Leiden, die namenlose Unseligkeit der meisten Menschen, der Tod für alle? Warum die Furcht vor dem Sterben? Woher das Bewußtsein einer Fortdauer nach dem Sterben? Warum das Fragen nach dem Wie des Lebens in der Ewigkeit? Diesen und vielen andern Fragen kann sich der Menschengeist nicht entziehen. Freilich, der Mensch kann sie liegen lassen, ignorieren; aber er thut das auf Kosten seiner Menschenwürde. Nur das Tier kennt solche Fragen nicht. Zu allen Zeiten haben auch, wie schon gesagt, die edelsten Menschen sich mit diesen ernstesten Problemen beschäftigt und ihre Antwort gesucht. Aber was haben sie erreicht? Auch nicht eine Frage ist, seitdem die Menschen philosophieren, befriedigend und damit endgültig erledigt worden. Wenn Pilatus dem Herrn antwortete: „Was ist Wahrheit?“ so glaube ich auch hier nicht, daß er dieses Wort in spöttischer, höhnischer Weise dem Herrn hingeworfen habe; ich glaube vielmehr, daß es der einfache Ausdruck seines Herzens, seiner Erfahrung, seiner Erziehung und Studien, seiner Ueberzeugung war, daß man die Wahrheit, die Antwort auf die Rätsel des Daseins, die Antwort auf das Fragen der Menschheit überhaupt auf Erden nicht finde. Oft wurde auch schon der Gedanke ausgesprochen, daß des Pilatus Wort der Ausdruck des Resultates sei, das die alte Welt in ihrem Suchen nach Wahrheit ohne Gott erreicht habe: — ein Verzweifeln am Finden derselben. Pilatus steht aber darin nicht allein. Er wiederholt nur, was andere zu seiner Zeit ausgesprochen haben.

Der frühere Mißerfolg hindert aber nicht, daß die Arbeit in jeder Generation wieder aufgenommen wird. Denn es ist dem Menschen unmöglich, nicht nach der Wahrheit zu fragen. Die Menschheit fordert die Lösung ihrer Rätsel, die Beantwortung ihrer höchsten Fragen. Es ist so lange

kein Friede und keine Ruhe für sie möglich, als sie ohne befriedigende Antwort bleibt.

Christus ist die Antwort auf alles Fragen der Menschen. Er löst die Rätsel des Lebens. Er selbst behauptet das von sich, und Millionen bezeugen es von ihm seit seinem Erscheinen. Was die Heidenvölker suchten, was Israel auf Grund seiner Weissagungen hoffte, das ist in Christo erfüllt, das besitzt seine Reichsgemeinde.

Christus bezeugt uns die Wahrheit. Doch nicht als ein Gedankensystem, als eine Erfindung seines Denkens, sondern als erschienen in seiner Person. Alle seine Reden sind, direkt oder indirekt, Zeugnisse über seine Person. Er ist die Offenbarung der Wahrheit. Er bezeugt uns die Gedanken Gottes über die Menschenwelt, offenbart uns das Herz Gottes, spricht uns von Gottes Vaterliebe, Erbarmen, Gnade. Aber in ihm ist Gottes Liebe erschienen; er vermittelt, bewirkt die Gnade, indem er die Schuld der Welt sühnt. Er predigt das Reich Gottes als Ziel und Heimat der Menschen. Aber er bringt das Reich, und er ist die Thüre zum Eingang in dasselbe. Er predigt die Gotteskindschaft. Aber der Glaube an ihn ist unumgängliche Bedingung dazu. Er ist der Herr der Menschenwelt, nur in ihm versteht sie ihre Geschichte; ohne ihn bleibt die Völkergeschichte ein unverständliches, planloses Wirrsal. Er ist aber auch der Herr jeder Menschenseele. Mit ihm muß jeder einzelne sich auseinander setzen, sei es in diesem Leben oder in der Ewigkeit. Die Stellung zu seiner Person bestimmt den Wert oder Unwert jedes Menschenlebens. Denn die Stellung des Menschen zu ihm ist gleich seiner Stellung zur Wahrheit, und nur die Wahrheit verleiht Wert. Das Verhältnis des Menschen zu ihm ist aber deswegen sein Verhältnis zur Wahrheit, weil es sein Verhältnis zu Gott ist. Denn Gott ist die Wahrheit, und Gott ist erschienen in Christo. Christus ist die Wahrheit in Person, weil er

Gottes Sohn ist. Als solcher aber ist er die Antwort auf alle Fragen. Er ist die Antwort auf das Ziel der Natur: er wird sie verklären zu ewiger Harmonie. Er ist die Antwort auf die Geschichte: sie mündet aus in sein Gottesreich. Er ist die Antwort auf die Rätsel unseres Daseins: er führt uns zu der ersehnten Heimat und erzieht uns zu dem Glücke, zu dem sich jeder geschaffen fühlt; er führt uns zu Gott, weil wir nur in Gott Ruhe finden. Diesem Plane dient alles, was wir erleben, und findet in ihm seine Erklärung. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

Die Wahrheit ist also erschienen, sie ist da, sie ist eine Thatsache. Die Gemeinde Christi bekennet in allen Generationen, daß sie in Christo die Wahrheit, Licht, Leben, volle Genüge gefunden habe. Warum aber ist dieses höchste Lebensgut nicht ein Gemeingut aller Menschen? Warum sind es immer nur so wenige, die Christi Evangelium als die Wahrheit erkennen und ergreifen? Ja, warum erleidet dieses Evangelium selbst so viel Widerspruch, und muß sich als etwas Verächtliches dem Spott der Menschen preisgeben? — Diese Thatsache ist eine schmerzliche, aber die Antwort darauf ist nicht schwer. Christus giebt eine doppelte: durch sein Beispiel, und durch sein Wort. Die Ursache liegt nicht in der Wahrheit, sondern im Menschen und seiner Sünde. Es geht der Wahrheit ebenso in der Welt, wie es dem Bringer, dem König der Wahrheit ging. Die Juden konnten ihn keiner Sünde zeihen, und dennoch verwarfen sie ihn. Wenige aber erkannten ihn als die Wahrheit, nahmen ihn auf, „und ihnen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ Obgleich bis heute niemand eine Antwort gefunden hat auf die Frage: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ so wiederholt sich doch das gleiche Resultat in jeder Generation. Christi Wort giebt den Schlüssel dazu. „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ Es ist nicht genug, daß die Speise da ist, es gehört auch der Hunger

des Menschen dazu, damit sie ihren Zweck erfülle. Es ist nicht genug, daß die Arznei entdeckt ist, der Mensch muß auch seine Krankheit fühlen, um nach ihr Verlangen zu haben. Aus der Wahrheit sein, heißt seine Krankheit, seinen trostlosen Zustand vor Gott erkennen, und ein Verlangen nach Gesundheit in sich tragen. Die Wahrheit ist eine Macht, aber die Lüge ist auch eine Macht. Nur wer die Wahrheit liebt, kommt an das Licht. Beides liegt im Menschen, die Wahrheit, das Göttliche, — und die Lüge, das Ungöttliche. Es kommt auf des Menschen Verhalten an, welche der in ihm streitenden Mächte die Oberhand, den Sieg davon tragen soll. Sein Wille, seine Liebe giebt den Ausschlag. Es gehört ein ganzer, entschiedener Wille dazu, die Wahrheit zu wollen, denn die Wahrheit ist anfangs nicht wohlthuend. Sie richtet, demütigt, zerbricht den natürlichen Menschen. Sie verwundet, schmerzt, tötet, ehe sie heilt, aufrichtet, tröstet. Die Wahrheit ist heilig, denn Gott ist heilig. Wo aber noch ein Funke von Wahrheitsliebe in einem Menschen wohnt, da wird auch die Wahrheit Gottes, wenn sie dem Menschen nahe tritt, ihre selige Arbeit thun, sie wird den Menschen frei machen und heiligen. Eine Geschichte aus meiner Erfahrung möge das illustrieren. Ich bekam vor einiger Zeit einen Brief aus einer Schweizerstadt, in welchem mir der Schreiber, ein Schuhmacher, erzählt, er sei vor 7 Jahren hier in Lausanne gewesen, habe zu den Sozialdemokraten gehört, ja er sei bei einer Arbeiterrevolte (Arbeitseinstellung) der Führer und Leiter gewesen. Er sei dabei krank geworden und einige Zeit im Spital gelegen. Als er wieder besser gewesen, sei er eines Sonntagmorgens im Spitalgarten (der hinten an die deutsche Kirche stieß) spazieren gegangen und habe aus meiner Predigt, durch das offene Fenster, ein Wort gehört, das ihn festgehalten habe. Er habe dann den Rest der Predigt über das Wort: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden

das Erdreich besitzen," zu Ende gehört. Das habe ihn so ergriffen, daß er von da an Monate lang jeden Sonntag meine Kirche besucht und mit seinem früheren Leben gebrochen habe. Er habe nicht den Mut gehabt, mir vor seinem Weggehen von hier einen Besuch zu machen; jezt aber nach 7 Jahren, da er im vollen Frieden der Gotteskindschaft stehe, könne er nicht umhin, mir zu danken für das, was der Herr durch mich an ihm gethan habe. — Ja, die Lüge, die Finsternis ist eine Macht, aber die Wahrheit ist auch eine Macht. Mächtig genug, die Lüge zu überwinden, wo sie noch einen Anknüpfungspunkt im Herzen findet.

Da ich nun schon in das Gebiet der Erzählung gefallen bin, so möge hier, aus vielen Beispielen, die sich mir aufdrängen, noch eine Erfahrung aus meinem Amte folgen. Vor einigen Jahren bat mich eine junge Frau, ihren kranken Mann im Spital zu besuchen. Sie klagte mir zugleich, daß ihr Mann nicht mit ihr zusammenleben wolle. Er sei als Knecht (Müller) in einem Plaze, sie als Magd in einem andern. Dieses Leben sei ihr eine Last, und ich solle doch trachten, den Mann zu veranlassen, es nach seiner Genesung anders einzurichten. Ich besuchte ihn, sprach viel mit ihm, betete auch mit ihm, und fand den schönen, stämmigen jungen Mann willig zu allem. Er mietete auch bald eine kleine Wohnung, nahm seine Frau zu sich, und alles schien gut zu gehen. Nur sah ich ihn selten in der Kirche. Etwa 6 Monate später kommt die Frau wieder weinend zu mir und erzählt, ihr Mann, von bösen Kameraden beeinflusst, mißhandle sie arg, er trinke, spiele, schlage sie, wenn er heimkomme, und habe nun seinen Koffer gepackt, um fortzugehen. Es war Sonntag Abend. Ich fragte die Frau, wann ich ihn am andern Morgen zu Hause treffen könne. Ich kam am Montag frühe dahin. Er lag noch im Bett. Er war etwas erstaunt, mich zu sehen. Ich hatte mich im Gebet gestärkt und um Weisheit und Kraft gebetet. Ich redete

ohne Umschweif mit ihm, hielt ihm unsere Begegnung im Spital, seine Versprechen, die niedrige Mißhandlung seiner braven Frau vor, sagte ihm, daß ich ihn für keinen schlechten Menschen halte, daß er aber durch schlechte Gesellschaft zu Grunde gehe. Ich wurde ernst, kühn, und hielt ihm mit ganzem Ernste Segen und Gericht vor, rief dann die Frau herein, redete mit beiden, ermahnte sie, Gottes Wort zusammen zu lesen und den Teufel, den Versucher, den Störer ihres Glückes, aus dem Hause zu beten. Dann ging ich fort, tief zum Herrn seufzend um die Rettung des armen Menschen; und der Herr hat erhört. Monate lang sah ich jeden Sonntag den Mann und seine Frau zur Kirche kommen. Sie gingen miteinander zum Abendmahl. Nach etwa einem halben Jahre wurde ich wieder gerufen, der Mann sei krank. Ich kam und sah sofort, daß der kräftige Mann gebrochen am Sterben liege. Er wußte es auch. Er dankte mir rührend für jene scharfe Lektion; sie habe ihn geheilt, denn ich hätte recht gehabt. Jetzt könne er im Frieden sterben, denn sein Gott habe ihm vergeben. Ich betete mit ihm, hoffend, ihn am andern Tag wieder zu besuchen. Drei Stunden nachher aber zeigte man mir an, er sei im Frieden entschlafen. — „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ — Es wird einst in der Ewigkeit ein ergreifendes Studium sein, die Wege Gottes mit den Menschen, wie er sie zur Wahrheit führte, und die Wege der Menschen, wie sie sich zur Wahrheit verhielten, zu erkennen.

Es ist wahrlich zum Staunen, wie leicht sich viele Menschen in ihren vermeintlichen Gründen gegen die Gewissenswahrheit zufrieden geben. Das Einfältigste genügt, sie im Unglauben sicher zu machen. Ich traf vor einigen Jahren in einem Badeort mit einem Kartographen zusammen. Es entspann sich ungesucht in Gesellschaft ein religiöses Gespräch. Der genannte Herr wollte beweisen, daß es unmöglich sei, daß die Seelen in den Himmel fahren könnten, und



gründete seinen Beweis auf die enorme Entfernung, in der der Himmel sein müßte, da die nächsten Fixsterne schon so entseßlich weit ferne seien. Eine Seele müßte ja Millionen von Jahren brauchen, dahin zu kommen. Allerdings wußte er auf meine Fragen „nicht mehr genau,“ wie lange etwa ein Eisenbahnzug brauchen würde, um nach der Sonne zu kommen, erinnerte sich auch „nicht mehr ganz genau,“ wie man es macht, um die Entfernung der Sterne zu messen, oder ihre Messung zu versuchen, war aber dankbar, als ich ihm die Sache erklärte. Sehr genau aber wußte er mir auf meine Frage zu sagen, wie lange ein Mensch brauche, um nach Amerika oder nach Australien zu reisen. Darauf hin fragte ich ihn, ob er wisse, wie lange seine Gedanken brauchen, um nach New-York und wieder an unsern Tisch zurück zu kommen. Da — lachte die Gesellschaft, und er besann sich ein wenig und lachte dann verlegen mit. Ich aber ergriff die Gelegenheit, noch einiges über den Geist und seine Eigenschaften, die ewige Welt des Geistes und was wir im Worte Gottes über sie wissen u. s. w. beizufügen, um zu beweisen, daß unser christlicher Glaube nicht so unlogisch und unbefriedigend ist, wie diejenigen sagen, die ihn nicht kennen.

Ein anderer Einwurf gegen die Wahrheit aber ist viel wichtiger, schlagender, und beschäftigt auch viele gute Christen, nämlich der, daß es doch viele edle Menschen gibt, die keine gläubigen Christen sind, die dem Evangelium ferne stehen, und die doch in ihrem Handeln und Wandeln so nobel, so wahr, so ehrlich und gerecht sind, daß sie nicht selten Christen, die sich ihres Glaubens rühmen, tief beschämen. Wie haben wir das zu erklären, und was wird aus solchen Menschen angesichts des Wortes Jesu: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“? — Hierauf nur noch in wenigen Worten folgendes: Ein solcher Charakter kann doch auf falschem Boden ruhen. Die äußerliche Ehrbarkeit kann geheime, unreine Motive haben. Die Ehrsucht kann

sich auf dieses Gebiet schlagen, und geheime Feindschaft gegen Gott und sein Heil können gleichwohl im Herzen wohnen. In solchem Falle ist aber der Charakter vor Gott wenig wert, so sehr er den Menschen imponiert. Es kann aber auch wirkliche Gewissenhaftigkeit, wirkliche Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit sein. In diesem Falle ist aber nur zweierlei möglich: Entweder der Mensch kennt die Wahrheit des Evangeliums gar nicht, oder sie trat ihm in entstellter Weise entgegen, wie das leider oft geschieht, so daß er sich mit Widerwillen davon abwendete. Gott wird ihn aber sicher irgendwie zur Wahrheit führen. Ein gewissenhafter Mensch muß das Evangelium ergreifen, wenn er es kennen lernt. Denn das Wort Gottes ist das geoffenbarte Gewissen, und harmoniert aufs tiefste mit dem, was unser Gewissen uns gebietet. Ein Mensch aber, der die geoffenbarte Wahrheit Gottes verwirft, wenn sie ihm nahe tritt, ist kein gewissenhafter Mensch, wie sehr immer der Schein dafür sprechen mag.

## 7. Christus vor Herodes.

Luk. 23, 5—12.

Pilatus bricht das Verhör rasch ab mit dem Wort: „Was ist Wahrheit?“ — Er hat aber einen sehr bestimmten Eindruck aus dem Verkehr mit dem Herrn gewonnen, den er jetzt offen verkündet, — seine Unschuld. „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen.“ Damit erklärte er der Menge und dem draußen harrenden hohen Rat, daß ihre Anklage gegen Jesum eine unbegründete, eine falsche sei. Das war mutig und eines Römers würdig gehandelt.

Die Obersten fühlten auch die ganze Wucht dieser Erklärung und erkannten die Gefahr, die ihrem Plane drohte. Mit diabolischer Energie schreien sie zusammen und werfen

einzelne Anklagen aufs neue hervor. „Er hat das Volk erregt von Galiläa bis hieher.“ Pilatus erkennt nun erst ganz den furchtbaren Ernst der Lage. Zuerst traten ja die Obersten mit ihren Anklagen noch höflich und mit einiger Würde auf. Jetzt aber bricht ihre ganze Wut hervor. Pilatus erkennt mit Schrecken, daß nur eine schwere Ungerechtigkeit von seiner Seite gegen den unschuldigen Jesum, oder aber ein blutiger Kampf auf Leben und Tod mit der fanatisierten Volksmenge den Tag beschließen könne. Die Verantwortung von beiden flößt ihm Grauen ein. Da hört er das Wort Galiläa. Er fragt, ob Jesus aus Galiläa sei, und alsbald sendet er den Herrn und seine Ankläger zu Herodes, dem König von Galiläa, der gerade in Jerusalem anwesend war. So hoffte er, der ihm so sehr unangenehmen Sache los zu werden, oder doch jedenfalls Zeit und Rat zu gewinnen. Er hat freilich damit nichts gewonnen — außer der Freundschaft des elenden Herodes. Dem Herrn aber hat er dadurch, ohne es zu wollen, eine neue Bitterkeit in den Kelch seines Leidens gegossen. Gefolgt von den Hohenpriestern, Obersten und dem rohen Haufen, mußte der Herr nochmals die Straßen Jerusalems wie ein Verbrecher durchschreiten und alle Roheit des entfesselten Hasses über sich ergehen lassen.

„Da aber Herodes Jesum sah, wurde er sehr froh, denn er hätte ihn längst gerne gesehen, denn er hatte viel von ihm gehört und hoffte, er würde ein Zeichen (Wunder) von ihm sehen. Und er fragte ihn mancherlei. Er aber antwortete ihm nichts. Die Hohenpriester aber standen da und verklagten ihn hart.“

Wir wollen uns nicht zu lange bei diesem Zwischenfalle aufhalten, soviel Bemerkenswerthes sich auch darin finden ließe, sondern wollen der Hauptentwicklung des Dramas wieder zuwenden.

Herodes war der Sohn desjenigen Herodes, der nach

der Geburt des Herrn die Kinder in und um Bethlehem hinmorden ließ, um unter ihnen den verkündigten Davidssohn zu treffen. Er selbst ist bekannt durch seinen Ehebruch mit Herodias, seines Bruders Weib, und durch die Ermordung Johannis des Täufers, der ihm seine Sünden vorhielt. Als das Gerücht von Jesu Auftreten und seinen Wunderthaten ihm zu Ohren kam, glaubte der ungläubige Wüstling in seinem Aberglauben, Johannes sei von den Toten auferstanden. — Er hatte viel von Jesu gehört, Großes, Herrliches, Ergreifendes; er hatte aber keine Zeit, und sein böses Gewissen ließ ihn nicht dazu kommen, ihn einmal zu sehen und zu hören. Wohl tauchte der Wunsch oft in ihm auf, wenn er wieder eine neue Wunderthat vom Herrn erfuhr, den Mann einmal zu sehen, und seine Thaten mit anzuschauen; aber ein geheimes Grauen hielt ihn ab. Jetzt aber steht der Herr gebunden vor ihm. Da wird er froh in der Hoffnung, jetzt ein Wunder schauen zu dürfen. Er fragt ihn mancherlei. Aber der Herr antwortete ihm nicht ein Wort.

Es wäre uns nicht erlaubt, über den Herodes, trotz seines Sündenlebens, ein ganz verwerfendes Urtheil zu fällen, weil wir ja nicht wüßten, ob nicht doch ein besseres Gefühl sich in seinem Herzen befunden hätte, da ja auch bei Johannis Enthauptung gesagt ist: „Der König war traurig,“ als Herodias durch ihre Tochter das Haupt des Propheten verlangte. Aber das Schweigen des Herrn, dieses absolute Schweigen des Königs der Wahrheit gegen ihn, enthält ein vernichtendes Urtheil über ihn. Mit dem Heiden Pilatus hat der Herr anfangs noch freundlich gesprochen, selbst dem Judas hat er noch ein letztes Wort der Trauer gesagt; aber gegen Herodes öffnet er nicht einmal den Mund. Das ist erschütternd.

Der Herr behandelt jeden Menschen, wie er es verdient. Gegen den einen hat er tröstliche, erbarmende Worte; gegen

den andern warnende, strafende Reden; für einen dritten legt er hohepriesterliche Fürbitte ein; gegen andere schweigt er vollständig. Jedes Wort aus seinem Munde, so lange es nicht das letzte Gerichtswort ist, läßt noch Hoffnung, schließt noch Erbarmen in sich, auch wenn es ernst, strafend, erschütternd ist. Aber gegen sein Schweigen giebt es keine Rettung. Herodes und die verklagenden Hohenpriester repräsentieren eine Menschenklasse, gegen die der Herr, der Herzenskündiger schweigt. — Jedem Menschen tritt früher oder später einmal die Frage nahe: „Was dünket euch um Christum?“ Und jeder kommt irgendwie, in diesem oder in dem andern Leben, dahin, an Christum seine Frage zu stellen, denn nur er kann die letzte große Frage des Menschen beantworten. Wie wird seine Antwort auf *d e i n e* Frage lauten? O, daß wir doch in aufrichtiger, redlicher Herzensstellung vor ihm bleiben mögen, so daß er uns stets einer Antwort, einer gnädigen, freundlichen Antwort würdigen könne. Auf das neugierige, herzlose, hochmütige Fragen des Unglaubens aber hat der Herr keine Antwort. Er und seine Reichsgeschichte gehen über solche Fragen hinweg einfach zur Tagesordnung über.

Wie ein König steht der Herr vor seinem unwürdigen Schattenbilde, und dieses, Herodes mit seinem Hofe, spielt eine klägliche Rolle vor der göttlichen Majestät. Das Bild des Herrn vor diesem würdelosen König ist unbeschreiblich schön. Wer nur noch ein wenig Gefühl für sittlichen Adel, für geistige Hoheit hat, muß die Ueberlegenheit, die unbeschreibliche Würde des Herrn hier bewundern.

Vor dem Herrn muß sich jedes Menschenherz unwillkürlich zeigen, wie es ist. Auch Herodes mit seiner erbärmlichen, blasierten Gesellschaft zeigt sich ganz. Sie verachteten und verspotteten den Herrn und sandten ihn mit Hohn wieder zu Pilatus. Diese ebenso wohlfeile als feige Rache ist seither unzählige Mal wieder von des Herodes Geistes-

verwandten in Anwendung gebracht worden, und wird die elende Waffe des ungöttlichen Weltgeistes bleiben bis ans Ende. Möge nur der Herr seinen Kindern mehr und mehr seinen königlichen Geist schenken, daß sie mit Würde ihren Weg wandeln und seine Tugenden verkünden können.

## 8. Christus und Barrabas. Welchen wollt ihr?

Luk. 23, 13—16. Matth. 27, 15—23.

Pilatus wurde der furchtbaren Verantwortlichkeit nicht los. Bald stand der wilde Haufe mit seinem unschuldigen Opfer wieder vor seiner Thüre. Er muß die letzte Entscheidung treffen. Wie wird sie ausfallen? Nach dem bisherigen Benehmen des Pilatus könnte man erwarten, daß er der Gerechtigkeit die Ehre geben würde, denn er benahm sich bisher fest, mutig, gerecht. Doch von jetzt an betritt er einen verkehrten Weg, den der Zugeständnisse an die ungerechte Menge und der Ungerechtigkeit gegen den unschuldigen Herrn. Freilich thut er das mit der Absicht und in der Hoffnung, Jesum dadurch zu befreien. Allein er muß bald erkennen, daß der Weg der Nachgiebigkeit gegen das Unrecht ein gefährlicher, verderblicher ist. Die besten Absichten sind wertlos, wenn sie mit bösen Mitteln ausgeführt werden wollen.

Zwar tritt Pilatus alsbald wieder mutig für Jesu Unschuld auf. „Ich habe ihn vor euch verhört und finde an dem Menschen der Sachen keine, der ihr ihn beschuldiget; Herodes auch nicht, denn ich habe euch zu ihm gesandt und siehe, man hat nichts auf ihn gebracht, das des Todes wert sei.“ Dieser Rede Schluß hätte nun lauten sollen: Darum setze ich ihn im Namen meines Kaisers und des römischen



Gesetzes in Freiheit; meine Truppen werden dafür sorgen, daß dieser Beschluß respektiert werde. — Doch so sprach er nicht, sondern: darum will ich ihn züchtigen und loslassen. Armer Pilatus? Warum ihn geißeln lassen, wenn er unschuldig ist? Um der Erbitterung der Obersten doch eine kleine Genugthuung zu bieten? Um ihren Haß nicht zu sehr auf dich zu ziehen? Dieser erste schwache Schritt führt zu deinem Verderben. — Möchte das Beispiel des schwachen Pilatus uns weise machen. Zwar sind uns so ernste Situationen, wie die des Pilatus dort erspart; aber auch in den gewöhnlichen Versuchungen des Christenlebens gilt es nicht weniger, wahr, ernst, gerade, gewissenhaft, gerecht zu sein. Ungerechte Halbheiten, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit schlagen dem Gewissen Wunden und führen zu Verwicklungen, deren Ende für uns furchtbar werden kann. Jedes verlorene Menschenleben, jeder Untergang fing mit kleinen, unscheinbaren Untreuen an. Der Teufel flieht die kleinen Ungerechtigkeiten zu einem Netz, das den Menschen mehr und mehr umgarnt, und wer auch durch Gottes Gnade nicht damit ins Verderben gezogen wird, bereitet sich doch selbst dadurch viel Noth und Kampf.

Pilatus geht alsbald noch einen Schritt weiter. Er stellt den Schuldlosen mit einem schweren Verbrecher zusammen, und schlägt ihn dem Volke zur Begnadigung vor. Die Juden hatten die Sitte, am Ostersfeste, dem Gedenktage der Befreiung aus Aegypten, einem Gefangenen die Freiheit zu schenken, und auch die Römer ließen ihnen dieses Recht. Die Juden bitten den Pilatus jetzt, dieser Sitte zu genügen. Pilatus ergreift gerne die Veranlassung, hoffend, durch sie Jesu Befreiung zu erreichen. Er schlägt Barrabas, einen berühmten Aufrührer und Mörder, mit Jesu dem Volke zur Wahl vor. Er mochte wohl gedacht haben, daß es undenkbar sei, daß das Volk, das sich bei dieser Gelegenheit den Römern so ergeben zeige, das so empört gegen einen

vermeintlichen Aufrührer sei, nicht den wirklichen, allbekannten Revolutionär bestraft, Jesum aber, mit ihm zusammengestellt, befreit wünschen müsse. Allein er rechnete ohne die Obersten. Diese hatten rasch dafür gesorgt, daß das Volk um Barrabas bitten soll, und so schreit es denn: „Gieb uns Barrabam los.“ Nun hatten die Unschuldserklärungen des Pilatus ihre Kraft verloren, wenn er selbst den Unschuldigen mit dem Mörder zusammenstellt, wenn er gar ihn dem Volke zur Begnadigung vorschlägt. Pilatus ist ratlos, verwirrt, haltlos geworden. Noch will er das Rechte, die Rettung der Unschuld; aber schon hat er ein verletztes Gewissen durch seine verkehrten Mittel; und in solchem Zustande hat Satan gewonnenes Spiel.

Geschichtlich betrachtet bietet dieser Zwischenfall mit Barrabas nichts Besonderes dar, außer dem, daß er die Verkehrtheit des Pilatus, den blinden Haß der Obersten, die Leitbarkeit des gedankenlosen Volkshaufens aufs neue ins Licht gestellt und dem Herrn eine neue Schmach bereitet hat. Dagegen ist es hier mehr als bisher geboten, eine andere als die geschichtliche Betrachtung in Berücksichtigung zu ziehen.

Warum leitete Gott, der auch das Kleinste in der Leidensgeschichte ordnete, die Sache so, daß der Herr mit einem solchen Verbrecher in die Wahl gestellt und gegen ihn verworfen wurde? Was will er uns damit sagen?

Es ist mir, als wollte Gott in dieser Geschichte die ganze Bedeutung des Sterbens Christi uns vor Augen stellen. Der Gerechte muß den Tod erleiden, damit der Sünder, der dem Tode verfallene Verbrecher frei würde. Christus hatte früher gesagt: „Ich gebe mein Leben zum Lösegeld für viele.“ Und hier stellt Gott nochmals in einer Thatfache, in einer unzweideutigen, klaren Geschichte die Wahrheit von dem stellvertretenden Sterben des Heiligen für die Sünder hin, so daß jeder die Predigt soll

verstehen können. Um so mehr muß man sich wundern, daß bis auf den heutigen Tag diese den Aposteln so geläufige Lehre allerlei Zweifel, Widerspruch, Bekämpfung erfährt. Nur wo innerer Widerwille, geheime Feindschaft gegen die Erlösungsthat Christi besteht, kann man an der ergreifenden Sprache des Evangeliums zweifeln und kritisieren.

Barrabas war überführt, verurteilt und rettungslos dem Gerichtstode verfallen. Ausichtslos saß er im finsternen Gefängnis und harrete ohne Hoffnung der Vollstreckung des Urteils. Da wird er unter Gottes Leitung mit dem Heilande in die Wahl gestellt. Nun ist Hoffnung für ihn vorhanden. Wird der Heilige zum Tode verurteilt, so ist er frei. Und das geschieht. Der Gerechte wird verworfen, der Sünder wird frei. So wollte es Gott. Warum? Gewiß nicht allein um des Barrabas willen, sondern wie schon gesagt, um unfertwillen. Er wollte uns in unmißverständlicher Weise zur Anschauung bringen, was Paulus predigte, und was die Kraft seiner Predigt und seines Lebens war: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ — Barrabas repräsentiert die Menschheit vor Gott, er repräsentiert mich und dich. Dem Gerichte Gottes verfallen, saßen wir „in Finsternis und Schatten des Todes,“ ohne Hoffnung, ohne Aussicht auf Rettung. Die Gerechtigkeit des heiligen Gottes verlangte Genugthuung. Wir hatten das Gericht, den ewigen Tod verdient. Wir mußten das Gericht erleiden, wenn nicht ein Heiliger, wenn nicht Gott für uns eintrat. „Welchen wollt ihr?“ Wer soll sterben? Wer soll das Gericht tragen? So hieß es im Räte Gottes über uns. Und die Antwort lautete: Der Gerechte für den Sünder. Und so „lag die Strafe auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.“

Barrabas repräsentiert die sündige Menschheit. Denn „mit einem Opfer hat Christus in Ewigkeit vollendet, die

geheiligt werden.“ Er repräsentiert aber damit jeden einzelnen. Jeder einzelne muß sich erst an Barrabas Stelle wissen, ehe ihm die Stellvertretung des Heiligen gilt. Nur wer sich als gerichteter Sünder fühlt, hat an seinem Eintreten teil. Nur wer sich mit Christo zusammenschließt, mit ihm in die Wahl vor Gott tritt, der empfängt durch sein Leiden Frieden, durch sein Sterben Leben, durch seine Wunden Heilung.

Barrabas hat diesen Tausch nicht begehrt, nicht veranlaßt. Er geschah ohne sein Zuthun aus göttlichem Erbarmen. Erst nach geschehener That wurde ihm die Verkündigung der frohen Botschaft zu teil. — So geht es noch mit allen seinen armen, gefallenen Brüdern auf Erden. Die That ist geschehen. Die göttliche Botschaft wird allen verkündet. Ihr seid frei! Das Gericht traf einen andern an eurer Statt! Ihr seid dem Tode entronnen und berufen zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes! Volles Bürgerrecht mit den Heiligen im Hause Gottes ist euch wieder zu teil geworden, — „und alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat.“

Barrabas nahm die Befreiung gerne an. Er wußte eben vorher, daß er rettungslos dem Tode verfallen war. Wie er sie aufnahm, wissen wir freilich nicht. Stand er wohl unter der Menge auf Golgatha und schaute dankbar hinauf zu dem am Kreuze Sterbenden, sich sagend, weil dieser Unschuldige den Tod erleidet, darum bin ich Schuldiger gerettet? Wir wissen es nicht. Er konnte ja kaum die ganze Bedeutung der Sache kennen, so wie wir sie erkennen. Darum sollten auch wir noch freudiger thun, was er gethan hat, — unsere Befreiung glaubensvoll annehmen, und auch was er vielleicht nicht gethan hat, — dem Herrn herzlich mit Beugung dafür danken.

Es ist schmerzlich zu sehen, wie wenig diese erbarmende Rettungsthat Gottes von den Menschen, denen sie verkündigt wird, geachtet und gewürdigt wird. Eine dem Tode ver-

fallene Menschheit geht dahin, hört die Predigt wohl, thut aber, als sei die Erlösung von Sünde, Befreiung aus Gottes Gerichte das unnützeſte, womit man auf Erden ſich beſchäftigen könne. Es fehlt eben an Buße, an Sündenkenntnis, dieſem erſten Schritte zum Heile. Die Chriſten aber, die die Erlösung im Glauben ergriffen haben, thun, als ſei es ganz natürlich, ganz ſelbſtverſtändlich, daß Gott uns eine Rettung geboten und uns derſelben teilhaftig gemacht hat. Für dieſe Liebesthat wird von den meiſten am wenigſten gedankt.

Wie konnte aber die Hinopferung eines heiligen Lebens einer ganzen Welt voll Sündler Erlösung erwirken? Dieſe Frage macht vielen Chriſten zu ſchaffen, und verſchiedene Theologen haben verſchiedene Antworten darauf gegeben. Die Sache iſt jedoch nicht ſo ſchwierig, wie manche thun. Schon unter den Menſchen haben nicht alle Leben gleichen Wert. Das Sterben eines edlen Vaters reiẗ tiefer in die Familie ein, als das eines kleinen Kindes. Das Leben eines edlen Königs wiegt ſchwerer im Staate, als das eines Tagelöhners. Auch vor Gott giebt es Leben mit verſchiedenem Werte. Sollte durch ein Leben das Leben einer ganzen Welt erkauft werden, ſo muß dieſes eine vor Gott den Wert haben, der eine Welt voll anderer Leben aufwiegt. Und das konnte nur Gottes Leben ſelbſt ſein. Wäre es uns nicht geſagt, daß Chriſtus Gottes Sohn war, daß „Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber,“ ſo müßten wir es aus dem Evangelium, aus der Predigt der Stellvertretung ſchließen. Doch es iſt uns geſagt. Im Worte Gottes iſt alles klare Harmonie. Es befriedigt unſer Denken, wie unſer Gewiſſen.

---

## 9. Ein merkwürdiger Traum.

Während diese Geschichte sich abwickelte, ereignete sich eine andere merkwürdige Begebenheit. Des Pilatus Weib, Claudia Procula, läßt ihrem Gatten sagen: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten, denn ich habe heute viel erlitten im Traum von seinem wegen.“ Sie hatte also im Morgenschlase einen Traum, einen schweren, beängstigenden Traum, in welchen Christus verwickelt war, und zwar so, daß er ihr als ein Gerechter erschien, und durch seine Person der Traum ein schwerer, ihr Leiden verursachender wurde. Die Sache erschien ihr so wichtig, daß sie in die öffentliche Gerichtsverhandlung hinein ihrem Gatten einen Boten sendet und ihn warnen läßt. Sie hält den Traum nicht für etwas Zufälliges, sondern für eine Warnung aus der andern Welt.

Wir wollen uns nicht darüber verbreiten, wie hier ein neues, wunderbares Zeugnis für die Gerechtigkeit und Unschuld des Herrn hervortritt in dem Augenblick, als er der Ungerechtigkeit unterliegt. Wollen nicht dieses Zeugnis, über das wir uns gläubig freuen, den Anfechtungen des Unglaubens gegenüber verteidigen. Wollen auch nicht, wie es uns wohl ums Herz wäre, den Frauen eine Predigt halten, daß sie, wie jene Claudia, die Schutzengel ihrer Gatten sein sollen, um so mehr, je verantwortungsvoller deren Amt und Beruf ist. Wir wollen vielmehr nur ein kurzes Wort über die Träume überhaupt sagen.

Wir halten den Traum der Claudia für eine göttliche Einwirkung auf ihre Seele, für eine göttliche Warnung. Warum noch diese wunderbare Warnung kam, da doch nach Gottes Rat die Kreuzigung Christi durch die Römer beschlossen war, können wir nicht entscheiden. Das fällt in das Kapitel der Geheimnisse, das uns stets in seinem In-



nersten verborgen bleiben wird, — der menschlichen Freiheit und Gottes allwissender Ratschlüsse. Wir glauben nicht mit einigen Kirchenvätern, daß der Traum vom Teufel gewirkt war.

Nicht nur bei den Heiden und unter dem Volke Israel im Alten Bund hielt man viel auf Träume, sondern auch unter den Christen des neunzehnten Jahrhunderts spielen sie eine nicht unbedeutende Rolle. Es wurde auch schon viel über das Traumleben der Seele geschrieben. Wir halten uns hier nicht bei der eigentlichen Psychologie, auch nicht bei den Träumen auf, die „aus dem Magen kommen,“ oder wieder auflebende Eindrücke aus dem Tagesleben sind. Wir wollen nur dem Glauben hier Ausdruck geben, daß manche Träume Einwirkungen der unsichtbaren Geisterwelt sind, und zwar der guten, wie der bösen Geisterwelt. Ich glaube, daß Gott, wie einst dem Jakob zu Bethel, wie einst dem Joseph, dem er mit dem Kindlein und seiner Mutter nach Aegypten zu fliehen befahl, heute noch da oder dort einem seiner Kinder einen Trost, eine Warnung auf dem Wege des Traumes zu teil werden lassen kann und zu teil werden läßt.

Welche Mutter, wenn sie am Bettlein ihres schlafenden Kindleins saß, und es friedlich lächeln sah, hat sich nicht schon gefreut und gedacht, jetzt spielen Gottes Engel mit meinem Kindlein? Ich glaube, die Mütter, die so denken, haben recht.

Ich glaube aber auch, daß „die bösen Geister, die in der Luft herrschen,“ oft ihr Spiel mit dem schlafenden Menschen, dem sie beikommen können, treiben und ihm Bilder vorgaukeln, die die Seelen fesseln sollen. Mancher schöne, heitere, sinnliche Traum, über den der Mensch beim Erwachen sich freut, stammt aus der bösen Geisterwelt. Die unsichtbare Geisterwelt beeinflusst unsern Geist. Das ist ebenso Lehre der heiligen Schrift, als der Erfahrung.

Ich weiß wohl, daß diese Lehre vielfach geleugnet und verspottet wird. Ich will mich auch hier nicht mit denen auseinandersetzen, die eine unsichtbare Welt des Geistes leugnen, und die den Menschen für das edelste, oder je nach der Sorte, auch für das unedelste Tier halten. Es gehört nicht besonders großer Verstand dazu, über solches hinweg zu kommen und zu erkennen, daß der Mensch „göttlichen Geschlechtes“ ist. — Aus einem Stein wird nie eine Pflanze, so sehr man ihn begießen und pflegen mag. Es fehlt ihm der Organismus, das organische Leben, das ihm keine Kunst geben kann. Aus einer Pflanze wird auch nie ein Tier, was immer man mit ihr anfangen mag. Niemand kann ihr die Seele geben, die das Tier zum Tiere macht, und es hoch über jedes Pflanzenleben erhebt. Aus einem Tiere wird aber auch nie ein Mensch. Denn niemand kann dem Tiere den Geist einhauchen, der von oben stammt, und der den Menschen zum Menschen, zum König der Schöpfung macht. Es sind da Klüfte, die keine Kunst und auch keine Vermutungen überbrücken können. Für den Stein, nach den Gesetzen, die er allein kennen könnte, wäre die Pflanze ein absolutes Wunder; für die Pflanze ebenso das Tier; für das Tier der Mensch mit seinen Geistesgaben, seiner Geistesmacht. Wäre der Mensch nun die höchste Stufe der Weltordnung, so gäbe es allerdings für ihn kein Wunder und keine Geisterwelt. Aber dann müßte er auch die Welt begreifen, ja er müßte sie gesetzt haben. Er müßte auch seines eigenen Daseins Grund sein. Nun wissen wir aber von allem Gewissen das am gewissesten, daß wir die Welt nicht gesetzt haben und nicht unseres Daseins Grund sind. Die Welt ist uns ein Rätsel, an dem unser Geschlecht seit Jahrtausenden buchstabiert. Sie ist uns ein überwältigendes Wunder, das unsern Geist zum Fragen und Forschen herausfordert. Unser Geistesleben, das über ihr steht, stammt nicht von ihr, ist nicht ihr Kind, und wenn es

wollte, so verweigert die Welt ihm die Mutterschaft. Die Welt will nicht unsere Mutter sein. Sie giebt uns keine Antwort auf das Fragen unseres Geistes. Die Welt und unser Geistesleben weisen uns gleich mächtig über sich hinaus zu dem Vater der Geister, zu der Welt des absoluten Geistes. Von ihr spricht das Wort Gottes als von etwas ganz Natürlichem, Selbstverständlichem, etwas dem Menschen Verwandten. Der Mensch ist göttlichen Geschlechtes. — Steht das aber fest, daß der Menscheng Geist von oben stammt, daß es über ihm eine Geisterwelt giebt, die seine Heimat, sein Ziel ist, dann ist auch die Möglichkeit damit gegeben, daß jene unsichtbare, ewige Geisterwelt unsern Geist beeinflussen kann. Sie beeinflusst ihn ebenso, ja noch mehr, als ein Menscheng Geist den andern von der Wiege, von der Schulbank bis zum Sterbebette beeinflusst. Ja, das Resultat eines Menschenlebens ist im Grunde nichts anderes, als das Produkt der geistigen Einflüsse aus der sichtbaren und unsichtbaren Welt, denen er sich unterstellte, denen er sich hingab.

---

Des Pilatus Lage war wirklich eine bemitleidenswerthe. Nicht nur sah er sofort seinen Befreiungsplan vereitelt, sondern die Warnung seiner Gattin mußte ihn noch dazu tief ergreifen. Diesem schmerzlichen Gefühl giebt er jetzt, nach dem gefallenen Volkesentscheid für Barrabas gegen Jesum, Ausdruck mit der verzweifelten Frage an das Volk: „Was soll ich denn machen mit Jesu, von dem gesagt wird, er sei Christus?“ Armer Pilatus, merkst du nicht, daß wenn du so die Feinde Christi fragst, du nur die Antwort bekommen kannst, die du schon gehört hast: „Kreuzige, kreuzige ihn!“ Sein Gewissen allein hätte Pilatus fragen sollen, nicht aber Jesu Feinde, da hätte er

die rechte Antwort bekommen. Er wußte nicht so viel von Christo, wie wir von ihm wissen; er kannte nicht seine Zeit und Ewigkeit umfassende Bedeutung. Aber er wußte, daß er unschuldig sei, daß er als heiliger Mann dem Haß und Neid der Unheiligen geopfert werden solle. Hier lag die Richtschnur, nach der er hätte handeln sollen. Hier liegt seine Verantwortlichkeit. Von hier aus erscheint auch seine Frage an das Volk als vollendete Niederlage. Die Ungerechtigkeit im Verein mit der Schwachheit feiert hier den Triumph über das römische Recht und damit über das menschliche Recht überhaupt. Die menschliche Gerechtigkeit ist hier zu Schanden geworden, sie ist gerichtet, gewogen und zu leicht erfunden worden.

„Was soll ich denn machen mit Jesu?“ Diese Frage fällt wohl jedem Menschen in der Christenheit früher oder später einmal ernstlich aufs Herz. Wohin soll dann der Mensch mit ihr gehen? Bei wem soll er sich die Antwort holen? Wer zu bewußten, erkannten Feinden des Herrn geht, wird immer wieder dieselbe Antwort hören: Hinweg mit diesem! Auf Gründe läßt man sich dort nicht ein, die sind gar nicht mehr nötig, die Sache steht fest. Christus darf nicht sein, was er sein will — darum ist er es auch nicht! Der sichere Ton, das spottende oder entrüstete Geschrei ersetzt die Untersuchung, ersetzt die Wahrheit. — Darum, wem es ernst ist mit dieser Frage, der lerne vor allem Jesum ganz kennen nach den Evangelien, und dann gehe er vor sein Gewissen, da wird er die rechte Antwort empfangen. Du sollst mit Jesu eben das machen, wozu Gott ihn dir gegeben hat. Du sollst ihm täglich deine Sünden bringen, denn nur er kann dich davon reinigen, nur er hat „Macht, auf Erden Sünden zu vergeben,“ weil er sie getragen hat. Du sollst ihn bitten um Geist und Kraft von oben, daß du „würdig wandeln kannst des Evangeliums,“ daß er dir gebe „das Wollen und das Vollbringen,“ damit

du als verfühntes, begnadigtes Gotteskind über die Erde gehen kannst voll seliger Hoffnung auf eine lichte, frohe, selige Heimat. Du sollst ihm all deine Sorgen, all dein Leid und Weh klagen, denn ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er ist der Fürst im Hause Gottes, der Haushalter aller Gnadengüter. An seinem Segen ist alles gelegen. Ihm sollst du täglich neuen Gehorsam geloben, ihm sagen: Herr Jesu, dir leb' ich, dir sterb' ich, dein bin ich tot und lebendig. — Das sollst du mit Jesu machen.

## 10. Der Mann der Schmerzen.

Joh. 19, 1—16. Matth. 27, 24—30.

Die Hoffnung des Pilatus, Jesum durch Zusammenstellung mit Barrabas zu befreien, ist vereitelt. Da greift er zu dem früher schon beabsichtigten Mittel, Jesum geißeln zu lassen, wieder in der thörichten Hoffnung, damit den Haß des Volkes zu befriedigen und es dahin zu bringen, von Jesu Tötung abzustehen.

Diese bei den Römern gewöhnlich an Verbrechern vollzogene Geißelung war eine furchtbare Prozedur. Der Mensch wurde entkleidet, an einen Pfahl gebunden, und mit Peitschen aus mehreren Lederriemen, die gewöhnlich am Ende einen Knoten, meist aus Knochen oder Eisen bestehend, hatten, geschlagen, und zwar so entsetzlich, daß mancher unter dieser Mißhandlung seinen Geist aufgab. Diese Mißhandlung sollte nun über den Herrn ergehen.

Es ist uns nicht gesagt, ob die damit beauftragten Kriegsknechte sie am Herrn mit besonderer Strenge oder mit einiger Milde ausgeführt haben. Allein der Umstand, daß sie in diabolischer Wut viel weiter gehen, als ihr Befehl

lautele, daß sie den Herrn nachher noch verhöhnen, ihm eine Dornenkrone aufsetzen, ihm Backenstreiche geben, ihn anspeien, das läßt uns vermuten, daß sie auch die Geißelung in schonungsloser Härte werden vollzogen haben.

So vergegenwärtige dir einmal das erschütternde Bild. „Sie sammelten über ihn die ganze Schar.“ Umgeben also von einer ganzen Eskorte Soldaten, wird der Herr entkleidet, an den Pfahl gebunden und mit den furchtbaren Geißeln geschlagen, bis das Blut fließt, bis Fesseln Fleisches von seinem Rücken hängen, — bis zum Zusammenbrechen seines ermatteten Leibes. Dann bindet man ihn los, legt ihm seine Kleider nicht an, sondern wirft ihm einen alten Purpurmantel über die Schultern. Einer zieht im Hofe einen Dornstrauch. Er geht, schneidet Zweige ab, flicht einen Kranz davon und drückt ihn dem Herrn aufs Haupt, schlägt mit einem Rohrstab darauf, um die Stacheln tief in das Haupt zu treiben. Sie beugen die Kniee vor ihm, um seine Königswürde zu verhöhnen, und rufen: Heil dir Judenkönig! Sie schlagen mit Fäusten auf die blutenden Wangen. Sie speien ihm ins Angesicht! — Und alle diese unmenschlichen Roheiten läßt der Herr über sich ergehen, ohne ein Wort dagegen zu sagen. „Da er gequält und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird.“ — So entsetzlich entstellt führen ihn dann die Kriegsknechte wieder herein in den Gerichtssaal. Pilatus, erschüttert von dem Anblick des also zugerichteten, mit Blut überströmten Mannes, führt ihn heraus vor das Volk mit dem Worte: „Ich führe ihn heraus zu euch, damit ihr erkennet, daß ich keine Schuld an ihm finde.“ Und auf Jesum deutend, ruft er aus: „Sehet, welch ein Mensch!“

Es ist unmöglich, über dieses erschütternde Bild viel zu sagen. Alles was man darüber sagen wollte, würde nur den Eindruck, die Wirkung des Bildes stören. Aber an-



sehen, stille anschauen wollen wir es, und unsern Herrn bitten, daß er es unserm Herzen tief eindrücke. Dieses Bild, im Herzen getragen, wird mehr wirken als die besten Predigten. „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für einen, der gestraft und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber um unserer Missethat willen ist er verwundet und von unseren Sünden geschlagen. Unsere Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.“ Möge durch Gottes Erbarmen dieses Bild vor deine Seele treten, in deinem Herzen aufleben, wenn die Sünde, die Welt, die Lust, dein Fleisch dich reizen und locken auf den breiten Weg des Ungehorsams gegen den Herrn, der dich um so theuren Preis erkaufte hat. — Möge dieses Bild dir erscheinen, wenn des Lebens Leid und Weh, Trübsal und Schmerz dich anfallen. An ihm, der versucht war allenthalben, gleich wie wir, der gelitten hat, was keiner litt, gekostet hat, was immer es Bitteres auf dieser Erde gibt, — an ihm hast du einen mitleidigen und barmherzigen Hohenpriester, der aus Erfahrung weiß, wie es uns in dem Tügel der Anfechtung zu Mute ist. — Möge sein Marterbild uns erscheinen in der letzten bangen Stunde, wo wir allein einen unbekannten, dunkeln Weg gehen müssen, wo das Grauen des Todes, die Schauer der Ewigkeit unsern Geist erfassen, wo alle sonstigen Stützen weichen und brechen. Da wird, da kann nur Er, dein Leidender, blutender Heiland, dein Stecken und Stab, dein Trost, deine Rettung sein!

---

Pilatus muß alsbald erfahren, daß seine Humanität so viel wert ist, wie seine Gerechtigkeit. Das entseßliche Mittel, das er anwandte, um Mitleid für Jesum zu erwecken, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Wütend schreit das Volk:

„Kreuzige, kreuzige ihn!“ Auf sein Widerstreben, „nehmet ihr ihn hin, denn ich finde keine Schuld an ihm,“ antworten sie: „Wir haben ein Gesetz, nach dem muß er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht.“ „Da Pilatus das Wort hörte, fürchtete er sich noch mehr, rief Jesum wieder hinein in das Richthaus und fragte ihn: Von wannen bist du? Aber Jesus gab ihm keine Antwort.“

Auch Pilatus wird vor dem Herrn immer mehr offenbar in seinem ganzen Charakter. Furcht hatte er schon lange vor der Erscheinung des Herrn. Diese Furcht wird jetzt noch gesteigert durch ein Wort, das er aus dem Volksgeschrei heraus hört: „Er hat sich zu Gottes Sohn gemacht.“ Jesu Unschuld, seine erhabene, würdevolle Erscheinung in diesem Sturme, seine Worte, mit denen er des Pilatus Gewissen wiederholt traf, das Zeugnis seiner Gattin aus ihrem merkwürdigen Traume, — das alles gab dem Pilatus schon bisher den Eindruck, daß er es hier mit einer ganz außerordentlichen Persönlichkeit zu thun habe. Jetzt hört er noch dazu das Wort: Er hat sich zu Gottes Sohn gemacht. Nun fürchtet er sich noch mehr, nicht vor den Juden, sondern vor Jesus. Es macht ihm einen schreckhaften Eindruck, daß Jesus sich Gottes Sohn nenne, weil es nicht nur seinen bisherigen Eindruck von Jesu gewissermaßen erklärt, sondern besonders deswegen, weil er ihn soeben hat so furchtbar geißeln und mißhandeln lassen. Von Jugend auf kannte er ja auch die heidnischen Sagen von Göttersöhnen, die unter den Menschen gewandelt hätten. Wie, denkt er, wenn dieser wunderbare Mann ein solcher Göttersohn wäre? Nochmals nimmt er den Herrn allein in den Saal und fragt ihn: „Von wannen bist du?“ Er war darauf gesagt, aus Jesu Munde die Erklärung seines wunderbaren, göttlichen Ursprungs zu vernehmen. Jesus aber gab ihm keine Antwort. Warum? Hätte er ihm nicht sein Kommen vom Himmel auf die Erde,

seine Gottessohnschaft bestätigen sollen? Wir wissen nicht, aus welchen Gründen Jesus darüber ganz stille schwieg. Vielleicht leitete ihn dabei auch das Mitleid mit dem kämpfenden und immer tiefer sinkenden Pilatus. Jedenfalls aber wollte Jesus dieses Heiligtum nicht preisgeben vor dem Manne, dem er schon genug gesagt, und der doch soeben den König der Wahrheit hat so ungerecht mißhandeln lassen. Jesu Schweigen war ein heiliger Protest gegen des Pilatus Ungerechtigkeit.

Wir wollen hier nicht alle Gedanken hervorheben und besprechen, die uns bei diesem Gegenstande beschäftigen. Wir wollen es auch dem Unglauben selbst überlassen zu sehen, wie er mit dem merkwürdigen Zeugnis der Juden, er hat sich zu Gottes Sohn gemacht, gegenüber seinen Hypothesen fertig wird. Wollen auch den Pilatus mit seinem unruhigen Ahnen nicht als Zeugen gegen ihn, den Unglauben, anführen. Das aber müssen wir kurz bemerken, daß er in seiner Furcht ein Bild ist von allen den Menschen, die von Jesu hören und nicht zum Glauben an ihn kommen. Die geheime Furcht, die Unruhe beim Gedanken an Jesum, ist die bittere Beigabe des Unglaubens. Tausende gehen über die Erde in Gleichgültigkeit oder Feindschaft gegen Christum. Hören sie aber von ihm, haben sie irgendwie mit ihm zu thun, so bemächtigt sich ihrer ein Gefühl der Unruhe, des Unbehagens, der Furcht. Niemand kann mit dem Herrn bekannt werden, ohne entweder an ihn zu glauben, oder aber einen Stachel ins Gewissen zu bekommen, der ihm die Ruhe stört. Kein Mensch, der Jesum kennen lernt und sich ihm nicht ergiebt, ist glücklich. Christus ist des Menschen Glück oder Unglück, sein Trost oder seine Unruhe, sein Friede oder sein Friedensstörer. Pilatus war entschieden unglücklicher nach seiner Bekanntschaft mit Jesu, als er es vorher war.

Jesu richtendes Schweigen straft und ärgert den armen Pilatus. Er zeigt hier so recht, wie das Menschenherz ein trotziges und verzagtes Ding ist, wie leicht es von Furcht in Troß und Hochmut überspringen kann. „Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich loszugeben?“ Darauf öffnet der Herr nochmals den Mund zum letzten Wort an Pilatus: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben. Darum der mich dir überantwortet hat, der hat größere Sünde.“

Pilatus bestätigte also hier, daß er allein Macht hatte, den Prozeß zu Gunsten oder Ungunsten des Herrn zu entscheiden. Damit läßt er sich auch, ohne daran zu denken, die Verantwortlichkeit für seinen Richterpruch auf, und sein Händewaschen nachher, seine Unschuldserklärung am Blute dieses Gerechten, ist damit bedeutungslos geworden. Sein Gewissen hat er damit gewiß nicht zur Ruhe gebracht. Oft wird wohl nachher der wunderbare Mann wieder vor seinen Geist getreten sein. Sein Gewissen wird nicht verfehlt haben, ihm immer wieder zu sagen: Du hattest Macht, den Unschuldigen frei zu geben und zu schützen, — du hast einen Justizmord an einem Gerechten begangen, — du hast feige deine Macht mißbraucht. Aus seinen eigenen Worten wird ihn sein Gewissen gerichtet haben. — Steht aber nicht jeder Mensch mit jeder Sünde seines Lebens in gleicher Lage, wie Pilatus? Bei jeder Sünde müssen wir uns sagen, ich hatte Macht und Freiheit sie zu thun oder sie zu lassen. Wir haben im besondern Macht, unsern alten Menschen zu kreuzigen, haben aber auch Macht, ihn loszulassen. Wir tragen die Verantwortung für unsern Wandel. — Man ist geneigt, den Pilatus zu entschuldigen mit der furchtbaren Lage, in die er sich gestellt sah. Er selbst aber, in seinem Troße, will nicht entschuldigt sein. Er brüstet sich mit seiner Macht, mit der er so jämmerlich zu Schanden wird, und vergißt

die Verantwortung, die seine Macht ihm auferlegt. Wie ist er darin ein treues Bild unzählig vieler Menschen bis auf den heutigen Tag!

Ergreifend schön aber ist das letzte Wort des Herrn an Pilatus. Wie ein Blitz in der Nacht wirft es wieder eine Wahrheit in das Herz dieses Mannes, der er sofort wieder seine Zustimmung geben muß: Deine Macht hast du von oben; besonders über mich hättest du nicht Macht, wenn sie dir nicht wäre von oben gegeben. Du bist nur das arme Werkzeug in der Hand eines Höheren, zu einem hohen Zweck. Aus diesem Worte sehen wir auch, was in jener bitteren Leidensstunde im eigenen Herzen des Herrn vorging. Von seinem Vater kam, was ihn traf. Niemand hatte Macht über ihn, als soweit sie der Vater bewilligte. So wild auch die Menschen tobten, so entseßlich sie ihn marterten, — kein Streich durfte mehr fallen, als der Vater ermächtigt hatte! Nicht Zufall, sondern klares Walten Gottes diktierte alles in seinem Leiden. In diesem Bewußtsein des Herrn lag seine Kraft zum geduldigen Ertragen bis ans Ende.

Aber auch für uns enthält dieses Wort einen unermesslichen Trost. Das schöne Wort des Dichters: „Du gingst, o Jesu, unser Haupt, durch Leiden himmelan, Und führst jeden, der da glaubt, mit dir die gleiche Bahn,“ — es wäre uns ein erschreckendes Wort, wenn wir nicht auch die gleichen Tröstungen hätten, die das Haupt erquickten. Dürfen dich böse Menschen anfallen und dir Kummer und Leiden verursachen, — sie können dir nicht mehr zufügen, als dein Vater ihnen erlaubt. Bricht Krankheit, Not, Trübsal irgend welcher Art auf dich herein, — sie dürfen nicht weiter gehen, als ihnen von oben Macht gegeben ist. „Auch die Haare auf eurem Haupte sind alle gezählet, darum fürchtet euch nicht.“ Möge uns der Herr die Gnade geben, daß dieser Trost mehr und mehr unseres Lebens Kraft werde!

„Der mich dir überantwortet hat, der hat größere Sünde.“ — Dieser Schlußakktord des Redens Jesu mit Pilatus wird ihm wohl unvergeßlich geblieben sein. Vielleicht war er noch Ursache der ewigen Rettung des Pilatus. Jedenfalls enthält er noch Mitleid und Erbarmen, Hoffnung und Trost für ihn. Sünde hat auch Pilatus auf sich geladen in dieser großen Sache. Größere Sünde aber hat der Hohepriester, oder das Volk Israel und sein hoher Rat. Warum? Weil sie mehr, manche wohl volle Erkenntnis hatten, daß sie hier den gottverheißenen Messias, jedenfalls einen heiligen Propheten mordeten. „Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.“

Es wird in der Ewigkeit eine große Verschiedenheit stattfinden, sowohl im Lohn der Treue, als im Gericht über die Untreue. Der eine wird mehr „Schätze im Himmel“ gesammelt haben, wird reicher sein in Gott, als der andere. „Ein Stern wird den andern an Klarheit übertreffen.“ „Der eine wird über fünf, der andere über zehn Städte gesetzt werden.“ Je nach dem Maße der Treue wird der Gnadenlohn erteilt werden. Aber auch im Gericht wird eine Verschiedenheit stattfinden. Doch haben wir darüber keine ausführlichen Erklärungen des Herrn, sondern nur Andeutungen, wie im obigen Worte. Die größte Sünde, die Sünde aller Sünden, ist die bewußte Verwerfung des Heilandes. Es ist die Sünde wider den heiligen Geist, „die nicht vergeben wird, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt.“ Sie hat aber viele Vorstufen. Der Maßstab, nach dem gemessen wird, ist nicht die Summe der bösen Thaten, sondern das Maß der Erkenntnis. Auch hier heißt es: „Zwei thun dasselbe, und es ist doch nicht dasselbe.“ Der Herr wird im Gerichte „die mildernden Umstände“ nicht vergessen, aber auch die erschwerenden wird er geltend machen. Den Schluß daraus für sein Leben wird hier jeder leicht selbst finden.

---



## II. Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft.

Jak. 4, 4.

(Des Prozesses Ende.)

Auf dieses letzte Wort des Herrn an Pilatus hin, berichtet uns Johannes 19, 12: „Von dem an trachtete Pilatus (noch mehr, noch ernstlicher), wie er ihn los ließe.“ Es ist vom hohen Interesse zu verfolgen, wie Pilatus, so oft er mit Jesus allein verkehrt, den Anlauf zu seiner Befreiung nimmt, so bald er aber vor dem wütenden Volks- haufen steht, wieder eingeschüchtert, nachgiebig, schwach wird. Jesu Erscheinung erweckt immer wieder Mut, guten Vor- satz, Ausflus von Kraft und Pflichttreue in ihm; vor den Feinden aber, hinter denen der Fürst der Finsternis steht, ist auch sofort seine Energie wieder erschlaßt. Dieses letzte Wort des Herrn, das so ernst und erbarmungsvoll lautete, treibt ihn nochmals mit dem Antrag der Freisprechung vor das Volk. Doch man ist des Ringens und seiner Halbheit müde. Man klagt nicht mehr gegen Jesum. Neue An- klagen weiß man nicht, und die alten hatten ja ihre Wir- kung auf Pilatus verfehlt. Der Böse weiß Rat. Pilatus selbst wird nun angegriffen; ihm selbst wird mit An- klagen gedroht: „Läßest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht; denn wer sich zum Könige macht, ist wider den Kaiser.“ — Darauf war Pilatus nicht gefaßt. Hier wird er an seiner schwächsten Seite gefaßt. Bisher kämpfte die Bosheit mit seinem Gewissen, mit seinem Rechtsgefühl; jetzt wird er an seinem persönlichen, irdischen Interesse an- gepackt. Seine Stelle als kaiserlicher Statthalter wird in die Sache verwickelt, und mit der Anklage gedroht, er be- schütze einen Auführer gegen seinen kaiserlichen Herrn. Der Gedanke an seinen launischen, mißtrauischen Kaiser Tiberius; die Erinnerung daran, wie schon mancher edle Römer dem

Verrat und der Verleumdung zum Opfer fiel; stellen ihn nun in eine ganz andere Lage. Kämpfte er bisher zwischen der israelitischen Volksgunst und seinem Gewissen, so erkennt er jetzt, daß auch seine persönliche irdische Ehre und Existenz, Amt und Brot, ja vielleicht sein Leben auf dem Spiele stehen. Nun ist der Ausgang nicht mehr schwer vorauszusehen. Hatte er bisher schon nicht den Mut, ohne persönliche Gefahr, sein Rechtsbewußtsein ohne Verletzung durchzusetzen, so wird er jetzt, wo eine Gefahr der ernstesten Art für seine Existenz hinzutritt, nicht mehr lange stand halten können. So geschah es. Niedergeschmettert durch diese Drohung, giebt er den Widerstand auf, besteigt den Richterstuhl, um den Gerichtsentcheid auszusprechen, der der Bosheit den Sieg verschafft, den Heiligen ans Kreuz liefert und die eigene Schmach besiegelt. Wohl flammt nochmals sein Gewissen auf und — sei es der unwillkürliche Ausdruck seines Herzens, sei es ein providentiell geleitetes Wort — er ruft, auf Jesum deutend, aus: „Sehet, das ist euer König.“ Und als das Geschrei zurücktönt: „Hinweg mit diesem, kreuzige ihn!“ wirft auch er nochmals die Frage hin: „Soll ich euern König kreuzigen?“ Doch es hilft nichts. Nochmals erinnert man ihn an das Gespenst seines Schreckens: „Wir haben keinen König außer dem Kaiser.“ Und nun ist der furchtbare Kampf zu Ende; Pilatus ist überwunden. Nur Wasser verlangt er noch, um die Hände zu waschen, und vor allem Volk in Wort und That zu erklären: „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten; sehet ihr zu.“ Die Juden bewilligten ihm diesen Trost gerne. Sie wollen die ganze Schuld auf sich nehmen und rufen alsbald das entseßliche Wort zurück: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ — Pilatus giebt einen Wink; die Kreuzigung geschieht!

---

Nur noch einige kurze Bemerkungen mögen diesem erschütternden Schlusse folgen.

Wer sich erinnert, daß Pilatus ein Heide, ein aufgeklärter Heide, ein heidnischer Kriegermann war, der kann nur mit tiefer Teilnahme sein Interesse für Jesum betrachten, und seine wiederholten Anstrengungen, ihn der Mordwut seines Volkes zu entziehen, verfolgen. Pilatus muß ebenso unsere mitleidige Teilnahme erwecken, als das blutdürstige, gefallene Bundesvolf unsern Abscheu hervorruft. Es ist eine wohlfeile Art, den Pilatus als einen „blasierten,“ „kalten,“ „hochmütigen,“ „gewissenlosen“ Weltmann hinzustellen, und ihn so als abschreckendes Beispiel andern vorzuhalten. Man bekennet aber damit nur, daß man für die furchtbare Lage, in der er stand, sowie für das gewaltige Ringen seines Gewissens gegen überlegene Feinde keinen Sinn und kein Verständniß hat. Wir dürfen ihn nicht mit unserm christlichen Maßstabe messen. Er hatte seinen Preis, um den er feil war. Das war seine irdische Stellung, die Gunst seines Kaisers. Ich glaube nun nicht, „daß jeder seinen Preis hat, um den er feil ist.“ Ich glaube vielmehr, daß es Menschen giebt, die um keinen Preis von dem Wege des Rechtes, des Gewissens, des Glaubens abzubringen wären. Das Christentum bildet ganze Charaktere, wo es zur Geltung kommt, aber es kommt eben nur bei wenigen ganz zur Geltung. Darum glaube ich auch, daß nur wenige Männer zu finden wären, die, trotz ihrer christlichen Erziehung, in des Pilatus Lage versetzt, besser bestehen würden, als er bestand. Jedenfalls ist es der Mühe wert, sich selbst zu prüfen, ob man im Nothfall im Stande wäre, allem abzusagen um Christi willen. Es singt sich leicht nach anderer Glauben: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!“ Aber wie schlecht würden wohl die meisten Christen die Probe bestehen, wenn sie ihnen zugemutet würde!

„Sehet, das ist euer König.“ Ich glaube nicht, daß Pilatus dieses Wort als „Witzwort“ oder „Hohn“ den Juden hingeworfen hat. Ich möchte bei des Pilatus Reden eher mit Salomo sagen: „Von dem Herrn kommt, was die Zunge reden soll.“ Wir nehmen dieses Wort freudig an als unser Glaubensbekenntnis, und freuen uns hoch, einen solchen König zu haben. Er ist unser ewiger König, dessen Macht und Herrlichkeit noch allen Kreaturen im Himmel und auf Erden und unter der Erde offenbar werden wird. Er war auch als Menschensohn auf Erden der König unter den Menschen. Bis heute muß ihm jeder diesen Ruhm lassen. An geistigem Adel, an Würde, an Majestät, an sittlicher Reinheit kommt ihm keiner gleich. Der Beste ist vor ihm nicht gut. Im Reich der Liebe und des Erbarmens, im Reich der Weisheit und des Verstandes, im Reich der erhabensten Poesie und Philosophie, im Reich der Macht und Gewalt über die Menschen, die Umstände, die Natur, die Geisterwelt, den Tod, — in allem, was einen Menschen groß machen, ihn unter seines gleichen auszeichnen kann, war er der Größte, der allein Große. Am königlichsten aber erscheint er in seinen Leiden. Einen solchen König brauchen wir. Wir freuen uns, Bürger seines Reiches sein zu dürfen. Möge er uns nur zu immer gehorsameren, immer würdigeren Unterthanen seiner Herrschaft machen!

---

Das letzte Wort aber in dem tragischen Prozeß wollen die Juden haben. Das ist billig. Sie waren die Urheber davon, sie haben gesiegt, ihnen gehört das letzte Wort. Es ist ihrer würdig! „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Mit diesem schauerlichen Worte beendigen sie das Gericht über Jesum, um — ihr eigenes, Jahrtausende wäh-

rendes Gericht anzutreten. Wir wollen hier nicht wiederholen, was jedes Kind weiß, wie 37 Jahre nachher dieser Fluch der Juden in furchtbarem Gerichte sich über sie entlud, als die Römer um Jerusalem „eine Wagenburg schlugen, es an allen Orten ängstigten, es schleiften und keinen Stein auf dem andern ließen;“ als man nicht genug Holz aufreiben konnte, um Kreuze für die gefangenen Juden zu machen, und wie dieses Gericht der Verwerfung seit 1800 Jahren über Israel fortgeht und fortgehen wird, bis der Heiden Zeit erfüllt ist, bis zur Wiederkunft Christi. — Aber für uns müssen wir hier noch ein kurzes Wort beifügen.

Das Blut des heiligen Gottmenschen kommt auch über uns und muß über uns kommen. Wir können uns seiner Wirkung nicht entziehen. Es ist auf dieser Erde vergossen worden als das beste, teuerste, höchste, das Gott an die Welt wenden konnte. Dieses heilige Blut muß Gott von den Menschen wieder fordern. Gottes Wort soll nicht leer zurückkommen, sondern thun und ausrichten, wozu er es gesendet. Christi Blut desgleichen. Es muß seine Wirkung thun in Segen oder in Gericht über die Menschen. Zum Segen ist es zunächst vergossen worden. Es ist das göttliche Lösegeld für uns. „Nicht mit vergänglichem Silber oder Gold sind wir erlöst, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes“ (1 Pet. 1, 18). Es ist der „offene Born wider die Sünde und Unreinigkeit“ (Sach. 13, 1); denn „das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde“ (1 Joh. 1, 7). Es ist „vergossen zur Vergebung der Sünde.“ Wer in den Himmel eingehen will, muß „gewaschen sein mit seinem Blute von seinen Sünden“ (Off. 1, 5). Luther beschreibt die Kraft des Blutes Christi also: „Dieses Blut ist der Schatz unserer Erlösung, die Bezahlung und Genugthuung für unsere Sünden. Denn durch sein heiliges

und theures Blut hat unser lieber Herr Jesus Christus bezahlet alle unsere Schuld, ewigen Tod und Verdammniß. Dasselbe Blut Christi vertritt uns bei Gott und ruft ohne Unterlaß zu Gott: Gnade, Gnade! vergieb, vergieb! Vater, Vater! So ruft das Blut Jesu Christi, unseres einigen Mittlers und Fürsprechers, ohne Aufhören, für und für, also daß Gott solches seines geliebten Sohnes Rufen und Fürbitte für uns ansieht und uns armen, elenden Sündern gnädig ist“ (Sach. 9, 11). — Es ist das einzige ewige Rettungsmittel für die Menschen. Gott kann keinen Menschen in sein Heiligtum aufnehmen, keinen ansehen, der nicht besprengt ist mit dem Blute seines Sohnes. In diesem Blute sind wir Gott angenehm. Der Satan hat keine Macht an uns, wenn wir mit ihm besprengt sind.

Wo nun aber Menschen dieses Evangelium hören und es verachten, „abermals ihnen selbst den Sohn Gottes kreuzigen und für Spott halten,“ die besiegeln, wie einst die Juden, ihr Selbstgericht. „Sie sind schuldig am Leibe und Blute des Herrn.“ „Wie viel, meinet ihr, ärgere Strafe wird der verdienen, der den Sohn Gottes mit Füßen tritt, und das Blut des Bundes für unrein achtet?“ Ein solcher trägt nicht nur seine eigene Schuld im Gerichte, sondern er nimmt Anteil an dem Majestätsverbrechen gegen den Sohn Gottes. Er ist schuldig an dessen Blute. „Denn wir wissen den, der gesagt hat: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Und abermal: Der Herr wird sein Volk richten. Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr. 10, 29—31).





## VI.

### Das Weltgericht auf Golgatha.

**M**ir haben die bisherigen Teile der Leidensgeschichte ausführlicher besprochen, weil sie in der kirchlichen Verkündigung seltener berücksichtigt werden. Anders ist es mit dem Teil, in den wir jetzt eintreten.

Er kommt reichlich zu seinem Rechte. Aus ihm wird jedes Jahr in der Passionszeit für die mündliche Predigt geschöpft, und in allen gedruckten Predigtsammlungen findet man die Hauptpunkte ausgelegt. Darum wollen wir von jetzt an uns kürzer fassen.

#### I. Der Gang zum Tode.

Luk. 23, 26—31.

Raum war das ungerechte Urteil über Christum ausgesprochen, so eilten sie, es auch sogleich zu vollziehen. Dem Herrn wurde, gleich den Uebelthätern, das Kreuz auf den Rücken gebunden, so daß der obere Teil auf den wun-

den, blutenden Schultern lag, der untere Teil aber auf dem Boden nachgeschleift werden mußte. In dieser gebückten Stellung sollte nun der Herr das Kreuz durch die Straßen Jerusalems bis auf die Höhe Golgathas hinauf ziehen. Wahrlich, der Anblick dieses Bildes ist erschütternd. Doch es sollte dem Herrn eine Erleichterung zu teil werden.

„Und als sie ihn hinführten, ergriffen sie einen, Simon von Cyrene, der vom Felde kam, und legten ihm das Kreuz auf, daß er es Jesus nachtrüge.“ Man hat allerlei Vermutungen ausgesprochen, um zu erklären, warum der scheinbar zufällig des Weges kommende Simon ergriffen und zur Uebernahme des Kreuzes Jesu gezwungen wurde. Der Hauptmann, sagen manche, der die Exekution zu leiten hatte, und der nachher auf Golgatha erschütternd ausrief: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen,“ — habe schon hier eine Regung des Mitleids mit Jesu gehabt, und habe ihm daher diese Erleichterung verschaffen wollen. Andere meinen, weil der Herr in Gefahr gestanden sei, auf dem Wege zu erliegen und sie der teuflischen Wollust, ihn am Kreuze zu sehen, beraubt worden wären, darum hätte man ihn entlastet. Wieder andere, Simon habe den Herrn wohl mitleidsvoll angesehen, und weil er nicht unter dem Haufen der Ankläger sich befunden, sondern vom Felde kam, so habe man sich dafür an ihm gerächt. — Wir wissen darüber nichts Gewisses. Was wir aber gewiß wissen ist das, daß Gott diese Sache also leitete. Und auf die Frage warum? werden wir wohl nicht irre gehen, wenn wir dreierlei anführen: Zunächst um Christi willen, dann um Simons willen, und endlich um unsertwillen.

Wer sich erinnert, daß der Herr seit dem vorhergehenden Abend nichts mehr genossen, daß er aber noch viel mit seinen Jüngern gesprochen; wer bedenkt, wie Fürchterliches er gelitten, — in Gethsemane, vor dem hohen Räte, unter den Händen der Kriegsknechte die ganze lange Nacht hindurch

vor Pilatus, Herodes und endlich durch die entsetzliche Geißelung: — wer sich das alles vergegenwärtigt, muß erkennen, daß der Herr, als ihm das schwere Kreuz aufgebunden wurde, bis zum Tode ermattet gewesen sein muß. Unglaubliches, Unmenschliches hatte der „Menschensohn“ ertragen. Da sollte ihm nach des Vaters Willen, ehe das letzte und schwerste kam, eine kleine Erleichterung zu teil werden. Nicht über Vermögen sollte auch der Herr versucht werden. Das war gewiß der erste Zweck in dieser göttlichen Fügung.

Der andere aber galt dem Simon. Von seinem früheren Leben wissen wir nur, daß er von Cyrene, im nordafrikanischen Libyen, war. Ob er nur aufs Osterfest nach Jerusalem gekommen, oder ob er schon längere Zeit wieder von Libyen nach Judäa zurückgezogen war, ist uns ebenfalls unbekannt. Daß aber nun er gerade mit dem leidenden Heilande so unerwartet zusammentreffen und mit seinem Kreuze in so nahe Berührung treten mußte, gehört jedenfalls zu den bewundernswertesten Zügen der göttlichen Vorsehung, wie sie über die einzelnen waltet. Es war für Simon jedenfalls eine ungesuchte, unvermutete, demütigende Arbeit, zu der er hier gezwungen wurde. Hätte er sie geahnt, er wäre ihr wohl sicher ausgewichen. Aber von welchem Segen sollte sie ihm sein! Da die Notiz des Markus: „welcher ein Vater war des Alexander und des Rufus,“ — gewiß nicht ohne Bedeutung ist, so leuchtet daraus hervor, daß die beiden Söhne des Kreuzträgers in den ersten Christengemeinden allbekannte, hervorragende, christliche Männer waren. Und wenn Paulus (Röm. 16, 13) schreibt: „Grüßet Rufus, den Auserwählten in dem Herrn, und seine und meine Mutter,“ so müssen wir nicht nur unwillkürlich an diesen Rufus, des Simons Sohn, denken, sondern wir bekommen zugleich einen Blick in eine Christenfamilie, die durch das Kreuztragen des Vaters hoch gesegnet, göttlich geadelt, ewig berühmt geworden ist. Das Kreuztragen

sollte dem Simon überschwenglich belohnt werden. Ob Simon früher den Herrn gekannt hatte oder nicht, kommt wenig in Betracht. Hier sah und hörte er jedenfalls Dinge, die sein Innerstes erfaßten. Jetzt mußte er sich für den Mann interessieren, dessen Kreuz er auf die Richtstätte zu tragen hatte. An Leuten fehlte es nicht, die ihm nähere Auskunft über den wunderbaren Mann geben konnten. Als aber am Ostermorgen die Kunde von dem Auferstandenen durch die traurigen Kreise der Jünger und Jüngerinnen lief, da wird wohl auch Simon herbeigeeilt sein. Da wird wohl auch er einen freundlichen Blick aus dem verklärten Angesichte dessen empfangen haben, dem er das Kreuz auf den Berg trug. Die Jünger und Jüngerinnen aber insgesamt werden dem Simon mit Rührung gedankt, mit heiligem Weh ihn beneidet haben, daß er gewürdigt war, ihrem Herrn auf seinem Schmerzenswege diese Erquickung zu bieten. Ja, ein Mose und Elias und die Engel des Himmels allzumal werden ihn gesegnet haben für seinen hohen Dienst. Er hat diesen Dienst nicht gesucht; Gott hat ihn ihm aufgenötigt. Er hat ihn dann aber ohne Murren gethan. Und weil es ein Dienst dem Herrn gethan war, darum erntete er irdischen und himmlischen Segen, zeitlichen und ewigen Ruhm.

In diesen Bemerkungen ist auch schon gesagt, was Gott durch diese Begebenheit uns Menschen aller Zeiten sagen will. Jeder wird das Seinige wohl leicht selbst finden. Wir wollen uns daher auf wenige Bemerkungen beschränken.

Wollte Gott durch die Zusammenstellung des Herrn mit Barrabas uns die Bedeutung des Sterbens Christi, seiner Stellvertretung für Sünder, darstellen, so will er uns in dem Kreuztragen des Simon thatsächlich veranschaulichen, was nun ferner jedes Menschen, was besonders eines Jüngers Beruf, Pflicht, ja was seine Herrlichkeit und sein Glück ist: — das Kreuztragen. „Will mir jemand nachfolgen, der

nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Seitdem der Sohn Gottes das Kreuz getragen, ist es nicht nur das Zeichen der Ehre und des Segens im Reiche Gottes, sondern es ist Gottes Wille und Wohlgefallen, daß alle, die ihm angehören wollen, den Weg des Sohnes, d. h. des Kreuzes gehen sollen. Der Kreuzesweg ist der Weg zum Himmelreich. Wer sich das Kreuz nicht gefallen läßt, „ist meiner nicht wert,“ sagt der Herr. Freilich wäre uns Jesu Kreuz, so wie es dort Simon tragen mußte, heute eine Freude. Tausende aus jedem Stande würden mit Liebe das Holz dem Herrn eine Strecke weit nachtragen. Jetzt ist ja das Kreuz das Ehrenzeichen, das Siegespanier auf Erden geworden. Auf tausendmal tausend Kirchen und in unzähligen Herzen prangt es. Könige würden sich freudig unter die Last beugen. Doch das ist nicht mehr möglich; es ist geschehen, einmal für immer geschehen. Und Simon war der einzige Auserwählte, dem Gott diese hohe Ehre bescherte. Deswegen sollen wir aber nicht verkürzt werden. Wer Christum liebt und ihm dienen will, bekommt gleichwohl ein Kreuz zu tragen. Unser Gott hat ein reiches Arsenal von Kreuzen. Er hat für jeden eins.

Es versteht sich von selbst, daß unter allen Kreuzen das obenan steht, das wir um Christi willen leiden. „Alle die gottselig leben wollen, müssen Verfolgung leiden.“ Doch ist das nicht allein gemeint. Der Herr hat ja auch nie gesagt: „Wer nicht mein Kreuz auf sich nimmt, sondern wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, kann nicht mein Jünger sein.“ Warum? Nun weil Christus kein eigenes Kreuz hat. Sein Kreuz war unser Kreuz. Um unser Kreuz handelt es sich überall. Wir sollen unser Kreuz auf uns nehmen, ihm nicht auszuweichen oder zu entlaufen suchen. Wir sollen es ihm nachtragen, ihm damit nachfolgen. Wohin? Auf Golgatha! Dort ist und bleibt der Wallfahrtsort des Kreuzes und der rechten Kreuzträger. Dort werden sie geheiligt, gesegnet. Wer sein Kreuz dorthin trägt, der erfüllt den Zweck,

um dessen willen Gott es auflegt. Dort darf man um Abnahme bitten.

Der Herr fragt uns nicht, wann es uns recht sei, ein Kreuz auf uns zu nehmen. Er kommt und legt auf — unverhofft, unerwartet. Er fragt uns nicht, welches Kreuz wir lieber hätten. Er wählt es, und das ist gut. Er will, daß wir des Kreuzes Last fühlen, darum giebt er jedem das, welches ihm am schwersten erscheint.

Das drückendste ist aber vielen Christen das, daß ihr Kreuz so gar nichts Ideales an sich hat, daß es ein so gewöhnliches, ordinäres, oft selbstverschuldetes Kreuz ist. Um Christi willen leiden und dulden, das wäre leichter, da hätte man Trost, Frieden, Segen davon. Aber etwas so ganz Gewöhnliches, Irdisches, Häusliches, Geschäftliches, etwas, das gar keine Beziehung auf Christum und seine Sache hat — das ermüdet so, das zieht so herunter, das ist so trostlos. Doch nur getrost. Was immer es ist, das dich schmerzt, dich drückt, auch wenn es etwas Selbstverschuldetes wäre, es ist eben jetzt dein Kreuz. Nimm es mutig auf. Beuge dich willig und ergeben darunter. Trage es im Aufsehen auf Jesum. Trage es nach Golgatha! Und es wird dir Segen bringen. Auf diesem Wege wirst du eingereiht in die selige Schar der Kreuzträger, die vor dem Throne Gottes stehen und „die alle gekommen sind aus großer Trübsal.“ Glaube fest, daß auf diesem Wege keiner versucht und belastet wird über Vermögen, sondern daß der barmherzige Gott um Christi willen seinem mühseligen und beladenen Kinde Trost, Erquickung und Hilfe bereit hält, und daß es ein seliges Ende nimmt.

---

„Es folgte ihm aber nach ein großer Haufe Volks, und Weiber, die klagten und beweinten ihn. Jesus aber wandte sich um zu ihnen und sprach: „Ihr Töchter von



Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über euere Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren (die Kinderlosen). Dann werden sie anfangen zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Decket uns! Denn so man das thut am grünen Holze, was will am dürren werden?"

Dieses ergreifende Wort des Herrn an die weinenden Frauen „läßt nochmals das Licht seiner himmlischen Größe weithin durch die dunkeln Nebel seines Kreuzesweges hindurchstrahlen. In einer Stunde, in der alles auf ihn einbringt und er alle Veranlassung hätte, nur an sein eigenes Leid zu denken, vergißt er dies gänzlich, um sich nur mit der Rettung von Menschen zu beschäftigen. Während die Gegenwart mit ihrer ganzen Wucht auf ihm lastet, steht die Zukunft hell und klar vor seinem Geiste und erblickt sein Auge schon den Tag, der ganz andere Thränen auspressen wird. Kein Wort der Bitterkeit gegen seine Beleidiger mischt sich in die Töne der Liebe und des Mitleids. Selbst das Schicksal der Kinder, über welche die eigenen Väter den Fluch so rucklos herabgerufen, geht ihm zu Herzen, und, als wäre sein eigener Kampf schon überstanden, will er nur Thränen über Jerusalem's Los geweint sehen.“ Das Wort: „So man das thut am grünen Holze,“ in dieser Stunde und in dieser Situation gesprochen, gehört zu den erhabensten Selbstzeugnissen über seine Person, und ist von der Apologie bisher nicht genug gewürdigt worden.

Den weinenden Frauen hat man wohl oft Unrecht gethan. Es ist freilich nicht leicht, ihnen die rechte Stelle anzuweisen. Jedenfalls waren es keine Jüngerinnen, wie jene edlen Frauen aus Bethanien und Galiläa, denn für solche hätte das ernste Wort des Herrn doch gewiß nicht gepaßt. Ebensowenig aber waren ihre Thränen bloß oberflächliche Mitleidsbeweise, weiche Nührung, wie sie Frauen leicht jedem

Unglücklichen zollen. Es wurden ja mit dem Herrn noch zwei Unglückliche zur Richtstätte geführt. Der Herr sagte aber nicht, weinet nicht über uns, sondern weinet nicht über mich. Dem Herrn allein galten also ihre Thränen. Sie kannten ihn also doch wohl und wußten, daß er unschuldig verurtheilt wurde, daß er um Wohlthat willen leidet. Was sie aber nicht wußten und nicht ahnten, war das, daß Jerusalem, daß Israel durch diese Blutthat sein eigenes furchtbares Gericht unabwendbar besiegelte. Oft hatte der Herr warnend von diesem Gerichte gesprochen; jetzt warnt er nicht mehr, sondern kündigt es als sicher bevorstehend an. Der Menschen und der Völker Frieden oder Unglück ist bedingt durch ihre Stellung zu ihm.

Doch wie immer jene Frauen zum Herrn standen, welchen Wert auch ihre Thränen haben mochten: sie konnten weder die Bedeutung des Sterbens Christi, noch auch seine Worte so klar verstehen und würdigen, wie wir es jetzt können. Darum wollen wir uns auch weniger mit ihnen, als mit uns selbst beschäftigen.

Und da wollen wir vor allem die Frage hinstellen: Hast du auch schon um den leidenden Heiland geweint? Ich richte diese Frage an Männer und Frauen. Es ist doch etwas Schönes, daß jene Frauen, inmitten der Roheit, die gegen den Herrn wüthete, seinen Schmerzensweg mit Thränen besäten. Sie haben gewiß auch dem Herrn wohlgethan. Jedenfalls ist es mir, als habe der barmherzige Gott dieses aufrichtige Zeichen der Theilnahme nicht ohne Segen für die Frauen lassen können. Vielleicht wurden diese Thränen durch die Antwort, deren der Herr sie würdigte, und unter Gottes Leitung die Ursache zu ihrer, der Frauen, Rettung. Ich fürchte überhaupt weniger für gefühlvolle als für harte Gemüther. Ich glaube, daß eine Thräne der aufrichtigen Rührung bei der Betrachtung von Christi Leiden, auch wenn die Erkenntnis noch mangelhaft ist, auch wenn man noch

nicht über sich zu weinen für nötig hält, nicht ohne Segen bleiben wird. Möchte nur Christi Seiden mehr im ganzen angeschaut werden, es könnte nicht verfehlen, manches kalte, trockene Herz warm und weich zu stimmen, und wem das Herz durch Christum gerührt wird, der wird wohl unter Gottes Beistand bei diesem ersten Schritte nicht stehen bleiben.

Der große Philosoph Leibniz hat jedenfalls Recht, wenn er singt:

Laß die matte Seel' empfinden  
Deiner Liebe süße Glut,  
Wem nicht deines Leidens Glut  
Kann sein kaltes Herz entzünden,  
Jesu, der muß, wie ein Stein,  
Ohne Lieb' und Leben sein!

Freilich dürfen wir auch die Warnung, die in Jesu Wort liegt, nicht übersehen. Rührung allein ist weder der rechte Dank für den Herrn, noch die rechte Frucht seines Leidens für uns. Die Rührung kann der Keim sein, aus dem sich eine edle Frucht entwickelt; sie kann aber auch ein gefährliches Symptom sein. Es fehlt ja nicht an Menschen, die sich rühmen, sie hätten „ein gutes Herz,“ weil sie so leicht gerührt sind. Wie oft aber haben solche Menschen, die sich mit ihrer Herzensgüte trösten, sich etwas darauf zu gute thun, ein recht schwaches, wankelmütiges Herz. Ihre sentimentale Rührung soll Gott als Frömmigkeit, als Herzensgüte hinnehmen. Rührung kann auch der fade Rationalismus mit seinen „Kanzelreden“ und seiner erbärmlichen religiösen Poesie erzeugen. Aufrichtige Bußthränen aber wohl kaum. An diesen aber ist es dem Herrn allein mit uns gelegen. Er hat für uns gelitten, er hat für uns geweint, nun soll sein Seiden für uns uns zur Buße bringen. Wer nicht dahin kommt, mit Petrus bitterlich über sich zu

weinen, der wird auch nichts von dem Trost und Heil erfahren, die uns Christus erworben hat. Er bleibt ein „dürres Holz.“

Von Natur sind wir ja alle „tot in Sünden,“ erstorben dem Leben aus Gott. Aber durch Christi Sterben und Auferstehen ist uns die Möglichkeit geboten, wieder zum Leben zu kommen. Buße und Glauben, Absterben der Sünde und Auferstehen zu einem neuen Leben in Christo, ist der Weg dazu. Durch den Glauben an ihn, der Gottlose gerecht macht, werden wir eingepflanzt in sein Leben, werden Reben an ihm, dem Weinstock. Und „ist jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur (Schöpfung), das Alte ist vergangen, alles ist neu geworden.“ Ohne Buße aber, d. h. ohne Reue und Leidtragen über die Sünde, ohne Glauben an Christi Versöhnung, ohne Christum bleibt der Mensch trotz aller seiner Bildung, seiner Herzensgüte, seiner Nüchternheit, ein dürres Holz, dem der Herr hier und anderwärts im Evangelium ein schreckliches Los angekündigt hat.

## 2. Golgatha.

### a) Die Kreuzigung.

Bergegenwärtigen wir uns im Geiste, ohne viele Worte, was jetzt auf Golgatha geschieht. Angekommen auf dem Hügel, machen sie eilig die Zurüstungen. Das Kreuz wird aufgerichtet und befestigt; die Hämmer, Nägel, Seile werden bereit gelegt. — Eine große Volksmenge füllt den Berg und drängt sich heran, um die entsetzliche That, die sich nun vollziehen soll, mit anzusehen. Der Herr steht ruhig, schweigend da. Ein tiefer Schauer wird wohl auch sein Gemüt durchschauert haben. Was aber mochte in seinem Herzen,

in seinen Gedanken vorgehen? Der 22. Psalm sagt es uns. Aus der Tiefe seines Herzens hat er zum Vater gerufen: „Sei nicht ferne von mir, denn Angst ist nahe, denn es ist hier kein Helfer. Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich umringt; ihren Rachen sperren sie auf wider mich, wie ein brüllender und reißender Löwe.“

„Und sie gaben ihm Myrrhen im Wein zu trinken; da er es aber schmeckte, nahm er es nicht zu sich.“ Es war Sitte, den Verbrechern vor der Hinrichtung einen betäubenden Trank zu reichen, wie heute die Aerzte vor einer schweren Operation den Patienten einschläfern, die Nerven empfindungslos zu machen suchen. Wir wissen nicht, aus welchem Grunde man das that. War es aus Erbarmen für den Leidenden? Ich glaube kaum. Es geschah wohl eher aus Rücksicht für die Leute, welche die schauerliche Arbeit der Annagelung zu verrichten hatten. Mancher Verbrecher wird wohl dabei ein herzerschütterndes Geschrei erhoben, mancher auf den ersten Schlag wie ein Löwe sich gewehrt, mancher sich in der Verzweiflung des Schmerzes wieder losgerissen haben. Und so hat jene unbarmherzige Zeit wohl ein Mittel gesucht, die blutige Arbeit zu erleichtern.

Der Herr nahm es nicht an. Mit vollem, klarem Bewußtsein wollte er den Kelch des Vaters trinken. Kein Tropfen der Bitterkeit sollte unbewußt vorübergehen. Wußte er doch, daß nicht mehr ihn treffen dürfe, als der gerechte Vater als Sühne für die gefallene Welt verordnet hat. Das aber sollte, das aber wollte der Stellvertreter ganz, mit heiliger Anerkennung des gerechten Gerichtes Gottes über die Sünde, tragen. Das ist wichtig für uns. Auch wir sollen das Leiden, das Gott uns auflegt, mit Bewußtsein tragen. Noch heute ist es das böse Mittel, das die Welt den Leidenden anbietet, von ihrem Taumelkelch zu trinken, um den Schmerz zu vergessen, zu vertreiben, zu mindern. Du mußt dich zerstreuen, du mußt dir etwas gönnen, du mußt

nur nicht immer an deine Traurigkeit denken; komm mit uns, mische dich unter die Fröhlichen, geh ins Theater, mach unsere Lustpartie mit, und bald wirst du merken, daß in deiner Traurigkeit viel Einbildung ist. So loßt die Welt. So will sie den Schmerz der Trübsal heilen. Wer kennt nicht die ergreifende Geschichte des englischen Schauspielers Stanley? Er kommt eines Tages leidend zu einem Londoner Arzt. Dieser untersucht ihn und erklärt, körperlich fehle ihm nichts, sein Leiden stecke im Gemüt. Er gab ihm den Rat: Gehen Sie, so oft sie können, ins Theater zu dem großen Schauspieler, der gegenwärtig ganz London lachen macht, dort werden Sie bald Linderung für den Druck ihres Gemüthes finden. Da zog ein bitteres, schmerzliches Lächeln über das Gesicht des Kranken und er antwortete: Der Schauspieler bin ja ich selbst. Stanley fand dann bald den rechten Arzt, den Heiland, und wurde ein edler, frommer Christ. Tausende stehen in der Welt, wie einst Stanley. Tausende finden keine bessere Ratgeber, als jener Arzt einer war. Legt uns Gott ein Leiden auf, so sollen wir es fühlen, und es mit Bewußtsein auf uns nehmen, und vor ihm mit Gebet und Flehen tragen. Dann bringt es zeitlichen und ewigen Segen. „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Es muß eben einst doch etwas über die Maßen Herrliches sein, auf Erden in Christi Gemeinschaft gelitten zu haben. Die Frucht der Trübsal wird über alles Erwarten groß sein.

---

Und nun gehen sie daran, die schaudervollste That auszuführen, die je die Sonne beschienen hat. Sie nehmen den Heiligen Gottes, ziehen ihn am Kreuze empor, binden ihn mit Seilen fest, setzen die großen Nägel an, und nun —



Schlag auf Schlag werden sie durch die Hände und Füße getrieben, daß das Blut weithin spritzt. Dann werden die Seile losgemacht, und der Mann der Schmerzen hängt an vier Nägeln zwischen Himmel und Erde. In Strömen fließt sein Blut am Kreuzesstamme herunter auf die fluchbeladene Erde.

O, stellen wir uns unter dieses Kreuz! Lassen wir dieses Blut über uns fließen! Schauen wir dem leidenden Herrn in sein Angesicht, und hören wir, was der Geist unseres Gottes uns dabei sagt!

O drückten Jesu Todesmienen  
Sich meiner Seel auf ewig ein!  
O möchte stündlich sein Versöhnen  
In meinem Herzen kräftig sein!  
Denn ach, was hab ich ihm zu danken!  
Für meine Sünden floß sein Blut,  
Das heilet mich, den Armen, Kranken,  
Und kommt mir ewiglich zu gut.

Mit heiliger Nüchternheit, ohne Beimischung ihrer eigenen Gefühle und Gedanken, haben die Evangelisten uns die beispiellose Thatsache der Kreuzigung Christi berichtet. „Allda kreuzigten sie ihn.“ Das ist alles, was sie sagen. Darum wollen auch wir hier stille halten, nicht viel darüber reden, sondern in heiliger Beugung unsern blutenden König ansehen. Das wird die beste Erbauung sein. Es giebt ja gewiß auf Erden und im Himmel keine ergreifendere Sprache, als die, die hier gesprochen wird. Wohl jedem, der sie versteht.

---

Man sollte denken, daß der Anblick des stillen, blutenden, heiligen Mannes nun in jedem Menschen, auch in seinen Feinden, eine Regung des Mitleids und der Theilnahme

hätte hervorbringen müssen. Allein die Evangelisten berichten uns etwas anderes. Sie lassen uns einen Blick thun in die Herzen solcher Menschen, die eine vollendete Beute der Macht der Finsternis geworden sind. Ein schauerlicher Abgrund der Verstockung thut sich uns hier auf. — Eine unzählbare Menschenmenge umwoigt den Hügel, steht und sieht zu. Freilich nicht lauter Feinde Christi. Einige edle Frauen, treue Jüngerinnen des Herrn, befinden sich darunter, und benehmen mit ihren Thränen den Berg. Eine Salome, Maria Magdalena und andere sind da. Im besondern aber die Mutter des Herrn, durch deren Seele jezt ein Schwert dringt; gebrochen steht sie an der Seite Johannis, des Freundes Jesu, — und niemand kann das Unbegreifliche fassen. Doch diese Edlen sollten ja bald die Freudenenernte ihrer Thränen sehen dürfen. Aus den Reihen der übrigen aber ertönen Worte des Spottes, des Hohnes, der Lästerung. Alle Klassen beteiligen sich daran. Die Hohenpriester, die Ältesten, die Schriftgelehrten, das Volk, ja selbst einer der hingerichteten Verbrecher. So wird es wohl zu allen Zeiten bleiben. — Der Inhalt ihrer Lasterreden ist besonders wichtig. Was haben sie dem Tiefgehafteten noch zu sagen? Womit können sie ihn noch beschimpfen? Sie müssen in ihren Schmähungen noch unwillkürlich Zeugen seiner Ehre werden. „Andern hat er geholfen, und kann sich selber nicht helfen,“ rufen sie. Ja, er hat andern geholfen. Seine wunderbaren Heilansthaten müssen selbst von seinen erbittertsten Feinden bezeugt und bestätigt werden. Unzähligen Menschen hat er seitdem geholfen, geholfen von der Finsternis zum Licht, vom Tode zum Leben, von der Traurigkeit zur Freude. Ewig wird man ihn dafür loben, womit seine Feinde ihn zu schmähern glaubten. „Er hat Gott vertraut, der helfe ihm nun.“ Ja, er hat Gott vertraut! Wie ein Fels stand er da, als die Bosheit ihn umtobte. Er ist der Anfänger und Vollender des Glaubens. „Er hat gesagt, ich bin Gottes

Sohn.“ Ja, das hat er gesagt! Das wird, so lange die Welt steht, kein Menschenwitz wegdisputieren. Er hat es gesagt und hat es erwiesen, und wird es noch erweisen in majestätischer Art, daß noch alle Thoren seine Macht und Ehre schauen und seine Wahrhaftigkeit werden erkennen müssen.

Denkt man sich mit innerer betender Ruhe hinein in den beispiellosen Vorgang auf Golgatha, wo Himmel und Hölle, Gott und der Teufel, die Heiligkeit und die vollendete Sünde ihre höchste Offenbarung entfalten, so weiß man nicht, was erschütternder ist, dieses Beispiel der Sünde, oder das Beispiel des heiligen Dulders am Kreuze. Vergegenwärtigt man sich die diabolische Freude der Feinde Christi, und hält dagegen Jesu eigenes Wesen, das majestätische Bewußtsein seiner Person, seiner vorweltlichen Herrlichkeit beim Vater, seiner absoluten Bedeutung für die Welt, seiner liebenden Opferthat für eine verlorene Sünderwelt, — und sein Schweigen zu allem, ja seine erbarmende Fürbitte für seine Feinde: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun,“ — so steht „der Geist vor Ehrfurcht still.“ Man kann nur staunen, schweigen, auf die Kniee sinken und anbeten. Man fühlt sich vor Gott, vor dem heiligen, unbegreiflich barmherzigen und geduldigen Gott. Man steht vor dem Geheimnis der Welterlösung, vor dem Geheimnis des Allerheiligsten. Wer diesen Eindruck nicht davonträgt, der hat das Herz nicht auf dem rechten Fleck, der hat den Verstand verwirrt, der hat sein Gewissen gefälscht.

Sollte es nötig sein, hier noch beizufügen, was uns der blutende Heiland auf Golgatha predigt? Jeder wird wohl selbst finden, was hier geboten wird. Nur einige Andeutungen mögen daher noch folgen.

Der Gerichtsernst Gottes über die Sünde ist das erste und ergreifendste, das uns auf Golgatha geoffenbart wird. Wer noch nicht im klaren wäre darüber, wie

ernst es Gott mit der Sünde nimmt, wie unerbittlich der Heilige sie strafen muß, der kann hier zur Erkenntnis kommen. Es ist die Offenbarung des Zornes Gottes über alles ungöttliche Wesen, vollzogen an dem, der für die Gottlosen bezahlen wollte. Hat „Gott seines eingeborenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns dahin gegeben,“ — wohin? nicht nur zu einem Besuche und zu besserer Belehrung auf unserer dunklen Erde, sondern in dieses entsetzliche Gericht, in den Fluch für die Fluchbeladenen, in die Gottverlassenheit, in das Schmecken der Verdammnis der Verdammten; hat er „den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht,“ und solche Fluten des Gerichts über ihn ergehen lassen, so muß es doch etwas furchtbar Ernstes um unsere Sünde sein. Wer angesichts dieses Gerichtes über die Sünde es noch mit der Sünde leicht nehmen kann, dem ist schwer zu helfen, der wird erst zur Erkenntnis des Ernstes kommen, wenn das Gericht des heiligen Gottes sich über ihn selbst zu entladen beginnen wird.

Die Liebe Gottes gegen eine gefallene Welt ist das andere, das uns hier überwältigend entgegentritt. Freilich geht es unter Christi Kreuz und angesichts des Wütens seiner Feinde fast schwer, von Gottes Liebe zu reden. Und doch sagt der Herr selbst im Blick auf diese Stunde: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Er sieht in diesem Walten seines Vaters den Ausdruck des höchsten Liebeserweises Gottes; in sich die höchste Liebesgabe seines Vaters an die Welt; in seinem Tode die höchste Liebesthat für die Seinen. Liebe aber soll Liebe wecken. Das hat sie seit achtzehn Jahrhunderten gethan, nicht an allen Menschen; aber an vielen; an allen, die noch für das Höchste und Größte, für Gottes Liebe ein Verständnis hatten.

Von Golgatha ergoß sich ein Strom der Liebe, wie sie vorher auf Erden unbekannt war. Die Blätter der Geschichte aller Jahrhunderte müssen von ihr Zeugnis geben. Ueber alle Völker schlägt der Strom seine Wellen. Der stumpfe Neger weint Thränen der Liebe unter dem Kreuze, der kühle Eskimo wird warm, der Brahmane, der Chineser, der König und der Tagelöhner, der Philosoph und der Landmann singt mit tiefster Rührung:

Ich bin durch manche Zeiten,  
Wohl gar durch Ewigkeiten  
In meinem Geist gereist;  
Nichts hat mir's Herz genommen,  
Als da ich angekommen  
Auf Golgatha; — Gott sei gepreist!

Alle Länder der Erde sind getränkt von dem Blute solcher Menschen, die, erwärmt von Jesu Liebe, ihr Leben nicht liebten bis in den Tod; die freudig ihr Leben in seinem Dienste hingaben. Möge auch in unserer Zeit und in unsere Herzen die weltüberwindende Liebe Christi wieder reichlich ausgegossen werden. Wir wollen einander zurufen: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!“

Eine Botschaft des Friedens ist's ferner, was uns vom Kreuze Christi entgegenkommt. „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich. Saget ihr, daß ihre Kampfeszeit ein Ende hat, daß ihre Missethat vergeben ist.“ Die Vergebung der Sünde ist das größte Gut auf Erden. Denn wo Vergebung der Sünde ist, da ist Leben und Seligkeit. Nun kann der heilige und gerechte Gott die Sünde erlassen, wegnehmen, bedecken, hinter sich werfen, ihrer nicht mehr gedenken. Denn Christi Blut ist vergossen zur Vergebung der Sünde. Es redet im Heiligtume Gottes bessere Dinge, denn Abels Blut; es schreit um Erbarmen, nicht um Rache. „Ohne

Blutbergießen geschieht keine Erlösung.“ Das Blutbergießen aber ist geschehen. Nun ist der Zugang zur Gnade Gottes offen. Nun ist Vergebung zu haben für jeden reumütigen Sünder und für alle Sünden. „Lasset euch verßöhnen mit Gott.“ „Wer an ihn glaubt, der ist gerecht.“ Das ist jezt die frohe Botſchaft an eine kranke, beſleckte, von Todesfurcht geplagte Menſchheit. Wir wollen uns dieſer herrlichen Botſchaft freuen und ſie hochhalten. Im Glauben an ſie ſtirbt es ſich leicht.

Ach, mein Herr Jeſu, wenn ich dich nicht hätte,  
Und wenn dein Blut nicht für die Sünder red'te,  
Wo ſollt ich Aermſter unter den Elenden  
Mich ſonſt hinwenden?

Eine heilige Mahnung richtet endlich das Kreuz noch an das Volk des Herrn. „Chriſtus iſt darum für alle geſtorben, auf daß die, ſo da leben, hinfort nicht ihnen ſelbſt leben, ſondern dem, der für ſie geſtorben und auferſtanden iſt.“ „Welche Chriſto angehören, die kreuzigen ihr Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden.“ „Ich bin mit Chriſto gekreuzigt.“ Es ſei ferne von mir zu rühmen, denn allein von dem Kreuze unſeres Herrn Jeſu Chriſti, durch welchen mir die Welt gekreuzigt iſt, und ich der Welt.“ „Wir tragen um allezeit das Sterben des Herrn Jeſu an unſerem Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jeſu an unſerem Leibe offenbar werde.“ Mit Chriſto ſterben, mit ihm leben, — darin beſteht das Geheimnis des Chriſtenlebens, und ſeine Herrlichkeit.

#### b) Die Meßſchrift über dem Kreuze.

Es war Sitte, daß den zum Richtplatz Geführten eine Tafel mit der Urſache des Todes angehängt wurde. Bei dem Herrn läßt Pilatus dieſe Tafel über dem Haupte am Kreuze anheften, und ſetzt darauf: „Jeſus von Nazareth, der



König der Juden.“ — Es ist uns nicht möglich, zu erkennen, in welchem Sinne Pilatus diese Ueberschrift wählte. Ich glaube nicht, daß er sie so sagte, um damit die Juden zu höhnen. Ich glaube vielmehr, daß es der Ausdruck seines reagierenden, klagenden Gewissens war. Etwas Hohes, Königliches hat er in Jesu Wesen erkannt. Und da er ihn nicht retten konnte, so mochte es ihm eine Befriedigung gewähren, diesem Gefühle hier nochmals Ausdruck zu geben. Jedenfalls war es so Gottes heilige Fügung. Dieses klare Zeugnis sollte in den damals bekannten Hauptsprachen, der Landessprache, der Sprache der Bildung und der Amtssprache des Reiches, über dem Kreuze stehen. So wollte es Gott. Wunderbar! Wir kommen nicht aus dem Königtum, der Königswürde Jesu heraus. Von allen Seiten, bei allen Gelegenheiten, von seiner Geburt bis zum Kreuze tritt uns immer wieder das große Zeugnis davon entgegen. Vom Himmel her ertönt es, aus dem Kreise der Seinen hören wir es, er selbst erklärt es, und sein Richter, ein Heide, bestätigt es! Seitdem ist es wohl viel bestritten, aber nie widerlegt worden. Ja heute bekennen es unzählige Menschen, in mehr als 200 Sprachen, als das höchste Gut ihres Herzens, als die Freude und die Hoffnung ihres Lebens!

Den Obersten der Juden gefällt natürlich dieses Zeugnis nicht. Sie gehen zu Pilatus und bitten ihn, er möge es ändern und schreiben, „daß er gesagt habe, er sei der Judenkönig.“ Pilatus aber blieb fest und erklärt kurz: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.“ — Ein merkwürdiger Mann ist der Pilatus. So oft er den Mund aufthut, sagt er etwas Bedeutendes, Klassisches, das viel mehr sagt, als er will und weiß. Wir wollen nicht weiter von dem providentiellen Zuge in dieser Sache reden. Wir haben solcher Züge bisher schon viele gesehen und besprochen. Wir wollen nur noch eine praktische Bemerkung aus diesem Worte ziehen.

Ja, Pilatus, was du geschrieben hast, das blieb stehen, das steht noch, das wird geschrieben bleiben in Ewigkeit. Es ist vielleicht das einzig Gute, das du geschrieben hast. Es wird dir nicht vergessen werden. — Es wäre gut, wenn die große Armee der Schriftsteller manchmal über dieses Wort nachdenken würde. Es wird doch etwas über die Maßen Entsetzliches sein, wenn Leute wie ein Voltaire, ein Strauß und andere, die sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, das Evangelium Gottes zu bekämpfen, zu vernichten, — wenn sie in der Ewigkeit sehen, daß das kündlich große Geheimnis, Gott geoffenbaret im Fleische, eine Wahrheit ist, und sie gegen Gott gestritten haben! Wenn sie erkennen müssen, daß nicht nur sie selbst Gottes heiliges Gericht über sich herausgefordert, sondern durch ihre bösen Schriften Tausenden den Glauben der Kindheit geraubt haben! Die meisten Schreiber unserer Zeit werden wohl von der Ewigkeit aus Ursache haben zu wünschen, daß sie nicht geschrieben hätten, was sie geschrieben haben. Wie ganz anders wird doch vom jenseits aus der Wert unseres Thuns, all unseres Thuns, nicht bloß unseres Schreibens, uns erscheinen! Unser Reden und Thun ist eben eine Ausfaat. Und „was der Mensch sät, das wird er ernten.“ Müssen wir einst von jedem unnützen Worte Rechenschaft geben, so werden unsere Worte irgendwo aufgezeichnet sein. Welch eine enorme Schuld wird da manchem entgentreten. Wir wollen nicht warten bis zu dem Tage, „wo die Bücher aufgethan“ werden. Wir wollen, so lange wir noch auf dem Wege sind, dafür Sorge tragen, daß die Handschrift, die wider uns ist, ausgetilgt werde. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, kann allein unsere Schuld tilgen. Es will unsere Schuld tilgen, denn dazu ist es vergossen worden. Wohl allen, die dieses Mittel kennen und benützen.

### c) Die Erbtheilung unter dem Kreuze.

„Die Kriegsknechte aber, da sie Jesum gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Theile, einem jeden Kriegsknecht einen Theil. Der Rock aber war ungenäht, von oben an gewirkt durch und durch. Da sprachen sie: Laßt uns den nicht zerteilen, sondern darum losen, wem er sein soll. Auf daß erfüllet würde die Schrift, die da sagt: Sie haben meine Kleider unter sich geteilet, und haben über meinen Rock das Los geworfen.“ — Eine erschütternde Scene! Als der Ärmste kam der Herr in die Welt, von allem entblößt wird er ausgestoßen. Die Heerscharen des Himmels feiern seine Geburt; aber auf Erden findet sich kein Bettlein, sondern nur eine harte Krippe für das Königskind. Die Himmel sind sein Eigentum, und einige Kleidungsstücke sind sein ganzer Nachlaß beim Scheiden von der Erde! Und dieses wenige fällt nicht den Seinen als theures Andenken zu, sondern Fremde teilen es, — teilen es unter seinem bluttriefenden Kreuze!

Es war das Recht der Kriegsknechte, des Herrn Nachlaß an sich zu nehmen. Die Art aber, wie sie es thun, ist das Erschütternde daran. Nicht nur deswegen, weil sie, ohne es zu ahnen, eine Weissagung erfüllen mußten, in der Gottes Geist schon tausend Jahre vorher diese Stunde gezeichnet hatte, sondern im besondern deswegen, weil diese Menschen in solch weltgeschichtlichem Augenblick, wo der Heilige für die Sündewelt blutet, nichts Besseres zu denken und zu tun wissen, als um das geringe irdische Erbe Jesu zu spielen. Sie haben über den Herrn und von ihm selbst so ergreifende Dinge gehört; sie haben unmittelbar vorher das Hohepriesterwort: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun“ — vernommen. Aber ihr Herz blieb ungerührt; ihre Gedanken blieben auf die zu erbenden Kleider gerichtet!

Wir würden uns aber nicht bei dieser unbegreiflichen Art der Kriegsknechte aufhalten, wenn wir nicht in ihnen die Repräsentanten einer großen Menschenklasse unserer Zeit und aller Zeiten erkennen müßten. Während Sonntag für Sonntag die große, ewige Gottesthat der Welterlösung verkündet wird, während die Glocken von unzähligen Kirchen über Berg und Thal hallen, um die Menschen zum Evangelium des Kreuzes vor Gottes gnädiges Angesicht zu rufen, gehen Scharen von Menschen stumpf dahin und haben nur Gedanken an Spiel, an Erben und Erwerben, an Genießen und Besitzen. Das Kreuz Christi durchzieht die Welt. Bis zu den wildesten Völkern dringt es vor, überwindet, besiegt und beseligt sie. Die „Kinder des Hauses“ aber sitzen unter demselben mit dem Sinn „von Knechten,“ die für das Kindesrecht und Kindeserbe kein Verständnis und kein Verlangen haben!

Unsere Erbschaft von dem Gekreuzigten besteht nicht in jenem Rock, mit dem die katholische Kirche so viel Thorheit beging. Er ist uns aber ein Bild davon. Um einst vor dem heiligen Gott bestehen zu können, bedürfen wir eines weißen Kleides, einer vollkommenen Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, eines hochzeitlichen Kleides (Matth. 22, 11. 12), das uns Berechtigung und Würdigung verleiht, an der Seligkeit des Himmelreiches, an dem Glücke im Hause Gottes als Freunde des Königssohnes Anteil zu nehmen. Und da giebt es im Himmel und auf Erden kein anderes Gewand, als:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,  
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,  
Damit will ich vor Gott bestehn,  
Wann ich zum Himmel werd' eingehn.“

Wir bleiben auf Golgatha, unter dem Kreuze. Dieser Ort ist ja der Lieblingsort geworden für eine „große Schar, welche niemand zählen kann, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen,“ für alle Mühseligen und Beladenen, für alle Bekümmerten und Geängsteten. Dort fanden und finden sie Ruhe für ihre Seelen. Großes und Ergreifendes ist ja dort zu sehen und zu hören während der 6 Stunden, die das Lamm Gottes am Kreuze blutend zubringt. Von alters her hat man die sieben Worte, die der Heiland vom Kreuze herab gesprochen, als die kostbarste Hinterlassenschaft an seine Gemeinde angesehen. Wir wollen in kurzen Zügen dieselben betrachten.

### 5. Der große Hohepriester. (Vater vergieb.)

Luk. 23, 34.

„Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ An sich schon unbeschreiblich schön, gewinnt dieses erste Wort aber himmlische, göttliche Erhabenheit, wenn wir uns vergegenwärtigen, in welchem Augenblick und unter welchen Umständen es gesprochen wurde. Die Kreuzigung ist vollendet. Das Blut des Heiligen strömt zur Erde. Eine unabsehbare Menschenmenge umsteht den Berg und sieht zu. Kein Wort der Teilnahme, des Mitleids, der Rührung, der Protestation wird laut. Im Gegenteil; Hohn, Spott, Lästerung erschallt von allen Seiten! Was geht wohl aber im Herzen des Herrn vor während dieses höllischen Ausbruches? Denkt er wohl an die großen Gerichts-Vorbilder, wie Gott früher die Empörung der Gottlosen gegen seine Knechte gestraft hat? Als die „Rotte Korahs“ sich wider Mose auflehnte, öffnete sich die Erde und verschlang sie. War hier nicht eine ärgere Rotte,

und war hier nicht mehr als Mose? Als einst ein gottloser König den großen Propheten Elias fangen und vernichten lassen wollte, fiel Feuer vom Himmel und fraß die Frevler. War hier nicht ärgere Sünde, und nicht ein Größerer als Elias? War nicht das Maß der Sünde der Feinde des Herrn voll und sie reif zum Gericht? War nicht der Erlösungsplan Gottes, die Kreuzigung seines Sohnes, vollzogen? Was konnte Gottes heiliges Gericht aufhalten, sich sofort furchtbar zu entladen? — Man ist fast versucht zu denken, der Heiland am Kreuze habe einen solchen Gerichtsakt seines Vaters über seine Feinde befürchtet, zumal, wenn man Luk. 13, 6—9 liest und über die drei Jahre nachdenkt, die doch auf nichts anderes, als auf Christi dreijährige Arbeit Bezug haben können. Der Baum Israhel war reif zum Gericht. Der Fürbitte des Herrn allein verdankte er noch eine Gnadenfrist, neues Umgraben und neues Bedüngen. Uebermenschliche Herrlichkeit und unbegreifliches Erbarmen aber offenbart uns des Heilands Wort in dieser Stunde. Unter solchen Schmerzen, unter solch unmenschlichem Haß Gottes Gerechtigkeit nicht nur nicht anrufen, sondern sie vielmehr zurückdrängen, entwaffnend und fürbittend solche Feinde zu schützen, — das ist nicht nur übermenschlich, sondern man müßte fast sagen mehr als göttlich, wenn es uns nicht eben das göttliche Wesen des Herrn in seiner höchsten Offenbarung darstellen würde. Hier erschließt sich uns erst Gottes Herz ganz. Hier erst schauen wir voll die Gottesherrlichkeit des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit. Des Heilands Leben, sein Reden und Handeln, ist herrlich und göttlich. Wer aber sein Wesen ganz kennen lernen, sein Innerstes schauen und verstehen will, der muß unter dem Kreuze weilen, der muß sich in dieses Wort versenken. Wie viel würden wir entbehren, wenn wir dieses Wort nicht hätten! Es ist nicht nur der heilige Schluß eines heiligen Heilandslebens, sondern es ist zugleich ein



Symbol, ein Vorbild, ein Anfang seines Hohepriesterlebens im Himmel. Es öffnet uns das Verständniß für sein Thun in der Herrlichkeit, für sein Thun gegen uns, gegen alle Menschen, auch gegen seine Feinde in unserer Zeit. Von seiner Fürbitte leben sie, leben alle Menschen, leben wir.

Er konnte nur so für seine Feinde beten, mit dieser Fürbitte „der Gerechtigkeit Gottes in den Arm fallen“ und sie entwaffnen, wenn er selbst vorher seinen Beleidigern vergeben, voll und ganz vergeben hatte. Wohl fühlte er tief alle Schmach, allen Haß, alle Lästerung, alle Schmerzen, alle Todesqual, die ihm zugefügt wurde. Aber nicht ein Reges des Unwillens, der Bitterkeit, der Vergeltung gegen seine Feinde durfte in seinem Herzen sich geltend machen. Erbarmen, Vergeben, Fürbitte, Entschuldigung allein bewegte sein Herz. Wahrlich ein großes, unvergleichliches Herz! Er allein durfte nur so beten und für die höchste Sünde, für die entsehrlichste Beleidigung Gottes noch Vergebung erflehen, weil er die Sünde der Welt fühnend trug. Und das Blut, das während seines Gebetes die fluchbeladene Erde feuchtete, wird seine Bitte in des Vaters Herzen ergreifend unterstützt haben. Hier sollten wir, wenn irgendwo, das Wort vom Himmel ertönen hören: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Wohl wird es in diesem Augenblicke auch durch die Himmel erschollen sein. Auf Erden aber hört man es nicht. Der Sohn steht jetzt an der Statt der Sünder im Gericht. Er ist ein Fluch geworden für die Fluchbeladenen. Des Vaters Liebe muß jetzt schweigen. Die richtende Gerechtigkeit hat allein das Wort.

Es ist thöricht, hier die Fürbitte anderer frommer Menschen, eines Abrahams, Mose, Stephanus aufzuführen, um das Einzigartige der Fürbitte Christi zu schmälern, wie man es liebt. Wohl stehen Abraham und Mose groß vor uns, größer als die meisten Menschen nach ihnen. Allein

in Christi Lage waren sie nicht, und hätten seine Probe auch nie bestanden. Des Stephanus Sterben ist ergreifend; allein Jesu Geist, Jesu Leben, Jesu Hoffnung gab ihm die Kraft dazu. Er sah den Himmel offen; Jesus sah ihn verschlossen. Er starb für den Herrn; der Herr starb für die Sünde der Welt. Sein Sterben war Licht, Leben, Seligkeit; Jesu Sterben war Nacht, Tod, Gericht. Ohne Jesum hätte es nie einen Stephanus gegeben. Kein Mensch ist je gestorben und keiner wird sterben, der den verdammenden Zorn Gottes über die Sünde fühlt und fürbittend anderer gedenken könnte. Um eigene Vergebung allein kann ein solcher bitten. Wer fürbittend sterben will, muß Vergebung der Sünde haben. Nur ein versöhntes Herz kann versöhnlich fühlen. Christus starb versöhnlich unter unserer Sünde, mit unserer Sünde, zu unserer Versöhnung, für uns bittend, und hat uns damit den Weg geöffnet und Kraft erworben, seinem Tode ähnlich zu werden.

Vater, vergieb ihnen! — Was wollte diese Bitte erreichen? Vergebung für die Feinde, das ist klar. Aber wie diese Vergebung zu stande kommen sollte und konnte, das ist nicht allen Leuten so klar, wie es manchen scheint. Derjenige wäre im Irrtum, der da meinte, daß auf Christi Fürbitte, die unmöglich ohne Erhörung bleiben konnte, alsbald allen Feinden Jesu die Vergebung auch zugeteilt, sie von ihrer Schuld vor Gott entlastet worden wären. Sie standen nach dieser Bitte keineswegs im weißen Kleide der Gerechtigkeit vor Gott da. Ich erinnere mich wohl noch, wie ein lieber, frommer, schwäbischer Studienfreund mir einst „die Wiederbringung aller Dinge“ mit dieser Fürbitte des Herrn zu erklären suchte. Gelungen ist es ihm nicht. — Wir dürfen nicht vergessen, daß Christi Thun nicht die Wege

Gottes mit den Menschen aufhebt. Seine Fürbitte muß nach Gottes heiliger Ordnung ihre Wirkung thun, und auch erklärt werden. Diese Ordnung aber ist, daß die Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, und dann ihnen geholfen werde. Erkenntnis der Sünde, Reue, Leid, Bekehrung, bußfertige Umkehr zu Gott, Begehren seiner Gnade, Glauben an den, der Gottlose gerecht macht, — das ist der einzige Weg. Diese Ordnung will auch Jesu Fürbitte nicht umgehen. Was aber verlangt sie in dieser Ordnung von Gott? Aufschub des Gerichtes, Gnadenfrist, Raum zur Buße, um auch dieser Starken noch etliche zum Raube zu bekommen. Petrus in seinen Reden an das Volk nach dem Pfingstfeste (Apostelg. Kap. 2 und 3) erklärt nicht nur diesen Gedanken vollständig, sondern er erntet auch die Frucht dieser Fürbitte in den Tausenden, denen sein Wort durchs Herz ging, daß sie fragten: „Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir thun?“ Noch einmal sollte also auch dieser blutdürstigen Menge das Evangelium des Friedens, die Einladung zum Glauben, das Wunder der Auferstehung, das machtvolle Wirken des Geistes Jesu vor die Augen gehalten werden, und erst wer diese Zeugnisse von sich stieße, sollte behalten werden zum Tage des Gerichts. — Wie mancher steht heute noch so da, spottet und schmäheth die Predigt vom Kreuze. Die „Knechte“ wünschten wohl manchmal, daß er „ausgejähet“ würde. Der Herr aber, durch dessen Fürbitte er bleibt, sieht schon den Ort und die Zeit, wo auch er der Uebermacht des Geistes der Gnade erliegt, sich ergiebt, sich bekehrt. Das ist die Geschichte der meisten und oft der größten Leute im Reiche Gottes seit den Tagen des Apostels Paulus. Jesu Fürbitte für seine Feinde ist sein Sieg über sie; Jesu Geduld ist ihre Seligkeit.

---

Der Herr begründet seine Bitte mit dem Worte: „Sie wissen nicht, was sie thun.“ Auch Petrus sagt dem Volke (Apostg. 3, 17): „Ich weiß, daß ihr es in Unwissenheit gethan habt, wie auch euere Obersten.“ Ebenso spricht Paulus (1 Cor. 2, 8), daß wenn sie die verborgene Weisheit Gottes im Ratsschlusse der Erlösung erkannt hätten, „so hätten sie nicht den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt.“

Dieses Wort ist daher ganz besonders wichtig, „weil es uns auf den natürlichen Zusammenhang hinweist, der zwischen der Verzeihlichkeit einer Sünde und der Unwissenheit des Sünders besteht. Es ist hier deutlich ausgesprochen, daß, wenn man vollkommen weiß was man thut, alle Hoffnung auf Vergebung wegfällt, weil die Fähigkeit zu deren Erlangung, Reue und Buße, fehlt. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß beinahe bei jeder Sünde noch ein Minimum von Unwissenheit vorhanden ist, was als Minderung der Schuld angerechnet werden kann. Indessen darf hier vor allem nicht vergessen werden, daß alles, was zur Verkleinerung der Schuld anderer erwogen und angeführt werden muß, darum noch nicht als Deckmantel zur Entschuldigung eigener Sünden dienen kann.“ (v. Dosterzee.) „Wenn dieses Nichtwissen ihre Schuld aufhob, so bedurfte sie nicht der Vergebung; wenn es ihre Schuld nicht verminderte, so konnte die Bitte um Vergebung es nicht als Beweggrund brauchen.“ (Jul. Müller.)

Gewiß ist, daß bei jeder Sünde noch ein gewisser Grad von Unwissenheit unterläuft. Kenneten wir so ganz den heiligen Gott und seinen Ernst wider die Sünde, die hohe Belohnung des treuen Kämpfers im Himmel, so würde der Wandel der meisten ein ganz anderer sein. Auch wenn diese Dinge oft mächtig vor unsern Geist treten, so treten sie uns eben auch wieder zurück und oft gerade dann, wenn wir sie am meisten nötig hätten. Der Herr wird daher auch bei keinem Menschen die „mildernden Umstände“ vergessen.

Gewiß ist aber auch das, daß die Sünden der Unwissenheit doch der Vergebung bedürfen. Das wußte auch schon der Psalmist, der betete: „Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler“ (Ps. 19). „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend“ (Ps. 25). Das sollten besonders viele Christen mehr zu Herzen nehmen. Man schleppt oft alte Untugenden und Unarten mit sich, ohne zu bedenken, daß böse Gewohnheiten, auch wenn sie vor Menschen nicht auffallen, vor Gott uns mißfällig machen. Schon ein rechter irdischer Vater läßt unwürdige Gewohnheiten an seinen Kindern, auch wo sie nicht böse gemeint, mit bösem Sinn verbunden sind, nicht ungerügt durchgehen. Wie viel wird nun allein gesündigt durch Mißbrauch des Namens Gottes vor der Bekehrung und auch noch bei den Bekehrten. Und wie tief steckt allwärts die Gewohnheit, sich über solche Fehler leicht zu trösten damit, daß man es nicht böse gemeint habe.

Gewiß ist endlich bei diesem Worte des Herrn, daß seine Fürbitte eine Grenze hat. Wir wollen uns nicht bei der Frage aufhalten, ob jene Feinde Christi alle, auch die Hohenpriester, unwissend handelten, also in diese Fürbitte eingeschlossen waren. Ich glaube es kaum. Wenn man Matth. 21, 38. 39 und Joh. 8, 41—44 liest, so wird man zu der Ansicht gedrängt, daß manche mit dem Bewußtsein Hand an den Herrn legten, daß er der Sohn, der Erbe war. Jedenfalls wäre es bei ihnen selbstverschuldete Unwissenheit gewesen, wie wir früher schon anführten. Des Herrn Fürbitte blieb ja dann für die meisten Obersten auch ohne Wirkung. Sie blieben gegen die spätere Predigt des Heils ebenso verschlossen und feindlich, wie gegen Jesum selbst. Man sollte es, zumal in unsern Tagen, zwar für unmöglich halten, daß jemand von der Wahrheit des Evangeliums mehr oder weniger überzeugt sein und doch dem Herrn und seiner Sache feindlich gegenüberstehen könnte. Allein die Sache spitzt sich nicht gleich so zu. Es handelt sich nicht gleich um Annehmen

oder Verwerfen des Herrn. Der Betrug der Sünde kommt dazwischen und verlängert den Weg, schwächt den Ernst der Situation ab, und bewirkt langsam das Resultat. Das bewußte Bleiben in einer Sünde, in irgend einer Sünde, wie Judas es that, genügt, einen Menschen zu demselben Ziele zu treiben, und ihn aus der Fürbitte des Herrn endlich auszuschließen. — Läßt sich aber etwas Entseßlicheres denken, als das, von dem Herrn aufgegeben, von dem treuen und barmherzigen Hohenpriester verworfen, und damit aus dem Buche Gottes getilgt, aus seiner Liebe ausgeschlossen, seiner Friedensgedanken unwürdig geachtet zu sein? Hoffnungslos leben! Hoffnungslos sterben! In der Ewigkeit! — Schauerlich! Möchten wir doch bedenken, was zu unserem Frieden dient.

---

Der Herr hat einst den Seinen die Aufgabe gestellt: „Liebet euere Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen, bittet für die, so euch verfolgen.“ Und der Apostel bemerkt dazu: „Er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen; welcher nicht schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt; er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet.“ — In ergreifender Weise, wie nie ein anderer Mensch, hat hier der Herr seine Lehre selbst gelebt. Wir haben schon früher angedeutet, wie schwer auch dem Besten es wird, diesen Worten des Herrn nachzukommen. Seine Entschuldigung: „Sie wissen nicht, was sie thun, — kann auch uns auf den Weg helfen und die schwere Aufgabe erleichtern. Unwissenheit, Unkenntnis unserer Gesinnung ist meistens auch bei den Beleidigungen untermischt, die wir zu erfahren haben. Im rechten Augenblick daran gedenken, hilft über vieles weg und erleichtert manches Schwere. Wir sollten überhaupt von



unserem Herrn lernen, mehr nach mildernden Umständen zu suchen im Beurteilen des Thuns anderer, im besondern, wenn es uns betrifft. Wie oft urtheilt man lieblos über andere Menschen, ohne zu bedenken, was wohl aus uns geworden wäre, wenn wir die Erziehung des andern genossen, seine Versuchungen zu ertragen, seine Umstände zu teilen, überhaupt seinen Lauf von Jugend auf zu durchlaufen gehabt hätten. Möge doch der Herr seinen heiligen, priesterlichen Geist bald reichlicher über seine Gemeinde, über uns ausgießen und uns Herzen voll Demut, voll Geduld, voll Erbarmen, voll Gebet schenken! Dafür aber, daß unsere Feinde sich bekehren, zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, Gotteskinder werden, und damit dann unsere Freunde und Brüder würden, sollte jeder Christ beten können.

#### 4. Der König des Paradieses und der Schächer.

Luk. 32, 39—43.

Eine ergreifende Geschichte steht vor uns, voll Hoheit und Herrlichkeit, voll tiefen Ernstes, voll seligen Trostes. Zwei Verbrecher hängen zur Rechten und Linken des Herrn am Kreuze. So gleich sie einander sind in Bezug auf ihr äußeres, verlorenes Verbrecherleben, so verschieden sind sie von einander in ihrem inneren Herzensgrunde. Den gleichen Verbrechertod sterben sie, und wie verschieden ist doch ihr Ende und ihre Ankunft in der Ewigkeit! Himmel und Hölle, Segen und Fluch, Seligkeit und Verdammnis stellen sie uns wieder vor Augen. Auch ihre Herzen müssen in Christi Gesellschaft sich offenbaren, wie alle die, die Christo nahe kommen. Zugleich müssen sie aber auch des Herrn Herrlichkeit von neuem in überraschender, in königlicher

Weise kund machen. Schauen wir zuerst die beiden Verbrecher an, und dann den Herrn.

„Und einer der Missethäter lästerte ihn und sprach: Bist du Christus, so hilf dir und uns.“ An sich betrachtet, wäre diese Bitte nicht verwerflich. Wer dürfte in solcher Lage nicht um Hilfe flehen? Hat doch einst ein unglücklicher Vater in seinem Schmerze dem Herrn auch in sehr ungeschickter Weise gesagt: „Kannst du aber etwas, so erbarme dich unser und hilf uns“ (Marc. 9, 22). Und dieser Vater erfuhr die Hilfe des barmherzigen Herrn. Allein bei dem Schächer war es eben keine aufrichtige Bitte um Hilfe, sondern, wie der Evangelist berichtet und der Verlauf zeigt, eine Lästerung. Es ist fast unglaublich, daß ein Mensch in solch entsetzlicher Lage, im Angesicht der Ewigkeit, im Stande sein könne, den Herrn, den stillen, fürbittenden Dulder mit Hohn, mit Lästerung zu überschütten. Und doch war es möglich, und doch ist es noch immer möglich. Der Teufel thut eben auch seine Arbeit ganz an den Herzen, die sich ihm überlassen. Wer hört nicht in unserer Zeit wiederholt die gleiche Sprache? Machen die bitteren Früchte eines sündenvollen Lebens sich geltend, bricht Elend und Jammer auf den gottlosen Weltmenschen herein, so ergrimmt er, besonders wenn er Gebet hört, und schreit: Weg mit eurem Christus! weg mit eurem Gott! Ist er da, so soll er uns helfen! Wäre ein Gott da, so müßte er uns helfen! Wer kennt nicht den Hohn, die schauerlichen Lästerungen, die sich unser Gott von einer fleischlichen, dämonischen Menschenklasse gefallen lassen muß! Doch genug. Der Herr schweigt. Auf solches Geschrei hin hilft er nicht. Er verbirgt seine Macht, bleibt stille, läßt sich schmähcn, läßt die Sünde ausreifen und sich vollenden. Er kann warten, seine Sache ist ihm gewiß.

Blicken wir auf den andern Missethäter. Auch sein Herz beschäftigt sich mit dem wunderbaren Leidensgenossen

in der Mitte. Vielleicht hätten wir nie erfahren, was in ihm vorging; aber der rohe Ausbruch seines Unglücksgefährten wird Veranlassung, daß er seine Gedanken offenbart. Eine Geschichte voll seligen Trostes entfaltet sich vor uns. Betrachten wir sie Zug um Zug.

„Da antwortete der andere, strafte ihn und sprach: Und auch du fürchtest dich nicht vor Gott, der du doch in gleichem Gerichte bist?“ — Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, ob über den Prediger oder über den Inhalt seiner Predigt. Genug ist, daß hier ein Mann, der um seiner Missethat willen auf der Richtstatt blutet, dennoch den Mut hat, einem andern eine Strafpredigt zu halten. Das ist ein köstliches Beispiel, das jedem, der sein eigenes Elend tief fühlt, und daher oft nicht wagt den Mund aufzuthun, Mut machen darf. Es gehört ja zum Wunderbarsten in des Herrn Haushalt, daß er nicht durch Engel, sondern durch arme Sünder, denen Erbarmung widerfahren, sein heiliges Reich auf Erden baut. — Gottesfurcht predigt er seinen armen Gefährten. Ueber Mangel an Gottesfurcht straft er ihn. Daß der große Haufe so ohne Scheu, ohne Furcht vor dem Heiligen tobt, ist ihm arg; daß aber sein Unglücksgefährte am Kreuze, im Angesicht des Todes und der Ewigkeit, ein so gottloses Herz offenbart, auch lästert, das kann er nicht ohne Strafe hingehen lassen. — Wer in solcher Lage einen andern über Mangel an Gottesfurcht zu strafen wagt, der muß selbst ein gottesfürchtiges Herz, ja ein großes Maß von Gottesfurcht besitzen. Das scheint freilich ein starker Widerspruch zu sein: Ein gottesfürchtiger Mensch als Verbrecher auf der Richtstätte! Und dennoch. Ich denke mir, daß eben seine Gottesfurcht seine Rettung wurde. Eine fromme, israelitische Mutter hat wohl frühe den Samen der Gottesfurcht in sein Herz gepflanzt. Der Teufel freilich säte, wie immer, Unkraut dazwischen, das aus Mangel an fernerer Herzenspflege die

Ueberhand bekam, den Armen in die Schlingen der Versuchung führte und zu diesem Falle brachte. Als die äußeren Folgen der Sünde aber in Gefängnis und Verurteilung zum Tode ihm erschütternd zeigten, daß „die Sünde der Leute Verderben ist,“ da wird auch durch Gottes Geist das heilige Erbe der Kindheit sich wieder im Herzen geltend gemacht haben. Die Wände seines Gefängnisses hätten uns wohl eine ergreifende Geschichte von ihm, von Wehmut und Leid, von Reue und Buße, von Selbstanklage und Gebet erzählen können! Vielleicht war der 51. Psalm seine Leuchte und sein Anker in diesen dunkeln Stunden. Er sollte nicht zu Schanden werden! — Möchte doch in unserem Volke, in unsern Familien, in unsern Schulen die Gottesfurcht, die heilige Ehrfurcht vor dem heiligen, allwissenden Gott wieder mehr Boden gewinnen! Wohl kann auch sie von dem Strom der Sünde und den Anläufen der Versuchung einmal überstürmt werden; aber sie wird der Anker bleiben, an dem sich der Gefallene wieder emporwindet zu seinem Gott, zum Heile in Christo Jesu. Der Gottlose verhärtet sich unter den Folgen der Sünde; der Gottesfürchtige aber wird sich darunter bekehren.

Diesem Straf Worte an seinen gottlosen Gefährten folgt ein demütiges Bekenntnis seiner Schuld, eine Anerkennung des gerechten Gerichtes Gottes. „Wir sind billig darinnen (im Gericht), denn wir empfangen, was unsere Thaten wert sind.“ Wahrlich, es muß viel in diesem Herzen vorgegangen sein, bis es so weit kam. Wer unter so fürchterlichen Schmerzen, in solcher Lage, unter langsamem Todeskampfe nicht nur nicht klagt, sondern die entsetzliche Strafe billig findet, als verdient erachtet, der muß einen tiefen Eindruck von seiner Sünde, eine überwältigende Erkenntnis seiner Schuld haben. Es möchte wohl wenig Menschen geben, die in gleicher Lage heute nicht finden würden, ihre Strafe sei doch zu hart und grausam. Da nun Erkenntnis und Bekenntnis der Sünde der erste Schritt, die

Grundlage der Befehrung ist, so dürfen wir sagen, daß diese Befehrung des Schächers eine tiefe, eine mustergültige war. Und da nach der Grundlage sich gewöhnlich das Weitere gestaltet, so wäre zu wünschen, daß unsere Christen im allgemeinen eine tiefere Sündenerkenntnis haben möchten. Es giebt doch viele sehr oberflächliche Befehrungen. Die Sprache Kanaans ist bald gelernt, und damit begnügen sich so viele Christen. Die traurige Oberflächlichkeit und Kraftlosigkeit dieser Christen hat aber eben ihren Grund in dem Mangel an wirklicher Sündenerkenntnis, am Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit, und daher im Mangel an Buße, am Gebet, am Anziehen der Kräfte der zukünftigen Welt.

Ein mutiges Zeugnis für Christi Unschuld ist das weitere, das wir von dem Schächer hören. „Dieser aber hat nichts Unrechtes gethan.“ Es muß „unser tiefstes Staunen erregen, daß Gott in einem Augenblick, wo sich buchstäblich alle Stimmen gegen Jesum erheben und nicht ein Freundeswort zu seinen Gunsten laut wird, einen Zeugen der fleckenlosen Unschuld des Heilandes von einem der Kreuze neben ihm auftreten läßt. Dieser Mörder ist der letzte, der vor Jesu Tode ein Zeugnis zu dessen Ehre ablegt.“ Das soll ihm nicht vergessen werden auf Erden; das wird ihm im Himmel nicht vergessen sein. Woher aber kennt er den Herrn so genau? Die Geschichte schweigt darüber. Dennoch dürfen wir uns unsere Gedanken darüber machen. Die Kunde von Christi Werken drang einst in das Gefängnis Johannis des Täufers. Sollte Gott, der aus diesem bußfertigen Schächer ein Denkmal seines Erbarmens machen und ihn seinem eingebornen Sohne in seinem tiefsten Leiden zum Trost setzen wollte, nicht dafür gesorgt haben, daß auch in seine wohl lange Kerkerhaft die Kunde von dem herrlichen Thun des Herrn, wie es das ganze Land erfüllte, gedrungen ist? Wir können uns denken, wie er sie aufgenommen haben wird. Als ihm aber vor des Pilatus Palast das Kreuz auf-

geladen wurde, hatte er wohl reiche Gelegenheit, nicht nur die Anklagen der Feinde gegen den Herrn, daß er sage, er sei Gottes Sohn, sondern auch die Zeugnisse des Pilatus von seiner Unschuld zu vernehmen. Wie wird er da den Herrn angeschaut und beobachtet haben! Auf dem Wege hörte er das ergreifende Wort des Herrn an Jerusalems Töchter, in dem sich der Herr das grüne Holz nannte und für seine Verwerfung das Gericht über Jerusalem ankündigte. Keinem wird wohl dieses Wort tiefer ins Herz gedrungen sein, als diesem Schächer. Auf Golgatha hört er alle die Lästerungen, die eben so viele Zeugnisse für dieses wunderbaren Mannes Herrlichkeit waren. Und endlich hört er vom Kreuze herab des Herrn heilige, erschütternde Fürbitte für seine Feinde, für solche Feinde. Sollten da nicht die Weissagungsbilder des alten Testaments vom leidenden Messias vor seinen Geist getreten sein? Schaut ein Sterbender, ein bußfertig Sterbender schon alles anders, tiefer, wahrer an, sollte da Gottes Geist nicht besonders in seinem Herzen geschäftig gewesen sein und in kurzer Zeit zur Reise gebracht haben, was im zerstreuten Leben nur langsam zu stande kommt? Wohl mochte seine Kenntniss eine noch mangelhafte gewesen sein. Er hat aber das wenige treu benützt, und fand darin sein Heil. Und damit ist er für uns ein beschämendes Vorbild. Wie viel mehr wissen doch wir vom Herrn. Sein Sterben um unserer Sünde willen, seine Auferstehung zu unserer Gerechtigkeit, sein Thronen zur Rechten Gottes, das Bauen seines Reiches unter allen Völkern, Gotteskindschaft und ewige Herrlichkeit durch ihn sind jetzt Dinge, die jeder Konfirmand kennt. Wie wenige Menschen aber achten ihren Wert und benützen sie zu ihrem Heile! Der Schächer stieß sich nicht an dem Kreuze, obwohl es nur von Schmach bedeckt war. Jetzt ist das Kreuz das Ehrenzeichen der Völker geworden, — und die meisten gehen kalt daran vorbei!



Endlich wagt der Arme eine schüchterne Bitte an den Herrn selbst. Nicht nur von ihm, sondern zu ihm selbst muß er noch ein Wort reden. Hier bricht nun auch sein Glaube in siegendem Glanze hervor. „Herr, gedenke an mich, wenn du in deinem Reiche kommst.“ Diese Bitte ist „gewiß eine der kühnsten und überraschendsten, welche je ausgesprochen wurden. Ein gekreuzigter Missethäter, der erste, welcher den tiefen Sinn der Ueberschrift über dem Kreuze völlig verstanden hat und der der Herold der Königswürde des Herrn in demselben Augenblick wird, in welchem die Messias Hoffnung der Apostel selbst aufs tiefste erschüttert wurde! — Fürwahr, einer der glänzendsten Lichtpunkte in den letzten Lebensstunden des Herrn.“ „Wie kurz auch das Wort des Schächers gewesen, so fehlt doch nichts an demselben, was zu den unveränderlichen Erfordernissen einer wahrhaftigen Bekehrung gehört. Schuldgefühl, Sündenbekenntnis, einfältiger Glaube, thätige Liebe, bittende Hoffnung, — alle diese Früchte von dem Baume des neuen Lebens sehen wir hier während weniger Augenblicke heranreifen“. (v. Dosterzee.)

Die Bitte des Schächers giebt vor allem dem Bewußtsein Ausdruck, nicht nur, daß es eine unsichtbare, ewige Welt, ein Himmelreich giebt, sondern daß der Mann neben ihm am Kreuze der Herr, der König dieses Reiches ist, von dessen Willen dort alles abhängt, der dort in souveräner Weise die Lose verteilt. Danach gestaltet sich nun der Inhalt seiner Bitte. Voll tiefer Demut, im Bewußtsein seiner gänzlichen Unwürdigkeit begehrt er nichts, als ein barmherziges Andenken des Herrn. Gedachte er wohl an das Wort des Psalmisten: „Ich will lieber die Thüre hüten im Hause meines Gottes, als lange wohnen in der Gottlosen Hütten“? Jedenfalls wußte er, daß er dem Herrn vertrauensvoll sein Los in der Ewigkeit überlassen durfte; daß, in seinem Andenken angeschrieben sein, genüge, ihn in der andern Welt zu

bergen und zu schützen. Und das war ihm genug. Mehr begehrte er nicht, aber das begehrte er mit Inbrunst. Darin suchte er sein höchstes Glück in der Ewigkeit. Wahrlich, man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die tiefe Demut seines Herzens, oder sein kindliches Vertrauen in den Herrn. — Wer so stirbt, der stirbt wohl!

Die zwei Schächer auf Golgatha zu beiden Seiten des Herrn sind jedenfalls providentielle Gestalten, denn sie sind in eminenter Weise vorbildlich. Sie stellen in erschütternder Art die Scheidung dar, welche das Kreuz Christi unter den Menschen vollzieht. Zwei Klassen von Menschen gehen über die Erde: solche, die zum ewigen Leben gelangen, und solche, die zur Verdammnis fahren. Nicht die Sünde scheidet sie. In Bezug auf diese bildet die Menschheit nur eine Klasse. Alle sind Sünder. Nur dem Grade der Verschuldung nach sind sie verschieden. Golgatha aber scheidet die Menschen in bußfertige, nach Erlösung und Heil dürstende, im Glauben Rettung findende, — und in unbußfertige, in ihrer Schuld sterbende Sünder. Wo immer die Predigt vom Kreuze hindringt, wird sie dasselbe Resultat erzeugen, das wir bei der Kreuzigung Christi in den zwei Schächern vor uns sehen, wenn auch die Wirkung nicht immer gleich so ausgesprochen zu Tage tritt. Seit Christus zur Vergebung der Sünde sein Blut vergossen hat, kann nicht mehr die Sünde, sondern nur die Unbußfertigkeit verdammen.

---

Unbeschreiblich schön ist aber die Antwort des Herrn an diesen Väter. Wenn alles ringsum schmäh't und lästert, so hat der Herr nicht ein Wort der Erwiderung. Wenn aber ein bußfertiger Sünder zu ihm fleht, da läßt er nicht einen Augenblick auf Antwort warten! O möchten wir doch das barmherzige Herz unseres Herrn mehr kennen und die ein-

fache Kunst des demütigen und glaubensvollen Gebetes besser üben lernen! Es ist unmöglich, all den Trost zu begreifen, der aus diesem Worte für jeden mühseligen Erdenwanderer quillt. Hier liegt das ganze Evangelium im kleinen vor uns. Alle Gottesverheißungen fließen hier in einen einzigen, seligen Lichtstrahl zusammen.

Der Herr nimmt nicht nur in dieser Lage am Kreuze die göttliche Huldigung des Schächers als etwas Natürliches, der Ordnung Gemäßes an, sondern zeigt ihm sofort, daß der hohe Flug seines Glaubens keine Verirrung sei. Viel Höheres, viel Größeres als er hofft und begehrt, bietet ihm der Herr in seiner herrlichen Antwort. „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Ein Undenken beehrte er, — und der Herr verheißt ihm seine bleibende Gemeinschaft. Wann der Herr einst in seinem Reiche erscheinen wird, möchte er nicht vergessen sein, — und der Herr nimmt ihn noch heute in seinen königlichen Schut. Ein Plätzlein in seinem Reiche, von dem er wohl sehr unklare Begriffe hatte, begehrt er, — und der Herr öffnet ihm die Thore des Paradieses! Diese alles Hoffen übersteigenden Zusagen werden die letzten schweren Stunden des armen Schächers mit süßem Himmelstroft verklärt haben. Wohl hatte er sein schmerzvolles Leiden zu Ende zu tragen, aber der Stachel war abgebrochen. Gottes Frieden ergoß sich in sein Herz, selige Hoffnung erleuchtete seine Dunkelheit, des Herrn Leidensgemeinschaft linderte seine Schmerzen, des Herrn gnadenvolle Nähe war sein Stecken- und Stab. „Selig sind, die in dem Herrn sterben, von nun an.“

Es ist etwas köstliches zu wissen, daß wir einen Herrn haben, der überschwenglich thun kann über alles, was wir bitten oder verstehen. „Sünder lossprechen, arme Schächer zu Kindern Gottes machen, die Angst des Todes und Gerichtes von gläubigen Seelen wegnehmen, Sterbende mit süßem Himmelstroft und Hoffnung des ewigen Lebens erquicken,

den Himmel aufschließen für die, die an ihn glauben: das ist das königliche Vorrecht des Gekreuzigten, das er mit seinem Blute sich erworben, das er an viel tausend Seelen seither ausgeübt hat."

Noch stehen die Thore des Paradieses, dieser ewigen Heimat der Menschen, offen für alle, „die durch ihn zu Gott kommen.“ Der Weg dazu ist so einfach und leicht, „daß auch die Thoren, die Einfältigen, nicht irren können,“ wenn sie ihn suchen. Ist ein Mörder am Kreuze der erste gewesen, der ihn fand, ihn ging, so darf sich niemand beklagen, Gott mache uns das Seligwerden schwer.

## 5. Das Vermächtnis der Liebe.

Joh. 19, 25—27.

„Es standen aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter, und die Schwester seiner Mutter (Salome); Maria, des Kleophas Weib, und Maria die Magdalenerin. Jesus nun, da er sah die Mutter und den Jünger, den er lieb hatte, dabei stehen, sagt zu seiner Mutter: Weib, siehe da, dein Sohn! Darauf sagt er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von derselben Stunde an nahm sie der Jünger zu sich in sein Heimwesen (εις τὰ ἑδία).“

### a) Siehe, das ist dein Sohn.

Das erste Wort vom Kreuze galt den Feinden, das zweite einem bußfertigen Sünder, das dritte ist für die trauernde Mutter bestimmt. Erst die folgenden betreffen dann den Herrn selbst und die große Sache, die er vertritt. — Es ist ein Bild der ergreifendsten Liebe, das sich jetzt vor unser Auge stellt. „Die Schafe der Herde“ haben sich zer-

streut, — doch nicht alle. Einige Frauen, von denen man es hätte am wenigsten erwarten sollen, und ein Jüngling, wohl der jüngste unter den Aposteln, stehen auf Golgatha. Johannes, der Jünger der Liebe, kann seinen Herrn nicht verlassen; von Station zu Station begleitet er ihn. Er muß alles miterleben, mitfühlen, was sein Herr erduldet. Wohl wird er je und je hingeeilt sein nach dem Hause, wo die edlen Jüngerinnen weinten, zitterten und hofften, und wird ihnen von dem Gang der Sache berichtet haben. Als aber das ungerechte Urtheil gefällt war und er dem armen Häuflein die Abführung des Herrn zur Kreuzigung melden mußte, da hielt sie keine Macht mehr zurück, da durfte Johannes nicht allein wieder fortheilen, er mußte sie mitnehmen, sie mußten sich selbst überzeugen, es war zu unglaublich. Ueberwältigt, gebrochen von Weh und Schmerz zieht das Häuflein durch die leeren Straßen Jerusalems dem schauerlichen Zuge nach, der sich nach Golgatha bewegt. Alle Gefahr vergebend, drängen sie sich durch die dichte Menge, an einen Ort, wo sie zuerst von ferne alles überschauen und mit ansehen können. Hofften sie wohl in der letzten Stunde noch auf eine Offenbarung der Macht und Herrlichkeit ihres Herrn zur Vereitlung des bösen Planes der Feinde? Sie hätten vergeblich gehofft. Sie müssen alsbald mit ansehen, wie er sich erhöhen und ans Kreuz schlagen läßt, ohne ein Wort zu reden, ohne die Hand zu rühren zu seiner Rettung.

Wer aber kann den Schmerz ermessen, der hier Maria, die schmerzreiche Mutter traf? Jeder Hammer Schlag war wie ein Todesstreich auf ihr Herz, jeder Nagel ein Schwert, das durch ihre Seele drang. Wir müssen uns wundern, daß die edlen Frauen überhaupt den furchtbaren Anblick ertrugen, daß sie nicht laut aufschrieten, im besondern, daß Maria nicht völlig zusammenbrach und dem Schmerz erlag. Es war Gottes barmherzige Hand, die sie stützte und stärkte.

Die Mutterliebe ist das edelste, beste, tiefste, mächtigste, was es auf Erden giebt. Darum greift sie Gott selbst heraus, um sie mit seiner Liebe in Vergleich zu stellen (Jes. 49, 15). Jede Mutter liebt ihr Kind. Freilich hat die Sünde auch dieses edelste Gebiet im Menschenleben nicht verschont. Allein auch eine arge Mutter müßte noch Erbarmen haben mit einem bösen Kinde, wenn sie es in solcher Lage vor Augen sähe. Da nun gewiß Maria die edelste aller Mütter war, weil sie die Pflegerin des göttlichen Kindes werden durfte, und da der Herr das edelste Kind war, das je eine Mutter hütete und pflegte auf Erden, so läßt sich kaum ermessen, wie heilig, wie innig tief das Verhältniß gewesen sein muß, das diese Mutter an ihren Sohn band. Er war ihr ja nicht nur das herrliche Kind ohne gleichen, und sie nicht nur die glückselige, gebenedeite Mutter, die gewiß ihr Mutterglück oft überwältigend fühlte, sondern er war ihr mehr als ein Sohn, — er war ihr zugleich die Erfüllung aller Gottesverheißung, die Antwort auf ihren Glauben, die Hoffnung ihres Lebens, die Herrlichkeit ihres Volkes, der Segen der Welt. Und nun sollte sie ihn verlieren, ihn auf so entsetzliche Weise morden sehen!

Allerdings sollte man annehmen dürfen, daß sie, die sonst seine „Worte behielt und im Herzen bewegte,“ auch die Vorverkündigung von seinem Leiden und Auferstehen am besten gefaßt und verstanden hätte. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß wohl auch sie, wie die besten Israeliten, in dem Wahne befangen war, der Herr müsse das Messiasreich alsbald aufrichten, ohne durch Leiden und Sterben zu gehen. „Wir aber hofften, er werde Israel erlösen;“ — das war der begeisterte Glaube aller seiner Jünger und Jüngerinnen. In die Hoffnungslosigkeit aller bei dem unbegreiflichen Ausgange des Lebens Jesu, mischte sich aber bei Maria noch der Schmerz um den Verlust des Sohnes, eines solchen Sohnes, und das unbeschreibliche Weh der Mutter-



Liebe, die ihr Kind am Kreuze unschuldig bluten sehen muß, ohne helfen zu können. Nie hat wohl eine Mutter Schmerzlicheres um ein Kind empfunden, als Maria dort auf Golgatha.

Die schauerliche Arbeit der Kreuzigung ist zu Ende. Auch der Sturm der Lästerungen hat sich etwas gelegt. Die Feinde entfernen sich vom Kreuze, andere Menschen, wohl auch die weinenden Töchter Jerusalems, drängen sich in die Nähe. Da naht auch Johannes mit den schluchzenden, wimmernden Frauen. Bei dem Kreuze stellen sie sich auf. Thränenvoll erheben sie den Blick zu ihm hinauf. Sie müssen ihm ins Angesicht schauen, sie müssen noch von ihm einen Blick empfangen, noch ein Wort aus seinem Munde hören, ein Wort, das ihnen gelte. Sie können nicht reden. Ihre Herzen sind zu voll, zu erschüttert, zu verwirrt. Es ist auch nicht nötig. Er kennt sie ja, ihre Herzen, ihre Liebe, ihren Schmerz.

Mit göttlichem Erbarmen läßt er seinen Blick auf dem armen Häuflein, im besondern auf dem thränenvollen Angesicht der Mutter ruhen. Dann öffnet er den Mund und spricht zu ihr: „Weib, siehe, das ist dein Sohn.“ Und auf den Jünger der Liebe blickend: „Das ist deine Mutter!“ —

Nicht einsam, nicht hilflos, nicht verlassen soll die edle Hüterin seiner Kindheit bleiben. Ihn selbst muß sie zwar als Sohn aufgeben. Er gehört nun der Menschheit an. Aber deshalb soll sie nicht ohne Stütze, ohne Hilfe, ohne Trost, ohne Sohn ihre letzten Jahre bleiben. Ein Herz hat sich Christus erworben, über das er, wie über kein anderes, verfügen darf, und das wie kein anderes dem seinen nahe stand, — dieses Freundesherz vermacht er ihr. Es soll, es wird auf Erden seine Stelle bei der Mutter ersetzen. Was für dieses Leben der Sohn der Mutter sein könnte, das wird ihr sein Johannes sein. Er stand ja auch allein in

dieser schwersten Stunde ihres Lebens als ihre Stütze neben ihr. So sollte er nun fortan neben ihr stehen. Einen solchen Sohn bedurfte Maria, wie der war, der bisher als Freund den Herrn erquickte. Der Freund Jesu eignete sich allein zum Sohneserfatz bei Maria.

„Und von Stund an nahm sie der Jünger zu sich.“ Mit der ganzen freudigen Innigkeit, die den Jünger der Liebe kennzeichnet, nimmt er das teure Vermächtnis seines Herrn an. Nicht eine schwere, verantwortungsvolle Pflicht, sondern ein heiliges Privilegium ist ihm der Auftrag seines sterbenden Herrn. So hohes Vertrauen sein Herr ihm damit beweist, so liebevoll, dankbar nimmt er es an, führt Maria in sein Haus und pflegt sie mit heiliger Sohnesliebe bis an ihr Ende.

---

Wie lieblich und trostvoll wäre das Bild, auch wenn wir hier abbrechen würden! Allein wir dürfen es nicht. Wir müssen hier noch einige Worte anreihen. Der Herr hat einst das ebenso ernste als tröstliche Wort ausgesprochen: „Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter“ (Matth. 12, 46—50). Welch ein Himmelstrost thut sich uns hier auf! Hat der Herr einst in den bangen Stunden am Kreuze, wo die Qualen der Kreuzigung durch den ganzen Leib zuckten, wo Tropfen um Tropfen sein Blut zerrann, nicht nur ein Gnadentrost für einen reumütigen Schächer, sondern noch Worte liebevoller Versorgung für die leibliche Mutter gehabt: wie könnte jetzt, nach seiner herrlichen Erhöhung zur Rechten des Vaters, irgend ein Glied seiner Familie auf

Erden, ein gläubiger Bruder, eine fromme Schwester, eine betende Mutter sich verlassen, sich von ihm vergessen glauben? Es ist ein Trostwort, ein Versorgungswort, nicht an einen Sünder, nicht für die Ewigkeit, sondern für dieses Leben, für unsere Pilgerreise bestimmt, für unsere Erden sorgen berechnet. Es ist ein Wort für Witwen, für Einsame, für Schutzlose aller Art.

Wo also ein Gotteskind einsam seine Straße zieht, sich heimatlos, verwaist, schutzlos fühlt in einer argen Welt, — das komme, das stelle sich zu Maria unter das Kreuz, das hebe sein trauriges Angesicht auf zu dem erbarmungsreichen Herrn. Er kennt dein Herz, er versteht dein Leid, er sieht dein Bedürfnis. Er wird dich versorgen über all dein Erwarten. Es fehlt ihm nicht an einem Johannes, dem er dich befehlen kann. Er hat Mittel und Wege die Fülle: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“

Noch mehr. Du hast jemand zu versorgen, einen Vater, eine Mutter, Geschwister, oder Weib und Kinder. Du fühlst die ganze Verantwortung deiner Aufgabe, und die gänzliche Unzulänglichkeit deiner Kraft und deiner Mittel. Was soll in dieser selbstsüchtigen Welt aus den Seelen werden, die dir Gott zur Versorgung anvertraut hat? Was kannst du thun zu ihrer Sicherung in der Welt? Was zu ihrer inneren, geistigen Leitung, Bewahrung und Rettung? Wie viele Krankenlager, wie viele Sterbebetten werden durch ähnliche Gedanken noch umnachtet und erschwert und das nicht bei den schlechtesten Menschen, sondern bei gewissenhaften. Wohlan, nach Golgatha, unter das Kreuz! vor den Thron unseres Königs im Allerheiligsten! Er ist ein barmherziger Hoherpriester, der unsere Sorgen kennt, und den das Große nicht hindert, des Kleinen und Geringen zu gedenken. Er hat Trost, Hilfe, Rettung für jeden, der ihm seinen Kummer bringt. Es fehlt ihm nicht an einem Johannes, der deine Mutter, deine Schwester, dein Kind versorgen kann. Mögen

wir nur mehr und mehr das als das wichtigste in unserm Leben erkennen, daß wir selbst ihm angehören, seine Brüder und Schwestern seien, ganz, rückhaltslos. Dann dürfen wir auch getrost sein über unser eigenes Los, sowie über das Los derer, die uns am Herzen liegen. Der treue und barmherzige Herr wird alles wohl machen.

Aber auch den Johannes mit seinem herrlichen Thun dürfen wir nicht vergessen. Er war noch ein Jüngling voll Leben, voll Mut, voll Kraft, voll hoher Gedanken. Aber all seine Begeisterung ging auf den Herrn und sein Reich. Seine höchste Ehre fand er darin, des Herrn Freund und der Mutter Jesu Sohn und Pfleger sein zu dürfen, weil so sein Herr es wünschte. Es ist ein unbeschreiblich schönes Bild, sich den Jüngling 11 Jahre lang um die Mutter Jesu zu denken, und alle Liebe seines reichen Herzens ihr widmend! O möchten doch unsere christlichen Jünglinge, und auch die Jungfrauen, in dieses Bild sich vertiefen, bei Johannes in die Schule gehen! Was ist es, das besonders unserer Zeit fehlt? Eine Schar tapferer Jünglinge und Jungfrauen, voll Begeisterung für den Herrn, voll Herzensreinheit, bereit ihr Leben in seinem Dienste, im Dienste der pflegebedürftigen Glieder seines Reiches zu opfern! Das ist es, was besonders not thut.

„Siehe, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter!“ Dies Liebeswort vom Kreuze soll aber noch weiter klingen. In alle Verhältnisse der Menschen hinein soll es die Liebe des Gefreuzigten tragen. Den Eltern bindet es die Kinder aufs Herz: Sehet, das sind eure Söhne, eure Töchter, die ich mit meinem Blute erkaufte habe; laßt sie nicht verloren gehen! Den Kindern legt es aufs neue die Pflicht ans Herz: Sehet, das ist euer Vater, eure Mutter; ehret sie, liebet sie, versorgt sie, seid ihnen ein Trost, eine Freude! Mann, siehe, das ist dein Weib; Weib, siehe, das ist dein Mann! Achtet, liebet, pfleget einander mit der Liebe,

die alles trägt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet mit der Liebe Christi und um feinetwillen. Die Alten, Hilfslosen, Gebrechlichen, die Kleinen, Verlassenen, Verwaisten, die Unglücklichen jeder Art legt der Herr damit seinen Jüngern und Jüngerinnen aufs Herz und spricht: „Siehe, deine Mutter, siehe, dein Sohn.“ „Was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“

b) Warum „Weib“ und nicht „Mutter“?

Eine andere, nicht unwichtige Frage müssen wir hier noch besprechen, eine Frage, die wohl jedem denkenden Bibel-leser schon zu schaffen machte. Warum nennt der Herr die Maria immer „Weib,“ anstatt den lieblichen Mutternamen zu gebrauchen? In Predigten über dieses Wort wird etwa gesagt, hier vom Kreuze herab hätte der Muttername für Maria gefährlich werden können. Bei der Hochzeit zu Kana aber heißt es dann, der Ausdruck Weib habe nicht den unschönen Klang, den harten Beigeschmack gehabt, wie er in unserm Sprachgebrauch sich gestaltet habe. Jeder Unbefangene fühlt aber, daß ähnliche Erklärungen nicht befriedigen. Es ist daher gewiß eine lohnende Mühe, einmal diesen Punkt, überhaupt das viel-entstellte Bild der Maria und ihr Verhältnis zum Herrn nüchtern dem Verständnis klar zu legen.

Maria ist nicht die sündlose Himmelkönigin, zu der sie eine verirrte Kirche gestempelt hat. Sie ist vielmehr eine der Unrigen, eine sündige, erlösungsbedürftige, sich nach Gottes Heil sehnende Israelitin gewesen. Allerdings war sie, und das müssen wir vor allem hervorheben, die edelste, herrlichste Blüte am Baume Israels. Sie war in vollem Sinne die Tochter Abrahams, des Vaters der Glaubenden, die Tochter Davids, des Mannes nach dem Herzen Gottes. Gott wollte aus Abrahams Nachkommen sich ein Volk, wenigstens einen Stamm (Juda), zum mindesten eine Familie

(Davids) erziehen, in deren Mitte er den verheißenen Heiland, die heilige Gottesgabe für die Welt, stellen und ihrer Gut und Pflege anvertrauen könnte, wenn die Zeit erfüllet wäre. Sünde und Abfall traten allerwärts ein. In der armen Davidstochter von Nazareth aber erreichte Gott seinen Plan. Sie ist gewissermaßen das Resultat, die Frucht der zweitausendjährigen Arbeit Gottes an Israel zur Unbahnung des Heiles. An dem Baume des ächten Israelitentums, an dem Abraham die Wurzel, David der Stamm war, ist Maria die Krone, die edle, reife Blüte, die in ihrem Glaubensleben alles frühere zusammenfaßt und vollendet, die die verheißene Gottesgabe vom Himmel herunter in ihre Arme zieht. Was Gottes Arbeit vor Christi Kommen an einem sündigen Menschen erreichen konnte an Edlem, Reinem, — an Glaube, an Liebe, an Hoffen, — an sehnsuchtsvollem Ergreifen und Empfangen von Gottes herablassender Gnade, das hat sie an Maria erreicht. Das wird ihr ewiger Ruhm bleiben.

Sie wurde gewürdigt, die Mutter des Heilandes, des heiligen, göttlichen Kindes zu werden. Das war eine ebenso hohe als schwere Aufgabe. Sie hat diese Aufgabe erfüllt so gut, wie sie das beste unter den sündigen Menschenkindern erfüllen konnte: gewiß herrlich, aber nicht untadelhaft, wie wir nun sehen werden.

Bis zum zwölften Lebensjahre des Herrn wissen wir fast nichts über den Herrn und Marias Arbeit mit ihm. All die Herrlichkeit seiner kindlichen Entwicklung, all die Treue, die Liebe, das Glück der Maria, all ihre menschlichen, mütterlichen Fehler und Mißgriffe im Umgange mit dem Jesuskinde sind uns nach Gottes weisem Räte verborgen geblieben. Im zwölften Jahre lüftet sich der Schleier. Wir sehen, wie Maria in mütterlich ängstlicher Sorge bei dem heiligen Knaben in die Schule des Lernens gehen muß. Sie hatten das Kind verloren. Erst nach drei Tagen hangen



Suchens finden sie es im Tempel, wo es durch sein Fragen und Antworten die Lehrer Israels in Verwunderung setzt. Da bricht der ganze Schmerz der Maria heraus in dem Wort: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Dein Vater und ich, wir haben dich mit Schmerzen gesucht.“ — Jesus giebt den unverdienten Vorwurf zurück mit dem Wort: „Was ist es (wie kommt es), daß ihr mich (sonstwo) gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Der irdischen, elterlichen Autorität stellt er die feines himmlischen Vaters gegenüber, an die er sich mit heiligem „Muß“ gebunden weiß. Maria wußte das wohl aus seiner bisherigen Entwicklung; aber sie hat es in der Zerstreuung des Festes und der Reise vergessen, und in ihrer Angst nun an heiliger Stätte ihre mütterliche Autorität, ihr natürliches Mutterherz ungeschickt und unbeachtet hervorge stellt. Sie muß aufs neue lernen, daß dieses Kind ein göttliches Kind, der Sohn eines Höhern ist, der nicht ihr angehört, über den ihre Mutterrechte immer mehr in den Hintergrund zu treten haben.

Die folgenden achtzehn Jahre, über welche die Geschichte wieder schweigt, werden wohl der Maria lange geworden sein. Endlich tritt der Herr aus der Stille hervor und eröffnet seine heilige, große Heilandsarbeit. Doch ist sein Auftreten nicht so, wie der Versucher ihm zumutete und wie die Menschen erwarteten. Nicht mit Macht und Aufsehen, sondern in heiliger Demut und Ruhe beginnt er, einige Jünger zu sammeln. Eine Hochzeit zu Kana zeigt uns den Herrn und seine Mutter wieder, und öffnet uns einen neuen Blick in ihr gegenseitiges Verhältnis. Es gebricht an Wein. Die Mutter wendet sich an den Sohn mit der Bemerkung: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Jesus antwortete ihr: „Weib, was (zwischen) mir und dir?\*) Meine

---

\*) Wörtlich übersezt.

Stunde ist noch nicht gekommen.“ — Diese ernste, fast hart klingende Antwort mit Vermeidung des Mutternamens, ist offenbar darauf berechnet, der Maria den Standpunkt, gegenüber dem Herrn, den sie von nun an einzunehmen habe, recht tief und nachhaltig zum Bewußtsein zu bringen. War er bisher in Nazareth ihr „unterthan,“ das fünfte Gebot mit dem ersten harmonisch erfüllend, so muß von nun an Maria lernen, ihr Recht an ihn aufzugeben. Der Vater allein bestimmt jetzt seinen Lauf, sein Thun und Lassen im großen, wie im kleinen. Kein Mensch auf Erden, auch die Mutter nicht, darf sich in seine Arbeit mischen, ihm raten, ihn drängen oder zurückhalten wollen. Des Vaters heiligen Willen allein thut er, und allezeit „zeigt ihm der Vater alles, was er thun soll.“

In der ergreifenden Geschichte, die uns Markus Kap. 3, 31—35 berichtet, tritt dieser Gedanke in seiner Vollendung mit höchstem Ernst und höchster Schönheit nochmals zu Tage. Seine Mutter und Brüder kommen und wollen ihn holen, weil man gesagt hatte, er sei von Sinnen. Jesus antwortete: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sah ringsum auf die Jünger und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder, meine Schwester und meine Mutter.“ Also kein anderes Verhältniß, als das der Jüngerschaft kann er dem Menschen zu ihm gestatten. Auch die Mutter kann und darf gegen ihn kein weiteres mehr beanspruchen.

Als nach Lukas Kap. 11, 27 ein begeistertes Weib ihre Stimme erhob und die Frau selig pries, die ihm hat Mutter sein dürfen, antwortete der Herr sofort in gleichem ablehnendem Sinne: „Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.“

Nach all dem kann das Wort „Weib,“ vom Kreuze herunter an Maria gesprochen, nicht mehr befremden. Es war der heilige Abschluß der heiligen Erziehung, die der Herr in

viel Geduld und Liebe an Maria gewandt hat, sie von ihrer menschlichen Mutterschaft zu der demütigen Jüngerenschaft zu führen, die ein neues, ewiges Verhältniß zwischen ihnen, wie zwischen dem Herrn und allen Gläubigen zum Ziel und zum Resultate hatte.

Es war eine schwere Arbeit für den Herrn. Er hat sie aber in edler, kindlicher, heiliger Weise gelöst. Nie durfte Maria ein Wort aus seinem Munde hören, wie es etwa die Söhne Zebedäi hören mußten: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?“ Oder wie es dem Petrus zu teil wurde: „Gehe hinter mich, Satan, du bist mir ärgerlich.“ In heiliger Geduld trug er die natürliche, mütterliche Schwachheit der edlen Pflegerin seiner Kindheit und arbeitete mit Liebe an ihrer Zurechtweisung. — Und Maria, die hochbegnadigte, aber schmerzreiche Mutter hat auch diese schwere Aufgabe, das tiefste Muttergefühl, das innigste Mutterglück auf den Opferaltar Gottes zu legen, in Demut gelernt. Sie ist eingegangen zu ihres Herrn Freude, nicht als Mutter des Erlösers, sondern als stille, demütige, gläubige Jüngerin.

Die Worte des Herrn an Maria sind aber noch von weiterer, von prophetischer Bedeutung. Wer die Vergötterung der Maria in der katholischen Kirche kennt, kann nicht umhin zu fühlen, daß Christus in seinem öffentlichen Verkehr mit Maria zum voraus diese grobe Verirrung richten wollte. Mit Nachdruck, mit heiligem Ernst weist der Herr nicht allein um Marias willen, sondern als Warnung für die Zukunft jeden Einfluß zurück, der sich auf ihre Mutterschaft stützte, um so aufs entschiedenste klar zu legen, daß die natürliche Mutterschaft der Maria weder auf Erden noch im Himmel ihr irgend ein Vorrecht gebe. Dieser klaren und überwältigenden Wahrheit des Wortes Gottes gegenüber ist das Festhalten des Irrtums der katholischen Kirche geradezu unbegreiflich.

---

## 6. Von Gott verlassen.

Matth. 27, 45. 46.

„Und von der sechsten Stunde an (Mittags 12 Uhr) ward eine Finsternis über das ganze Land, bis zu der neunten Stunde (3 Uhr). Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ —

Wir stehen hier wieder — wie in Gethsemane — vor dem tiefsten Geheimnis. Mußten wir vom Anfang an fühlen und bekennen, daß auf dem heiligen Gebiete des Leidens Christi unser Wissen Stückwerk ist, so hier im besondern. Es wäre Thorheit, auch nur den Versuch zur Schilderung und Erklärung dessen zu wagen, was dieses Wort uns vom innern Leiden des Herrn ahnen läßt. Es geziemt sich auch vor diesem Heiligtume nicht, viele Worte zu machen. Wir wollen uns daher hier kurz fassen. Was der Kampf in Gethsemane uns vorführte als Vorschein seines Leidens, das haben wir hier als furchtbar schauerliche Wirklichkeit vor uns. Es ist der Rest, die Hefe des unbeschreiblich bitteren Kelches, den der Stellvertreter der Menschheit als Gottesgericht über die Sünde der Welt zu leeren hat.

Schon drei volle Stunden hängt er am Kreuze. Sein Blut ist fast zerronnen, die Wundenmale an Händen und Füßen dick geschwollen, die Mittagshize brennt furchtbar, die Fieber schauern durch den Körper, von Augenblick zu Augenblick steigert sich der leibliche Schmerz bis zur Unerträglichkeit. Jede Bewegung des Leibes bringt neue Qual, und das völlige Stillehalten in solch entsetzlicher Lage wird zur Unmöglichkeit. Und doch soll das Schwerste erst noch kommen, — das innere Leiden.

Am hellen Mittag bricht plötzlich ein erschütterndes Ereignis herein. Der Glanz der Sonne erlischt. Tiefe Finsternis

lagert sich über Golgatha, über Jerusalem, über das ganze Land. Die Feinde auf Golgatha verstummen, schlagen an ihre Brust und wenden um, Jerusalem zu. Eine einzigartige Erschütterung durchschauert die Kreatur, und die Menschen fragen angstvoll nach der Bedeutung! — Wir kennen die Bedeutung und wundern uns nicht darüber. Die Größe des Ereignisses entspricht der Größe der Ursache. Der Mittler der Menschheit, durch den und zu dem alles geschaffen ist, was besteht, befindet sich in Todesnacht. Da soll, da muß alles, was lebt und besteht im Himmel und auf Erden, Anteil nehmen, muß schweigen, muß trauern!

Doch noch mehr. Diese Finsternis, die sich drei Stunden lang über die Erde lagert, ist für alle Zeiten ein Zeichen, das mehr als Worte es vermögen, uns erklären soll, was in dieser hangen Zeit im Geiste des Herrn durchlebt und durchgekömpft wurde. Christus sagte einst: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Was die Sonne ist für das äußere Leben der Natur, das ist Christus für das geistige Leben der Menschheit. Was die Natur wäre ohne die Sonne, — Nacht, eifiger Tod, das wäre die Menschheit ohne Christum. Christus, das Licht der Welt, die Sonne der Gerechtigkeit, das Leben der Menschheit und der Welt, mußte jetzt die Finsternis, den Tod schmecken, und sollte ihn erleidend überwinden, für immer besiegen. Was ist die Nacht der Menschheit? Woher kommt die Finsternis des Jammers, der Leiden, des namenlosen Unglückseins, der Verzweiflung, des Todes? Von der Sünde. Die Sünde ist die finstere Nacht der Menschheit. Seitdem und wo immer es Menschen giebt, steigt ununterbrochen ein Strom der Sünde von der Erde gen Himmel auf. Wie unsere Erde von Luft, so ist sie von einem unsichtbaren Ozean von Sünde und Schuld umflutet, der sich zwischen dem heiligen Gott und der fluchbeladenen Menschheit ausbreitet. Diese unermessliche

Schuld verlangt Sühne, sie schreit um Rache vor Gottes Thron über die Frevler. In jenen dunkeln Stunden auf Golgatha zog sich, — um uns menschlich auszudrücken —, diese ganze, unberechenbare Schuld vom ganzen Erdboden zusammen vor des Herrn Angesicht, ja auf ihn nieder, in sein Inneres hinein, als sein Eigenes. Er wurde zur Sünde gemacht, und von dem heiligen, richtenden Gott als die Sünde behandelt! Die äußere Finsternis war ein Bild, oder besser: sie war die sichtbar gewordene Weltsjünde, die jetzt gerichtet werden sollte. Wie es unter diesem Gericht äußerlich in der Natur aussah, so dunkel sah es im Inneren des Heilandes aus. Das Licht ward zur Finsternis, der Heilige zur Sünde gemacht! Wer im Himmel und auf Erden wird je ermessen die schauerliche Tiefe des Leidens, das der Herr in den drei Stunden am Kreuze ertrug? Wer die Länge dieser Stunden, in denen jede Minute einer Ewigkeit glich?

Schweigend kämpfte der Herr drei Stunden lang den übermenschlichen Kampf. Niemand wußte, was in seiner heiligen Seele vorging. Endlich, da die Flut aufs höchste gestiegen, der Kämpfer am Erliegen war, öffnet er den Mund und ruft das erschütternde Wort gen Himmel hinauf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ — Erst dieses Wort läßt uns die ganze schauerliche Tiefe seines Leidens ahnen. Von Gott verlassen war er! Was will aber das sagen? Das bedeutet nichts Geringeres, als daß er thatsächlich die Verdammnis der Verdammten zu schmecken hatte. Denn diese besteht eben in dem Verlassen- und Verstoßensein von Gott. Er hatte in den drei Stunden der Finsternis die Verdammnis einer Welt voll Sünder, die Verzweiflung von Milliarden, den Gerichtsjorn der göttlichen Gerechtigkeit über eine ganze Welt auf ihn allein zusammengefaßt zu erleiden.



Ich weiß wohl, daß ich mich mit dieser nüchternen Erklärung in Widerspruch setze mit manchen gelehrten und frommen Männern, die da meinen, der Heiland sei dort „nicht einen Augenblick von Gott verlassen gewesen, er habe nur das Gefühl einer Gottverlassenheit empfunden; wäre er wirklich von Gott verlassen gewesen, so wäre es um unsere Erlösung nichts 2c.“ Ich will hier mit niemand rechten, auch keinen Zehrstreit auszusechten unternehmen, aber meine Gedanken möge man mir erlauben, frei und offen zu sagen.

Ich glaube nimmermehr, daß der Herr in seinem ganzen Leben je etwas anderes fühlte, als nur jedesmal die tiefe, volle, ganze Realität der Sache. Es war bei ihm keine Täuschung möglich. Er konnte nur Wahres in sein Gefühl aufnehmen. Noch weniger glaube ich, daß der Herr je ein Wort sprach, das sich nicht mit der vollen Wirklichkeit der Sache, um die es sich handelte, gedeckt hätte. Rief er am Kreuze das erschütternde Wort aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ so fühlte er sich nicht bloß verlassen, sondern er wußte und erlitt in vollster, schauerlichster Klarheit, daß er von Gott verlassen war.

Noch mehr. Ich glaube, daß es nicht anders sein durfte und konnte. Wir haben es in der Geschichte der Welterlösung mit Realitäten, mit schauerlichen Wirklichkeiten zu thun. Nach der Größe der Weltschuld mußte auch die Größe der Sühne sein, sonst wären wir nicht erlöst. Diese Rechnung ist einfach, wenn uns auch Grauen dabei überfällt. Hat eine Welt voll Wesen, nach Gottes Bild erschaffen und zu Gottes Herrlichkeit bestimmt, durch ihr Verlassen und Beleidigen ihres Gottes verdient, von ihm verlassen und nach ihren Werken gerichtet zu werden: so muß ihr Stellvertreter, der ihr Gericht auf sich nehmen will, thatsächlich an ihre Stelle treten, und erleiden, was sie verschuldet haben. Er muß bewußt das volle Gericht an ihrer Statt

erfahren, — auch die Verlassenheit von Gott. „Gott von Gott verlassen, wer kann das fassen!“ sagte Luther. Kein Mensch kann es. Aber weil Christus Gottes Sohn war, so ahnen wir wenigstens, wie es möglich war. Kein Geschöpf im Himmel und auf Erden wäre im stande gewesen, dieses Gericht in Gottverlassenheit zu tragen. Jedes wäre darunter vergangen, in Verzweiflung versunken. Gottes Sohn allein war im stande, es zu ertragen — ohne Gott, unter dem Zorne Gottes, verlassen von allen, verlassen von Gott selbst! — Hier, hier im besondern, ich möchte sagen, hier allein war es nötig, daß Christus Gottes Sohn war.

In seiner Gottessohnschaft lag aber auch die Garantie des Sieges. Er ist ein Fluch geworden und bleibt in bedrohendem Geiste. Er ist zur Sünde gemacht, — o, wer kann das ausdenken, zur Sünde! — aber er bleibt der Heilige. Er ist von Gott verlassen, und sein ganzes Wesen schreit nach Gott, klammert sich im Glauben an Gott an, verläßt Gott nicht einen Augenblick, ruft in der tiefsten Tiefe: „Mein Gott, mein Gott!“ — Damit war die Strafe für die Weltünde getragen, heilig getragen, die Verdammnis erlitten und überwunden, der Tod besiegt und vernichtet.

Unbegreifliches, Unausdenkbares hat der Herr in diesen drei Stunden der Todesnacht erlitten. Nie hat er vorher den Gedanken ausgesprochen, daß er von Gott verlassen werden könnte. Nur vom Gegenteil, von der heiligen, innigen Gemeinschaft, in welcher er mit dem Vater stand, sprach er. Nur wer diese, alles Denken übersteigende Innigkeit seines Verhältnisses zum Vater, seiner völligen Gemeinschaft mit ihm, die daraus fließende Freude seines Herzens, — nur wer das einzigartige Kindesglück des heiligen Gottmenschen nachempfinden und verstehen könnte, der könnte auch ermessen und ergründen, wie bitter das für ihn war, jetzt von seinem Vater verlassen zu sein, ja seinen

Gott als einen zürnenden, richtenden nun erleben zu müssen. Wir haben alle dafür leider nur geringes Verständnis. Einmal deswegen, weil wir in unserer irdischen Gesinnung, Zerstreuung, Leichtsinn, Gebundenheit an das Irdische oft ohne Gott dahin leben, Zeiten haben, wo es uns gar nicht auffällt, daß wir außer Gott stehen, seine Gemeinschaft verloren haben. Unser Leben ohne Gott wird leider oft zur Gewohnheit; das Leben in Gott ist nur bruchstückweise da, und dann nicht tief genug. Dann aber besonders deswegen, weil wir von wirklichem Verlassensein von Gott nichts erleben. Zwar scheiden auch uns unsere Sünden von ihm; aber wir haben doch nie das Gefühl, daß wir zur Sünde gemacht sind, und demgemäß von Gott behandelt werden. Kurz, wir kennen weder das selige Glück einer völligen Gemeinschaft mit Gott, noch das tiefste Unglück einer völligen Gottverlassenheit. Der Herr aber, und er allein, erlebte beides, und darin gipfelte sein Erlösungsleiden.

Noch einen Punkt dürfen wir nicht außer acht lassen. Wir haben schon früher gesagt, daß wir nie allein seien. In dem Maße, als wir uns von Gott entfernen und er sich von uns entfernen muß, geraten wir unter den Einfluß und die Macht des Fürsten der Finsternis. Für die Kinder der Welt ist er nicht schrecklich. Er lockt und reizt sie als verführerischer Engel des Lichts. Kindern Gottes aber tritt er anders entgegen. Ihnen bereitet er Trübsal, Schrecken, Angst. Auch das mußte „das Kind Gottes im höchsten Sinne,“ der Herr, aufs härteste erfahren. Als sein Vater ihn dort als den mit der Weltfünde belasteten verlassen mußte, da kam der Fürst dieser Welt und sammelte um ihn sein ganzes finsternes Heer. Unausdenkliches wird der Herr von ihm erlitten haben. Doch auch diese Hölle hat er besiegt und unter sich getreten. Aber es war ein heißer, banger, entsetzlicher Kampf.

Einzigartig wie dieses Leiden war, ist auch die Frucht daraus für die Menschheit. Der Fluch, der auf ihr lastete, ist damit weggenommen, das Gericht vollzogen und zum Ziele gelangt, der Himmel wieder geöffnet, der Liebe Gottes gegen das Gefallene Raum gemacht zu freiem ungehindertem Walten. Im besondern sind die drei finstern Mächte, welche die Menschheit knechteten, besiegt: die Sünde, der Tod und der Teufel.

Christus hat uns „erlöst, erworben und gewonnen von allen Sünden“. Damit daß er die ganze Wucht der Sünde der Welt auf sich nahm und die Strafe dafür sich auflegen ließ, sind nun alle, die diese That im Glauben für sich ergreifen, aus dem Gericht ihrer Sünde herausgenommen, der Strafe los, der Schuld entlastet, vor Gott gerechtfertigt und seiner ewigen Gnade versichert. „An ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünde.“ Christus ist nun unsere Gerechtigkeit. Wir sind gereinigt von unsern Sünden und Gott angenehm gemacht in dem Geliebten. Aber nicht bloß von der Schuld und dem Gericht hat uns Christus befreit, sondern auch die Herrschaft und Macht der Sünde hat er gebrochen für die Seinen. Wie der Weinstock den Reben, so teilt er den im Glauben mit ihm Verbundenen Kraft und Leben aus seinem eigenen Wesen mit zur Ueberwindung der in uns wohnenden Sünde. Sie kann nicht mehr herrschen, die Gläubigen nicht mehr gegen ihren Willen knechten. Wer unter einer Sünde leidet, ihre Schmach und Entwürdigung fühlt, nach Freiheit und Frieden sich sehnt, der kann zum Sieg gelangen durch die Lebenskraft dessen, der die Sünde überwunden hat. Nun gilt auch die Mahnung: „So lasset nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten.“ Friede zwischen uns und Gott, und Friede im eigenen Herzen und Gewissen sind nun hergestellt für alle, die sie suchen. Nichts Verdammlisches ist mehr an denen,

die in Christo Jesu find.“ Wer erkennt hat, wie die Sünde des Menschen äußeres und inneres Unglück ist, der wird auch den Wert dieser Erlösungsthat würdigen können.

Der Sünde Sold aber ist der Tod. Nicht von außen kommt der Tod an uns heran, sondern er wohnt in uns, wie die Sünde. Tod ist Trennung, Scheidung des Zusammengehörigen. Der Tod scheidet vor allem die Menschen von Gott und dann auch das Wesen des Menschen selbst. Diese zerstörende Macht muß aufgehoben, überwunden werden, sonst bleiben wir ewig von Gott, der Quelle des Lebens und der Freude geschieden. Christus nahm den Tod in sich auf und überwand ihn durch sein Gottesleben. Nun ist diese schauerlichste Macht „verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Wer immer sich nun sehnt, aus dem Todesleben der Welt herauszukommen ins wahre Leben, in das Leben, zu dem wir uns geschaffen fühlen, in das Leben der vollen Genüge, der Freude und des Glückes, — dem ist der Weg gebahnt. Christus ist der Weg, er ist das Leben. In seiner Gemeinschaft hat der Tod keine Macht an uns. Schon hienieden pflanzt er den Seinen das ewige Leben ins Herz, das den Tod überwindet. Ihr Sterben ist kein Tod, sondern ein Eingang ins Vaterhaus, ins volle, ganze, selige, ewige Leben. Das ewige Leben ist selige Gemeinschaft mit Gott, und dadurch auch selige Harmonie des eigenen menschlichen Wesens.

Die letzte Ursache alles Jammers der Menschheit ist der Teufel. Wir haben schon früher von dem verborgenen, alle Berechnung übersteigenden Einfluß dieses bösen Geistes auf uns Menschen gesprochen. Kein Mensch geht durch dieses Leben, den er nicht mit aller Macht suchte in sein eigenes Verderben zu ziehen. Wer durch Gottes Gnade den Kampf gegen ihn aufnimmt, der ist erst recht seinen feurigen Pfeilen ausgesetzt. Erst die Ewigkeit wird offenbaren, wie viel und wie Schweres jeder Mensch, besonders jeder Christ von ihm

zu erleiden hatte. — „Der Sohn Gottes ist gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre.“ Er hat in jenen dunklen Stunden auf Golgatha des Teufels Macht im höchsten Grade erlitten und in heiligem Erleiden überwunden. Der Starke ist besiegt und gebunden, und sein Hausrat geraubt, das Gefängnis gefangen geführt. Wohl kann er noch, bis zum Endgericht, die Menschen plagen, versuchen, anfechten; aber er kann nicht mehr herrschen über die, die in Christo Jesu sind, die sich ihm nicht freiwillig zum Dienst ergeben. Es giebt nun für jeden, der ihm entrinnen will, einen Vergungsort. Es giebt eine Waffenrüstung Gottes, mit der angethan man seinen Anläufen widerstehen und seine feurigen Pfeile abwehren kann.

So also hat der Herr auf Golgatha eine volle, ewige Erlösung für alle Menschen erstritten. Allen Sündern wird nun die Gnade Gottes im Glauben an den Heiland angeboten. „Lasset euch versöhnen mit Gott, denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Kein Gefallener, welcher Art auch seine Schuld sei, darf nun mehr verzagen, oder sich von Gott verlassen und verstoßen glauben. Auf Golgatha ist das Gericht über die Welt ergangen; wer nun an ihn, den Heiland glaubt, kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

Welches Verhältnis soll nun ein Christ zu diesem, seinem Heiland einnehmen? Darüber sind viele nicht im klaren. Manche Menschen kommen nicht aus der Ansicht heraus, als sei es genug, den Heiland zu kennen, ihn als Freund, vielleicht als den besten Freund anzusehen, ihm zuweilen etwas zu lieb zu thun, ihm auch je und je einen Besuch in der Kirche zu machen, — und dann könne es ihnen in der Ewigkeit nicht fehlen. Wie ganz anders aber spricht das Wort Gottes und der Herr selbst darüber! Nicht ein



äußeres, sondern ein inneres Verhältniß will er. Nicht ein Nebeneinander, sondern ein Ineinander des Menschen und des Herrn muß zu stande kommen, wenn unser Verhältniß zu ihm das rechte sein soll. Tempel Gottes, in denen der Herr wohnen kann, sollen die Menschen werden. „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur.“ „So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ „So ist nun nichts Verdammliches an denen, — nicht, die Christum kennen und etwa nicht verachten —, sondern die in Christo Jesu sind.“ „Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.“ Nur wo Christus ganz in uns einziehen und Wohnung machen kann, da kommt auch die Erneuerung unseres Lebens zu stande, nur da kann er seine göttliche Lebensmacht entfalten und bethätigen und die Früchte des Geistes zur Reife bringen.

## 7. Mich dürstet.

Joh. 19, 28. 29.

„Danach, als Jesus wußte, daß nun alles vollbracht war, daß die Schrift erfüllet würde, sprach er: Mich dürstet. Da stand ein Gefäß voll Essig. Sie aber füllten einen Schwamm mit Essig und legten ihn auf einen Pfop, und hielten es ihm dar zum Munde.“

Der furchtbare Kampf, den der Herr drei Stunden lang schweigend durchgekämpft, naht sich dem Ende; die finstern Mächte sind besiegt, das Gericht heilig zu Ende getragen, der Kelch bis auf den Boden geleert. Rasch folgen nun die weiteren Worte aufeinander. Sein Leben ist am Erlöschen, aber in seinem Innern ist die Dunkelheit verschwunden, alles ist wieder Licht und Klarheit. Der Vater ist wieder da und seine Liebe durchströmt wieder

den Sohn des Wohlgefallens, der gehorsam war bis zum Tode am Kreuze. Nun darf der Sieger auch für seinen schmach tenden, brechenden Körper noch eine Erquickung, eine letzte, ärmliche Linderung von den Menschen erbitten.

Den Ausdruck seines Seelenleidens im Höhepunkt und am Ende gab uns das vorhergehende Wort. Den Ausdruck seines körperlichen Leidens giebt uns das jetzige. Mit keinem Worte hat er uns bisher angedeutet, wie entsetzlich schmerzhaft sein äußeres Leiden war, — dieser Ausruf: Mich dürstet, soll es thun.

Der Herr ist die Quelle des lebendigen Wassers für die Menschheit. Er hat einst in Jerusalems Tempel das große Wort ausgerufen: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.“ „Ich bin das Brod des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“ Am Jakobsbrunnen sagte er der Samariterin: „Wenn du erkennstest die Gabe Gottes, und wer der ist, der zu dir sagt: Gieb mir zu trinken; du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser.“ „Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten.“ Schon im Alten Testament klagt er durch den Mund des Propheten über sein Volk: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie.“ Ja Paulus sagt uns, daß beim Durchzug durch die Wüste die Israeliten „tranken von dem geistlichen Fels, der mitfolgte, welcher war Christus.“ Haben wir bei dem vorhergehenden Worte erkennen müssen, daß Christus als das Licht der Welt, für das geistige Leben der Menschheit dasselbe sei, was die Sonne für die Natur, so müssen wir hier beifügen, daß er als das Leben der Welt, für des Menschen Geist die gleiche Bedeutung hat, wie das Wasser für das äußere Naturleben. Alle Quellen, Brunnen und Bäche der Erde sind Bilder und Gleichnisse vom Herrn und seiner Bedeutung für die Mensch-

heit. Wie die Erde wäre ohne das Wasser, — dürre, erstorben, so wäre in Ewigkeit das geistige Leben der Menschen ohne Christum. Von hier aus müssen wir sein Dürsten am Kreuze anschauen und zu verstehen suchen.

Der Herr war seiner Menschheit nach denselben Bedürfnissen unterworfen, wie wir. Er hatte aber seit der Einnahme des Abendmahles am Vorabend, wohl seit 20 Stunden, nichts mehr genossen. Was aber hat er in diesen Stunden innerlich und äußerlich gekämpft und gelitten! Wer wollte die unbegreifliche Geistesarbeit schildern, die der Herr in Gethsemane, vor dem hohen Räte, die ganze entseßliche Nacht hindurch, dann in den Verhören vor Pilatus, auf dem Wege, in den sechs langen Stunden am Kreuze — Minute für Minute zu leisten hatte? Wie ermattet und erschöpft mußte der Herr allein dadurch sein? Dazu kam aber noch das körperliche Leiden ohne gleichen. Schon die Erschütterung in Gethsemane ging ans Blut, ja „bis an den Tod.“ Dann die entseßliche Geißelung, das Tragen des schweren Kreuzes auf blutendem Rücken mit schmerzlich verwundetem Haupte. Endlich das sechs Stunden lange furchtbare Hängen am Kreuze in langsamem Verbluten, — und das alles ohne die geringste Erquickung, ohne einen Tropfen Wasser! Wer selbst schon im heftigen Fieber lag und nach einem Trunk Wasser seufzte; wer einen verblutenden Krieger auf dem Schlachtfelde in wütendem Wundfieber nach einem Schluck Wasser stöhnen hörte, — der mag eine leise Ahnung haben von der Feuerglut, die der dürstende Heiland am Kreuze sechs Stunden lang ertrug. Jeder Leidende auf Erden wird ja doch sonst mit dem Nötigsten, wenigstens mit Wasser, erquickt. Wo aber auch diese Linderung fehlt, da tritt der erbarmende Gott ins Mittel, läßt nicht über Vermögen versucht werden, läßt etwa das Bewußtsein und damit die Empfindung bald zurücktreten und lindert so den Schmerz. Nicht also durfte es beim Heilande sein. Ohne jede Er-

quidung oder Vinderung sollte er, und darum wollte er, das furchtbarste Leiden, das die Welt kennt, das dürstende Versmachten unter langsamer Verblutung mit vollem Bewußtsein bis ans Ende tragen, um auch auf diesem Gebiete des körperlichen Leidens das Schwerste und Bitterste, was die Sünde in die Welt gebracht, zu erfahren und zu tragen.

In unbegreiflicher Erhabenheit steht hier der Herr mit seinem Gehorsam, mit seinem heiligen Willen vor uns. Denn dieses lange Schmachten ohne Vinderung war Gottes Wille, ein Teil der Sühne, und daher von seiten des Herrn Gehorsam. Er hätte ja wohl je und je, wie es gewiß die andern Gefreuzigten gemacht haben werden, um einen Schluck Wasser bitten können, und der Hauptmann unter dem Kreuze hätte das gewiß gewährt. Doch er wollte nicht. Wie er am Anfang den betäubenden Trank verschmähete, um das Leiden mit vollem Bewußtsein und Gefühl zu tragen, so verschwieg er sein Dürsten, sein Schmachten, — bis er wußte, daß alles vollbracht war. Wer aber ahnt die beständige furchtbare Versuchung, die dieses Dürsten und Schmachten für ihn war! Gewiß hat es auch der Versucher, der ihm einst in der Wüste, als ihn hungerte, sagte: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden,“ — als Waffe der Anfechtung benützt. Diese Probe, unter solchen Umständen, hätte gewiß niemand, kein Mensch und kein Engel, bestanden.

Warum aber mußte der Herr dieses Leiden ohne Vinderung bis ans Ende tragen? Was hätte es denn gemacht, wenn er sich mit einem Trunk Wasser je und je hätte erquicken lassen? Innerlich ertrug er „den Bohn Gottes, der brennt wie Feuer“ als Gericht über die Sünde, die auf ihm lag, und äußerlich, körperlich zugleich das dürstende Versmachten, warum? weil beides zusammen in dem Gericht Gottes über die Sünde beschlossen war. Wer sich erinnert,

was der Herr selbst von der Pein der Verdammnis sprach, besonders im Gleichnis vom reichen Manne, wie der um einen Tropfen Wasser zur Kühlung seiner Zunge bittet, der ahnt, daß im Leiden Christi auch diese Pein getragen, heilig getragen werden mußte, weil sie ein Teil unseres verdienten Loses war. Hat doch der Geist Gottes schon tausend Jahre vorher gerade diesen Teil des Messiasleidens so ergreifend geweißagt: „Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, alle meine Gebeine haben sich zertrennt, mein Herz ist in meinem Leibe wie geschmolzenes Wachs. Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe und meine Zunge klebt an meinem Gaumen, und du legest mich in des Todes Staub.“ „Sie geben mir Galle zu essen und Essig zu trinken in meinem großen Durst.“ Und so müssen wir auch hier wieder erkennen, wie unermesslich tief das Leiden war, das der Herr freiwillig und in heiligem Gehorsam gegen den gerechten Vater auf sich nahm. Was jedem Kranken auf Erden gewährt wird, was zu verweigern unmenschlich wäre, das mußte der heilige Gott dem geliebten Sohne verweigern, als er für Sünder im Gerichte stand! Man weiß auch hier nicht, was erschütternder in diesem Leiden hervortritt, — der Ernst Gottes über die Sünde, oder die unbegreifliche Liebe Gottes, die bis in solche Pein den Eingeborenen hingeben konnte für uns, oder der heiligste Gehorsam Christi, der ohne Wanken auf sich nahm, wovor uns schaudert, der in tiefster Leidensglut fest blieb, durchlitt bis ans Ende alles, was Gottes Gerechtigkeit als Strafe für die Sünde über seine gefallenen Brüder verhängen mußte.

An die Welt spricht der Herr sein letztes Bedürfnis aus. Für sie floß sein Blut, für sie dürstet und schwachtet er, für sie litt er übermenschliche Pein des Leibes und der Seele zugleich. Von ihr erbittet er die letzte geringe Vinderung. Sie darf und soll ihm den letzten Liebesdienst erweisen, um seine ausgetrocknete Zunge zu befähigen, ihr, der Welt, noch vor dem Verschenden in lautem Rufe, — der bis ans

Ende der Tage forthallen soll — zu verkünden, was er nun für sie gethan, daß nun ihr Heil vollbracht sei. Unendliches hat er von den Menschen erlitten. Aber er großt ihnen nicht. Kein Hauch der Bitterkeit gegen seine Peiniger ist in seinem Herzen. Er bittet sie um eine Erfrischung und scheidet so in heiliger, vergebender Liebe von ihnen. Noch ist zwar ihre Bosheit nicht überwunden; aber einer von ihnen eilt doch, nimmt einen Schwamm und tränkt den Herrn. Freilich war es, nach so viel Bitterem seines Lebens, auch jetzt nur ein saurer Essigtrank, den die Menschen ihm reichen. Aber auch damit war der heilige Dulder zufrieden und wird dem Kriegsknechte seinen armen Liebedienst in der Ewigkeit nicht vergessen haben. Auch wir wollen ihn nicht vergessen, sondern ihm danken, daß in ihm doch einer sich fand, der unserem Herrn diesen geringen Dienst erwies.

Noch mehr aber wollen wir dem Herrn selbst danken und die ewige Frucht bedenken, die uns aus seinem Dürsten erwächst. Dadurch ist das Dürsten der Menschheit auf ewig gestillt. Hieß es früher: „Die Elenden und Armen suchen Wasser, und ist nichts da, ihre Zunge verdorret vor Durst“ (Jes. 41, 17), so gelten jetzt die herrlichen Verheißungen: „Wohlan, alle die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser.“ „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen.“ „Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten.“ Wo nun ein Wanderer der Fremde „dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott,“ wo einem „um Trost bange“ ist, wo sich ein Müder am Wege ermattet fühlt und nach Erquickung und Stärkung sich sehnt, da soll er nicht verschmachten. Er darf sich nun wenden zur Quelle des lebendigen Wassers, zu dem Strom, der vom Throne Gottes ausgeht, und wenn er das thut, so wird er bald singen können: „Der Herr ist mein Hirte. Mir wird nichts mangeln.



Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele.“ Der Heiland, der in schauriger Tiefe den bittersten Mangel litt, ist nun gesetzt zum Herrn über alles, um volle Genüge zu geben denen, die durch ihn zu Gott kommen. Nun gilt es erst recht das hohe Wort: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.“ — Und wenn dein Gewissen erwacht und die Schauer des ewigen Gerichtes dich schrecken, so ist auch in diesem dunkelsten Thal der Dulder auf Golgatha allein ein sicherer Stab des Trostes. Er hat für die Seinen diese Schrecken hinweggetragen. Ewiglich „wird sie nicht mehr hungern noch dürsten. Denn das Lamm wird sie weiden und leiten zu lebendigen Wasserbrunnen.“ Zugleich wird er stillen mit unaussprechlichem Erbarmen alle bitteren Brünnelein der Thränen an den Augen derer, die vor ihm geweint haben. Das Warten, das Sehnen und Dürsten der Gerechten wird nun Freude werden.

Aber auch für unsere irdischen Leidensstunden quillt aus Jesu Leiden ein seliger Trost. Wie rasch ist uns doch das Leiden zu viel. Wie bald werden wir unwillig, ungeduldig, und meinen, es geschehe uns zu Hartes. „Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens; welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht.“ Nie steigt ja eines Menschen Leiden zu solcher Höhe, wie dort beim Herrn. Aber auch wo es schwer wird, sind wir doch nicht ohne Trost. „Wenn wir auch des Leidens viel haben, so werden wir doch reichlich getröstet durch Christum.“ Selten leiden wir so ganz einsam, so ganz von Menschen verlassen, nie aber so von Gott verlassen, wie er. Schon dieser Vergleich ist ein großer Trost und kann die Ungeduld vertreiben; noch mehr aber das Bewußtsein, daß er nun ein barmherziger Hoherpriester ist, der versucht war allenthalben, gleich wie wir, und der nun Mitleid haben kann

mit denen, die versucht werden; der uns Trost erkämpft, Gottes Gnade erworben, für uns Gaben empfangen hat für alle unsere Bedürfnisse: „Bittet, so werdet ihr nehmen, daß euere Freude vollkommen sei.“ Bitten aber kann ja jedes Kind.

Besonders aber sollen wir seines Dürstens gedenken, wenn er uns auf unserem Wege durch die Wüste ebenfalls eine Entbehrung aufzulegen für gut findet. Auch einmal in seinem Dienste oder um seinetwillen Mangel leiden, etwas entbehren, das adelt den Christen und drückt ihm erst das rechte Siegel auf. Was hat doch Paulus, dieses Muster eines treuen Knechtes, für Entbehrungen um seines Herrn willen erduldet! Nicht nur in Gefahren jeder Art, sondern „in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße“ diente er seinem Herrn und vollendete seinen Weg mit Freuden. In unserer Zeit aber sind die Entbehrungen nicht nur bei den Sozialdemokraten verpönt, sondern bis in die Reihen der Christen hinein drängt sich der Widerwille dagegen. Wie mancher Christ wäre ein anderer, und wie mancher wird ein anderer, so bald der Herr ihm die Lektion des Entbehrens ausgiebt. Möchte doch auch uns der Herr so innig und tief in seine Liebe ziehen, daß wir bald mit Paulus sagen könnten: „Ich habe gelernt, bei welchem ich bin, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein, und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allem geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Die Möglichkeit und die Kraft „in dem allem weit zu überwinden,“ hat auch uns Christus auf Golgatha erworben.

Unter allen Menschen, die auf Erden lebten, war Christus der reichste und auch der bescheidenste. Als der ärmste ging er durchs Leben. Einst hatte er fünf tausend Menschen in wunderbarer Weise gespeist. Nachdem sie satt

waren, ließ er die übrigen Brocken, zwölf Körbe voll, sammeln, „auf daß nichts umkomme.“ Was wird er mit diesen angebissenen, trockenen Brotbrocken gemacht haben? Ich glaube, er hat einige Tage lang mit seinen Jüngern davon gelebt. Was man heute dem Aermsten nicht zumuten darf, dem unterzog sich willig der König des Himmelreiches. Auf Golgatha aber entbehrt er alles und schmachtet an unserer Statt, wie nie ein anderer Mensch geschmachtet hat. Das sollte alle, die ihm angehören wollen, Reiche und Arme, mahnen zur Bescheidenheit, Mäßigkeit, Genügsamkeit, zur Geduld im Leiden, und zur Opferfreudigkeit im Glauben gegen die, welche der Herr als seine Stellvertreter unserem Mitleid befiehlt. „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan.“

Von alters her hat man aber das Dürsten des Heilandes am Kreuz noch tiefer gedeutet. Es ist ein Bild seines Ringens und Sehns nach dem Heile der gefallenen Menschheit. Wie er körperlich für uns dürstete, so dürstet sein Herz um uns, nach uns. Wie das der christliche Dichter so ergreifend ausspricht in dem Verse:

Ewig soll er mir vor Augen stehen,  
Wie er, als ein stilles Lamm,  
Dort so blutig und so bleich zu sehen,  
Hängend an des Kreuzes Stamm;  
Wie er dürstend rang um meine Seele,  
Daß sie ihm zu seinem Lohn nicht fehle,  
Und dann auch an mich gedacht,  
Als er rief: Es ist vollbracht!

Was hat ihn denn in solch entsetzliches Leiden gebracht? Warum verblutet, dürstet, schmachtet er am Kreuze? Es war seine unbegreifliche Liebe zu der gefallenen, verlorenen

Sünderwelt. Verlorene zu retten, entwürdigte Menschen zu geheiligten Gotteskindern zu machen, heimatlose, verirrte Kinder zum Vaterhause zurück zu führen, Armen ein ewiges Gotteserbe zu erwerben, — das war die Ursache, das war der Zweck, warum er dieses Leiden auf sich nahm. Sein ganzes Leben war ein Dürsten nach armen Sündern, um sie selig zu machen. Als er einst hungrig und durstig am Jakobsbrunnen jenes tiefgefallene Weib traf und mit Mühe in ihr ein Ahnen vom ewigen Heile geweckt hatte, da vergaß er in seiner Hirtenfreude den leiblichen Hunger und Durst und sagte seinen erstaunten Jüngern: „Ich habe eine Speise zu essen, davon ihr nichts wisset. Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen dessen, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.“ Und wie er einst auf Erden war, so ist er noch jetzt auf dem Throne seiner Herrlichkeit.

O könntest du sein Herze sehn,  
Wie sich's nach armen Sündern sehnet,  
Sowohl, wenn sie noch irre gehn,  
Als wenn ihr Auge nach ihm thränet!

Sein Glück, seine Freude ist, wenn er einen Sünder vom Verderben zum Heile seines Gottes bringen kann. Das ist der einzige Lohn für seine Schmerzen. So sehr ist das der Fall, daß das Wort Gottes uns sagt, ein Mensch, der die Erkenntnis der Wahrheit hat und doch den Herrn, seinen Retter verwirft, der kreuzige abermals den Sohn Gottes, womit doch wohl angedeutet ist, welcher großen Schmerz der Herr empfindet, wenn ein Mensch seine Liebe verachtet, seine Erlösung verschmäht, und freiwillig das Verderben erwählt. Wie könnte es auch dem Herrn, nachdem er so Unaussprechliches für uns gethan und gelitten hat, gleichgültig sein, ob wir seine Liebe dankbar erkennen, oder aber kalt verachten? Er kann nicht anders, als nach unserem Heile dürsten, um unsere Liebe werben, an unserer Rettung arbeiten.

Wer daher dem Herrn eine hohe Freude machen, einen rechten Dank für sein Leiden bringen will, der schenke ihm ganz sein Herz und seine Liebe. „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet.“

Wir haben in den letzten beiden Betrachtungen des innern und äußern Leidens Christi den Kern der Versöhnungslehre, die Stellvertretung des Herrn im Gericht für die sündige Welt besprochen. Je mehr man sich in die heilige Sache vertieft, desto mehr erkennt man auch ihre Nothwendigkeit und göttliche Harmonie, die bis ins kleinste sich kund giebt. Um so mehr muß man sich aber auch wundern, daß gerade über diesen wichtigsten Gegenstand so viel Unklarheit und Mißverständnis unter den Menschen herrscht. Es giebt leider viele Prediger, die da lehren, die Versöhnungslehre sei unnütz und ungöttlich. Jesus sei als bloßer Märtyrer für seine Lehre gestorben; Gott verlange ein solches Opfer nicht, Reue und Bitte um Vergebung sei alles, was der Mensch vor Gott zu bringen habe u. s. w. — und es giebt eine Menge Menschen in der Christenheit, die ganz ebenso denken und die Nothwendigkeit des Sühnopfers Christi nicht begreifen und daher nichts davon wissen wollen. Der Raum gestattet uns hier nicht, diese Frage noch eingehender zu erörtern, und die Bedeutung der blutigen, von Gott bestimmten Opferordnung des alten Bundes, oder die Thatsache, daß das Gewissen der Heidenvölker fast allerwärts in ihren Religionen die Opfer als Sühne an die Gottheit gefordert, näher zu besprechen. Es ist auch nicht nötig. Ein Blick in unsere irdischen Verhältnisse scheint mir genug, um den Irrtum zu widerlegen. Alle civilisirten Staaten werden durch Gesetze regiert, und zwar durch solche, welche sündige Menschen aufstellen. Dennoch aber gelten sie als etwas

Heiliges, dem sich jeder beugen soll. Der Uebertreter aber wird, — wenn man ihn kriegt, — gestraft. Das verletzte Gesetz verlangt Sühne an dem Uebertreter. Wohin würde es kommen mit der menschlichen Gesellschaft, wenn der Mörder, der Ehebrecher, der Dieb, der Verbrecher irgend welcher Art einfach zum Richter zu gehen brauchte und zu bekennen, ich habe das Verbrechen begangen, es reut mich, — und damit wäre alles vergeben und abgethan? Wohin käme eine Familie, wo der Vater zu allen Unarten, Bosheiten, Verbrechen seiner Kinder gegen ihn selbst nie zur energischen Strafe greifen würde? Man darf diese Gedanken nur aussprechen, um zu erkennen, welche Thorheit, welche Unmöglichkeit sie enthalten. Das Verbrechen wird eben bestraft, und der Richter, der Wächter über die öffentliche Gerechtigkeit, obwohl selbst nicht heilig, muß dem Verbrecher Strafe, Sühne zuerkennen, auch wenn dieser aufrichtige Reue über seine böse That fühlt. Dem heiligen Gott aber mutet man zu, was selbst unter den unheiligen Menschen als Thorheit gelten würde. So gewiß es einen heiligen Gott giebt, der den Menschen sein heiliges Gesetz im Gewissen und in seinem Worte geoffenbaret hat, so gewiß muß er auch den Uebertreter strafen. Das ist eine Forderung unseres eigenen sittlichen Gefühls. Uns, als Uebertreter, muß des heiligen Gottes volle Strafe treffen — wenn nicht ein anderer für uns eintritt. Soll aber einer für alle eintreten, so muß dieser eine mehr sein, denn ein Mensch. Des Menschen Zustand und Bedürfnis fordert einen göttlichen Versöhner, Erlöser. Und Gott hat uns diesen Versöhner aus freier Gnade gegeben. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab und in den Tod hingab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Das ist Gottes Weg zur Rettung der Menschen. Giebt es nun Leute, die diesen Weg für thöricht halten und verwerfen,



so können wir sie daran nicht hindern. Uns genügt er, uns erfreut und beglückt er. Und wir denken, Gott habe wohl das Recht, in seinem Hause seinen Willen, seine Ordnung nach eigenem, heiligem Wohlgefallen zu geben.

### s. Es ist vollbracht.

Joh. 19, 30.

„Da nun Jesus den Eßig genommen hatte, sprach er:  
**Vollbracht!**“

Dieses sechste Wort vom Kreuze ist eines der kürzesten, denn es besteht im Grundtexte aus nur einem Worte. Zugleich aber ist es das inhaltsreichste, denn es umfaßt alles, was wir bisher vom Herrn und der Bedeutung seiner Leiden gesagt haben, ja noch viel mehr. Es umschließt das ganze Leben Christi und die Menschheitsgeschichte von Anfang bis zur Vollendung. Es umspannt Zeit und Ewigkeit. Wer es erschöpfend erklären wollte, müßte ein Buch darüber schreiben. Er müßte beginnen mit dem Räte Gottes, der vor Grundlegung der Welt beschlossen war, und müßte das Thun Gottes durch die Geschichte hindurch bis zur einstigen Vollendung des ewigen Gottesreiches schildern. Denn in diesem Worte liegt alles beschlossen. Wir fühlen daher auch in aufrichtiger Demut, daß was wir in diesen wenigen Blättern über diesen großen Gegenstand andeuten können, nur ein armes, schwaches Sallen sein kann. Je mehr wir uns in die ewigen Heilsgedanken unseres Gottes vertiefen, desto mehr müssen wir unsere Armut im Ausdenken und Aussprechen derselben empfinden. Es geht uns vor diesem Worte, wie es einst dem Augustinus erging, als er über Gottes Wesen nachdenkend am Meeresufer hinwandelte und ein Kind sah, das mit der Hand das Meer

in seine kleine Sandgrube ausschöpfen wollte. — Mit dem Gefühle tiefer Beschämung gehen wir daran, über dieses größte Wort, das je auf Erden gehört wurde, einige Andeutungen zu machen.

Was war vollbracht?

1 Vor allem ein Leben ohne gleichen. Ein Leben voll Mühe, voll Entbehrung, voll Anfechtung, voll Leiden ohne Zahl, wie nie ein anderes gelebt wurde. Wie kein Mensch den ganzen Adel, die ganze Gottesherrlichkeit der Bestimmung des Menschen erkannt hat, so wie er, so hat auch keiner die unbeschreibliche Entwürdigung, in die der Mensch geraten, so empfunden und so darunter gelitten, wie er. Sein ganzes Leben war ein Mitleiden, ein Durchfühlen, ein tiefes Trauern unter dem Glende seiner Brüder. Was kein Mensch verstand, was niemand empfand, worüber niemand Leid trug, — das lastete allein auf seinem einsamen Herzen. Er trug das Leid und Weh der ganzen Welt still in seiner Brust. So groß die Verirrung der Sünde und die Entwürdigung seiner Brüder vor Gott war, so groß war aber auch sein Mitleid und sein Erbarmen. Er trat an ihre Stelle und wollte alle ihre Verschuldung auf sich nehmen und ihr Gericht tragen, obwohl er wußte, daß es ein unermessliches Gericht ist. — Er lebte ein Leben voll Reinheit, Hoheit und Heiligkeit. Nicht eine berechnete, gezwungene Heiligkeit, nicht nur, wenn er sich öffentlich zeigte, sondern die natürliche Heiligkeit eines Kindeswesens, die überall hervorleuchtete, so daß seine Jünger, die Tag und Nacht um ihn waren, nur „Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit sahen.“ — Ueber alles aber war sein Leben ein Leben der Liebe, des Erbarmens, ein Heilandsleben, das den Armen, Elenden, Gefallenen, Verlassenen, Kranken gewidmet war. Die Not des Leibes zu stillen und den Kummer der Seele wegzunehmen, den Betrübten Trost zu spenden und den Weinenden die Thränen zu trocknen, das war das

Clement seines Lebens. — Und was empfing er dafür? Womit hat es ihm die Menschheit vergolten? Mit dem Verbrechertode am Kreuze! Was die Welt erfinden kann an Haß, an Verfolgung, an Schmach, an Peinigung des Leibes und der Seele, das hat sie ihm zugefügt. Die Engel freuten sich seiner Geburt für die Menschen, diese selbst aber haben ihn mit einer Dornenkrone und mit dem Missethäterkreuz auf dem Rücken hinausgestoßen. Und dennoch fuhr er fort, diese Menschheit zu lieben und noch sterbend für sie um Vergebung zu bitten. Wahrlich, ein unbeschreibliches, ein göttliches Leben war vollbracht!

Wenn auf Erden ein großer Mann, der sich um die Menschen oder nur um ein Volk verdient gemacht, ein tragisches Ende nimmt, etwa das Opfer der Bosheit wird, so geht eine Teilnahme, oft eine Erschütterung durch die Reihen der Menschen und der Völker, auch durch solche, die der Mann direkt nichts anging. Hier nun handelt es sich um den größten Mann der Geschichte, um ein Leben, dem jeder Mensch äußerlich und innerlich aufs tiefste verpflichtet ist, um einen Ausgang, der widersprechender, tragischer nicht gedacht werden kann: und siehe, die meisten Menschen haben für diesen Mann und dieses Leben keine Würdigung. Wohl, der Herr hat viel Liebe, viel Hingebung, viel Dank auf Erden erfahren seit achtzehnhundert Jahren. Aber ein so einzigartiges Leben sollte auch stets ein einzigartiges allgemeines, alle Menschen erfassendes Interesse erwecken. Besonders bei den Christen, den Gläubigen, sollte es stets das tiefste Interesse haben. So war es bei den ersten Christen. Und das war ihre Kraft.

2 Doch nicht bloß dieses Leben ohne gleichen, sondern eine weltumfassende Arbeit, eine gottmenschliche Aufgabe war vollbracht. Und dafür eröffnet uns dieses Wort einen weiten Blick rückwärts und vorwärts.

Vom Sündenfall im Paradiese an bis auf Johannes den Täufer geht eine Reihe von Weissagungen durch die Geschichte hindurch, die sich, wie die Quellen vom Gebirge, schließlich zu einem breiten und tiefen Strom gestalten, und die alle auf den Herrn und seine Heilsarbeit zusammenlaufen. Sie waren vier tausend Jahre hindurch der Gegenstand des Glaubens, der Hoffnung, des Sehns nach allen edlen Menschen, denn sie redeten dem gesunkenen Geschlechte von Hilfe, von Rettung, von ewigem Heile, das Gott ausführen werde durch einen Mann, „in welchem er's beschlossen hat.“ Sie zeichneten zum voraus seine gottmenschliche Person, seine Geburt von einer Jungfrau, aus Bethlehem, die Zeit seiner Ercheinung, sein Amt als höchster Prophet, Hohepriester und König der Menschheit, die Schicksale seines Lebens; hauptsächlich aber schilderten sie sein stellvertretendes Leiden bis in die kleinsten Details. Diese ergreifenden Weissagungen waren erfüllt, als er ausrief: Vollbracht!

Erfüllt waren durch ihn alle jene bedeutungsvollen Vorbilder im Alten Testament, von Melchisedek, Joseph, Mose, David, Salomo, Jonas, von Isaaks Opferung, von der Erhöhung der Schlange in der Wüste und andern.

Besonders aber ist durch Christum der alttestamentliche Opferdienst und das vorbildliche Priestertum zur Erfüllung und zur Ruhe gekommen. Ströme von Tierblut flossen in Israel durch zweitausend Jahre hindurch nach Gottes eigener Anordnung, „daß euere Seelen damit versöhnt werden. Denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben.“

Im besondern war die Ordnung des großen Versöhnungstages bedeutungsvoll. Da mußte der Hohepriester „seine beiden Hände auf des Boctes Haupt legen und bekennen auf ihn alle Missethat der Kinder Israel und alle ihre Uebertretung in allen ihren Sünden.“ Das Blut des Bundes aber mußte er ins Allerheiligste tragen und siebenmal gegen die Bundeslade sprengen. Das Tierblut aber

konnte nicht die Seele des Menschen lösen, nicht die Sünde wegwaschen. Es war ein Vorbild, eine Weissagung, eine beständige Predigt von der Sündhaftigkeit des Menschen, von der Notwendigkeit einer Reinigung und von dem großen, heiligen Opfer, das Gott zur Versöhnung der Welt beschlossen hatte. — Dieses Opfer ist auf Golgatha vollbracht, „Mit einem Opfer hat Christus in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden.“ Das Abendmahl tritt an die Stelle des Passahmahltes, Christi Blut an die Stelle des alttestamentlichen Bundesblutes. Die Vorbilder haben ihre Erfüllung gefunden.

4/ Vollbracht war ein heiliger Gehorsam gegen Gottes heiliges Gesetz. Gott hat einst, als er den Menschen sein Gesetz gab, gesagt: „Verflucht ist, wer nicht hält alle Worte dieses Gesetzes.“ Dieser Fluch lastete auf der ganzen Menschheit. Tiefes Mißfallen mußte der heilige Gott an der ganzen Menschheit haben. Durch Christum ist ihr aber Gottes Wohlgefallen wieder zugewendet worden, denn in ihm steht nun einer unter den Menschen, der Gottes heiligen Willen vollkommen erfüllte. Er hat „geliebt den Herrn seinen Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte, und seinen Nächsten — mehr als sich selbst.“ Er hat die Gerechtigkeit, vom Gesetz erfordert, vollkommen dargestellt und ist damit geworden des Gesetzes Ende.

Er hat den Fluch des Gesetzes von den Menschen genommen damit, daß er ward ein Fluch für uns, und hat damit eine ewige Erlösung für alle Menschen gestiftet. „Wer nun an ihn glaubt, der ist gerecht.“ „Er ist geworden unsere Gerechtigkeit, unsere Heiligung und unsere Erlösung.“

Ja auch unsere Heiligung ist vollbracht. Befreit von dem Fluche des Gesetzes, von Sünde und Schuld, und eingepflanzt in sein göttliches Leben, wachsen wir am inwendigen Menschen zu seinem Bilde hin und werden als Glieder seines Leibes seiner Vollkommenheit, seiner Herrlich-

feit seiner ewigen Gemeinschaft theilhaftig. Seine Gemeinschaft ist aber die Gemeinschaft des heiligen Gottes. So ist in ihm und durch ihn wiedergebracht alles was durch die Sünde verloren war. Der ewige Liebesrat Gottes gegen die Menschenwelt und unsere ewige Bestimmung zu Gottes Herrlichkeit ist durch seine Opferthat vollendet. Gottes Wohlgefallen, Gottes Vaterliebe ist uns im Glauben an ihn zugewendet. Unsere zeitliche und ewige Gotteskindschaft ist vollbracht. — Alle Ströme der Seligkeit, mit denen Gott im neuen Himmel und auf der neuen Erde in Ewigkeit seine Erlösten erquickten wird; „alle die unaussprechlichen Dinge, die kein Mensch sagen kann,“ „was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben,“ es ist alles in diesem Worte beschlossen. Ewiges Heil ist für alle Menschen in vollkommener Weise vollbracht. Ohne Verdienst können nun alle gerecht werden durch seine Gnade.

Auf Grund dieses Wortes ergeht nun von seiten des heiligen, großen Gottes ein Generalpardon an alle Welt: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Ende, denn ich bin Gott, und keiner mehr.“ „Der Gottlose lasse von seinem Wege und der Uebelthäter von seinen Gedanken und bekehre sich zum Herrn, so wird er sich seiner erbarmen, und zu unserem Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung.“ „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich und saget ihr, daß ihre Kampfeszeit ein Ende hat, daß ihre Missethat vergeben ist.“ Alle Welt soll nun erfahren und schauen das Heil Gottes. Eine volle freie Erlösung verkündet dieses Wort allen Menschen. Es kann unserem Volke nicht genug betont werden, daß nun unsere Erlösung eine vollendete Thatfache, daß unsere Selig-



keit eine Gnadengabe, ein freies Geschenk Gottes ist, daß wir sie nicht erst zu verdienen brauchen. Denn dieser Irrtum, durch unser Gutsein den Himmel zu verdienen, steckt leider fast allwärts tief in den Herzen. Daß unser Leben zur Erlangung der Seligkeit keinen Wert hat, das ist vielen braven Leuten unbegreiflich. Es thut sehr not, diese grundlegende Wahrheit, daß wir nun nichts mehr zu thun haben, als unsere Sünden unserem Gott zu bringen und verlangend die Hand nach seinem Heile auszustrecken, mehr in den Vordergrund zu stellen. Viel mehr als man glaubt, plagen sich die Menschen noch mit ihrer eigenen Gerechtigkeit, und kommen dadurch nicht zum Frieden. Unter zehn Sterbenden, die selig werden möchten, sind es durchschnittlich neun, die dem Pfarrer bekennen, sie hoffen in der Ewigkeit auf ein besseres Los, weil sie brave Leute gewesen seien. Es wäre lieblos, solche Leute als selbstgerechte Pharisäer zu behandeln. Ihre Unwissenheit in dieser Hauptsache fällt weniger ihnen selbst zur Last, als den Menschen, die sie zu unterrichten hatten. Ein gut Theil unseres christlichen Volkes ist, wenigstens in diesem Stücke, noch ziemlich katholisch, oder rationalistisch im besseren Sinne. Es ist in unserer ersten Zeit wenig damit gethan, daß wir wissen zwischen Luther und Calvin zu unterscheiden, oder auf Luther, Calvin, Wesley oder sonst einen zu schwören, oder uns um Staatskirche oder freie Gemeinde zu ereifern. Es gilt die großen Grundlehren des Evangeliums von Sünde und Gnade mit Ernst und Erbarmen zu verkündigen. Das allein hat Erfolg. Immer mehr sehen die Gläubigen das auch ein. Und das ist gut. Das ist ein großer Fortschritt.

Jeder Mensch trägt in sich ein Dürsten nach Glück und Wohlfsein, nach Freude und Frieden. Wohl'an, richte dein Herz mit all seinem Verlangen auf Gott und sein Heil, wie er es in Christo dir anbietet, und es wird gestillt werden! Nur auf diesem Wege wird es gestillt, ganz und ewig gestillt.

Wer in Christo seinen Gott als Vater gefunden, der hat in der That „sein Glück gemacht.“

Mit dieser Ueberzeugung im frohen Herzen gilt es die Verirrten, die noch an löchrichten Brunnen ihren Durst zu stillen suchen, einzuladen, und mit herzlichem Erbarmen sie zu mahnen: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ — Mit dieser herrlichen Botschaft gilt es, die Verzagten, die Kleingläubigen, die Kranken aufzurichten und zu stärken: „Ich, ich tilge deine Sünde um meinetwillen.“ „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.“ „Und wenn deine Sünde gleich blutrot wäre, so soll sie doch schneeweiß werden.“ — Den Gläubigen soll dieses Wort ohne Unterlaß ins Gedächtnis rufen: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes.“ „Ihr seid wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung.“ „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden — die herrlichen Eigenschaften — dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte.“ „Wandelt nur würdiglich dem Evangelium Christi.“

Freilich liegt in diesem großen Worte unseres Herrn auch noch etwas anderes für uns, als nur der angedeutete Trost und die Mahnungen. Es ist uns auch Vorbild. „Ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte!“ „Es ist vollbracht!“ Was liegt doch Großes und Ergreifendes in diesen Worten! Auch wir haben unsere Aufgabe in dieser Welt. Kein Landmann oder Gärtner pflanzt und pflegt eine Pflanze oder einen Baum ohne Zweck. Von den einen erwartet er Frucht, von den andern Blumen, Zierde, oder wenigstens Schatten. Sollte unser Gott wohl einem Geschöpfe seines Reiches Leben und Pflege geben, ohne einen bestimmten Zweck mit ihm zu haben?

Es wäre thöricht zu meinen, Gott wolle nur unsere Seligkeit. Das vor allem, aber auch das mit einem Zwecke. Jeder Mensch hat seine besondere Gabe, und mit derselben eine besondere Aufgabe, die er zu Gottes Ehre und seinem und anderer Nutzen und Heil entwickeln und verwerten soll. Wie viele Menschen fragen gar nie nach ihrer Aufgabe, und wie wenige könnten sterbend sagen, nur annähernd sagen: Ich habe den Kampf gekämpft, ich habe den mir verordneten Lauf vollbracht, ich habe meine besondere Lebensaufgabe erfüllt. Diese seine eigentümliche, besondere Lebensaufgabe muß jeder selbst erkennen und finden aus seinen Gaben, seiner Stellung, seinen Führungen. Sie erkennen und sie dann mit besonderer Treue zu erfüllen suchen, das giebt dem Herzen Befriedigung, Ruhe, Trost, Kraft, Harmonie; — man hat sich selbst gefunden.

Es ist ein wunderbares Wort, das jeden Menschen, auch den gleichgültigen und ungläubigen, zum Nachdenken auffordern sollte. In dem Augenblick, in dem der Herr sein Leben in den Tod giebt, ruft er aus: „Es ist vollbracht!“ Das schien ja aber vor aller Augen ein Triumph der Feinde Jesu zu sein! Sie, sollte man glauben, hätten rufen sollen: Nun ist unser Plan gelungen, unser Werk vollbracht; Jesus aber hätte denken sollen: Es ist alles verloren. Denn sich unterdrücken, sich von seinen Feinden töten lassen, heißt sonst in der ganzen Welt nicht seine Sache gewinnen, sondern verlieren. Jesus aber verblutet still und ruft sterbend aus, alles sei nun gewonnen, ein großer Sieg vollbracht! Das ist ein göttliches Thun. Schon nach drei Tagen zeigte sich die Wahrheit seines Wortes und seine Wirkung schlägt ihre Wellen durch achtzehnhundert Jahre hindurch bis in unsere Reihen herein. Auch ein Thor muß heute erkennen, daß Christus sterbend einen großen Sieg ersochten, ein großes Reich gegründet hat. Man kann heute Christum hassen, wie einst; aber man kann nicht leugnen, daß er eine große

Gemeinde unter allen Völkern hat, die ihn liebt, ihm dient, in ihm Frieden und Erlösung gefunden hat. — „So hoch der Himmel über der Erde ist, sind auch meine Gedanken höher, denn eure Gedanken, und meine Wege, denn eure Wege.“ Die Menschen meinen, sie müssen ihr Recht verfolgen, dafür kämpfen, ihre Feinde abtreiben, sonst gehe alles verloren. „Wer aber hat mehr Recht und wem geschieht mehr Unrecht als Gott? Verfolgt er aber sein Recht, wie er könnte? Vergilt er der Welt nach ihrer Missethat? Braucht er Gewalt gegen seine Feinde? Und hat er je seine Sache verloren? Mit Geduld trägt er die Menschen und läßt das Böse ausreifen. Alles Böse trägt den Keim des Todes in sich und wird verwelken, während alles Gute und Wahre die Kraft Gottes in sich trägt und darin siegen wird. Darum: Geduld ist euch not, daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfanget.“

„In jener großen Stunde auf Golgatha galt es nicht Fragen, die sonst wohl unter den Menschen zu den wichtigsten gehören: Soll dies oder das geändert und verbessert werden an den Gesetzen und Sitten eines Staates? Es galt vielmehr eine Frage einzig in ihrer Art, an welcher Leben oder Untergang der ganzen Welt hing; soll das Menschengeschlecht seinen Gott und das Himmelreich vollends verlieren und verfinken in Liebe und Irrtum, Bosheit und Unreinigkeit, oder kann der tausendjährige Sündenfluch von demselben noch weggenommen und ein neues Reich des göttlichen Lebens erbaut werden mitten unter den Werken des Todes und der Finsternis? Das zu vollbringen hat Christus auf sich genommen.“ (Beck.) Freilich, wer die Menschen anschaut, die auf Golgatha das Kreuz umstehen, der „könnte verzweifeln an aller Besserung derselben und denken, alles sei verloren, mit einem solchen Geschlecht sei nichts mehr anzufangen. Allein: „Es ist vollbracht!“ rief Jesus in dem Augenblick, als er das Haupt zum Sterben neigte. Und Millionen

Wesen riefen es im Himmel nach, und Millionen rufen es seither auf Erden aus, — „Es ist vollbracht!“

## 9. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

„Und Jesus rief mit lauter Stimme und sprach: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Und als er das gesagt, verschied er“ (Luk. 23, 46).

Dieses letzte Wort des Herrn vom Kreuze betrifft ihn selbst, es ist sein Sterbenswort. Es schließt sein Leiden ab, wie es begonnen hat, mit dem Vaternamen auf den Lippen. Ja es beschließt sein Leben, wie es anfang, denn das erste Wort aus seinem Munde, das wir kennen, ist ein Wort von seinem Vater. Sein ganzes Leben war ein Leben der Gemeinschaft, der Liebe, des Gehorsams gegen den Vater, und sein Sterben drückt seinem Leben das Siegel auf. Ein solches Leben konnte nur so enden. Für uns ist es wichtig, das Sterben unseres Heilandes anzuschauen. Zwar fehlt es keinem Menschen an Gelegenheit, Sterbende zu sehen und zu beobachten. Hier aber vollzieht sich ein einzigartiges Sterben, bei dem wir etwas lernen können. Die wenigsten Menschen lernen sterben. Man lernt viel für das Leben und vergißt meistens, daß unser Sterben das wichtigste und schwerste im Leben ist. Hast du sterben gelernt? Hier kannst du es lernen. Nicht jeder sagt, wie es ihm im letzten Augenblick, vor der Thüre der Ewigkeit, zu Mute ist; die wenigsten könnten es sagen. Der Herr aber läßt uns einen Blick in sein brechendes Herz thun und offenbart uns, wie er stirbt. Er thut das nicht um feinetwillen, sonst hätte er es im stillen gethan. Thut er es mit lautem Rufe, so hat er auch damit, sterbend, noch Gedanken an uns. Wir sollen dieses Sterben im tiefsten Grunde kennen, anschauen, studieren und es zu dem unsrigen machen.

Was offenbart uns dieses Wort?

Es offenbart uns vor allem ein heiliges Sterben, das Sterben eines Gotteskinds, zwischen dem und dem heiligen Gott nichts Trennendes besteht. Nicht nur als der, welcher sagen konnte: „Ich bin ausgegangen vom Vater und gekommen in die Welt, wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater,“ — nicht nur als Gottessohn, sondern als heiliger Menschensohn, als der erste Mensch, der es so thun konnte, übergiebt er seinen Geist in die Hände des heiligen Vaters. So ist bis dahin kein Mensch von der Erde in die Ewigkeit gegangen. Schwer war das Sterben allerwärts. Die Geschichte des Lebens und Leidens aller einzelnen Menschen, wenn man sie kannte, wäre gewiß furchtbar schmerzlich. Aber die Geschichte ihres Sterbens wäre grauenhaft, unerträglich. Bei den edelsten, besten, frommsten Menschen war es ein Sterben der Hoffnung auf Gottes Erbarmen, — aber doch eben nur der Hoffnung, nicht der freudigen, kindlichen Gewißheit. Nicht ein Heimgang. Wohl hat sich auch vor Christi Erscheinen der hoffende Glaube hoch aufgeschwungen bei einzelnen edlen Geistern, die kühn die Verheißungen Gottes umklammerten und ahnten, sie werden ein ewiger Anker sein. Aber es waren nur wenige. Gestorben aber sind alle. Wer zählt die ungewissen, schmerzlichen, die hoffnungslosen, verzweifelnden Todesseufzer, die unsere Erde schon von unsterblichen Menschenseelen hören mußte! Ein schauerliches Leichenfeld ist unsere Erde. Eine Generation nach der andern sinkt ins Grab, und jede folgende wandelt meist gedankenlos auf dem Staube der vorangegangenen, ohne Heimat, ohne Rettung vor dem finstern Feind. Macht dieser Feind aber nach einigen Jahren sein Recht geltend, dann tritt an die Stelle der Sorglosigkeit die Angst, die Not, die Hoffnungslosigkeit. Hier auf Golgatha verabschiedet nun ein Mensch in anderer Weise. Er ist seiner Sache gewiß, völlig ewig; er weiß wohin er will, wohin er



gehört, wohin er kommt. Er geht ruhig, sicher aus der Fremde in die Heimat, — an das Herz des Vaters. „In deine Hände, Vater, übergebe ich meinen Geist.“ Hier ist Klarheit, seliges Bewußtsein, Kindesgefühl. Er kennt den Ort der Ruhe, die Heimat des Menschengeistes und weiß, er hat ein herrliches Anrecht auf diesen Ort. Nichts konnte ihn davon trennen. O, wie wird es ihm wohl gewesen sein, als er wußte, daß er jetzt die bittere Fremdlingschaft verlassen dürfe, daß er jetzt den Händen der Menschen, den Sünderhänden entnommen und auf ewig in den Vaterhänden der Liebe geborgen sei, — daß jetzt sein Heimweh auf ewig gestillt sein werde!

Mein dieses heilige Sterben des Herrn wäre uns kein Trost, es müßte uns vielmehr nur mit tiefem Weh erfüllen, wenn es nichts mehr als eine geschichtliche That wäre. Nun ist es aber für uns bahnbrechend. In seinem seligen Sterben hat er unser seliges Sterben erkaufte und vollendet, denn er nahm unsere Sünde, unsere Schuld, alles was uns von dem heiligen Gott trennte, mit ins Grab. Er hat feierlich und öffentlich Rechenschaft abgelegt, daß sein Werk der Erlösung vollbracht sei. Die Schrift war erfüllt, das Gericht über die Welt getragen, die Fluten des Leidens überstanden, der Tod innerlich empfunden und besiegt. Nun fehlt nur noch das eine, letzte, in dem er seinen Brüdern gleich werden wollte, — sein leibliches Leben in den Tod zu geben, zu sterben, um auch diesen Weg für die Menschen zu bahnen, zu weihen, zu beseligen, um das Thal der Todesschatten für die Seinen zu erhellen. Und damit hat er allerdings in das tiefste Dunkel der Menschheit Licht gebracht, den schwersten Gang des Menschen leicht gemacht. Die Menschen, die es suchen, können nun sterben wie er starb: froh, siegesgewiß, kindlich, heilig.

Es gibt nichts Ungewisseres, als das menschliche Leben. Von einem Tag zum andern schweben wir in Gefahr, alles

zu verlieren, was die Erde uns bietet, was Jahre des Schaffens uns erworben haben, all unser Erdenglück. Was allein allen Menschen wirklich gewiß ist, das ist der Tod, mit eben dieser entsetzlichen Ungewißheit über die Zeit unseres Sterbens. Hier gilt keine Regel, kein Gesetz. Aller Menschenverstand, alle Kunst wird zu Schanden vor dieser finstern Macht. Heute stirbt hier ein liebliches Kind, dort ein blühender Jüngling oder Jungfrau, oder ein Mann, eine Frau, aus den besten Jahren und aus Verhältnissen, die den Verlust als unersehblich, oft erschütternd erscheinen lassen. Jeder Tag bringt wieder das gleiche schmerzliche, thränenvolle Schauspiel. Kein Mensch kann durchs Leben gehen, der nicht wiederholt Zeuge solch trauriger Verwüstung sein muß. Kein Erdenglück ist auch nur einen Tag zum voraus sicher. Wer kann einen Gottesacker betreten, ohne daran zu denken, wie unberechenbares Leid und Weh alle die Gräber verursacht haben, wie viel edles Menschenglück und auch wie viel Unglück hier begraben liegt! Man sollte meinen, daß auch der roheste Mensch beim Anblick dieser entsetzlichen Wirklichkeit des Menschenlebens, beim Sehen dieses schmerzvollen Schauspiels Tag für Tag, endlich die gewaltige Predigt verstehen und den Ernst seines armen kurzen Lebens erkennen müßte. Man sollte glauben, daß jeder Mensch vom ersten Todesfalle an, den er erlebt, nicht anders könnte, als an sein eigenes Sterben zu denken und im Hinblick darauf sein Leben zu leben, — täglich auf den Tod sich zu rüsten und es seine größte Sorge sein zu lassen, wie er sterben könne.

Wenn es zum Sterben geht, da möchte schließlich jeder friedlich, hoffnungsvoll, selig sterben. Ich habe in dreiundzwanzig Jahren meines Amtes viele Menschen aus fast allen Klassen auf dem Sterbebette gesehen; aber noch nicht einer ist mir vorgekommen, der nicht in den letzten Stunden gewünscht hätte, selig zu sterben. Der Ernst der Ewigkeit

und unser Gewissen sind eben überwältigende Zeugen. Lassen wir sie zu Worte kommen, ehe unsere letzte Stunde anbricht. Und da wir diese nicht kennen, gilt es: „Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht.“

Du willst freudig, hoffnungsvoll, selig sterben? Ich weiß, daß du es willst, dein Gewissen bezeugt es. Nun, gehe nach Golgatha, dort allein kannst du es lernen. Wer sterbend seine Seele in die Hände des Vaters befehlen kann, der allein kann auch ruhig und getrost, glücklich und selig sterben. Das setzt aber voraus, daß du den heiligen Gott deinen Vater nennen darfst, daß du wirklich sein Kind geworden bist, daß du in Christo Vergebung deiner Schuld empfangen und durch Gottes Geist die Versiegelung deiner Kindschaft erfahren hast. Nach deinem Leben, nach diesem innersten Geistesleben deines Herzens wird sich dein Sterben gestalten. Hier gilt es erst recht: „Was der Mensch sät, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch sät, der wird vom Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten.“ „Trübsal und Angst über alle Seelen, die böses thun. Preis aber, und Ehre, und Friede über alle, die gutes thun.“

Es ist unzweifelhaft, daß die Stunde unseres Sterbens die ernsteste und wichtigste unseres Lebens ist. Kein Ereignis unseres Lebens kann die Bedeutung unseres Sterbens übertreffen. Vor dieser Stunde muß auch das Wichtigste im vergangenen Leben erblaffen und in den Hintergrund treten. Ist aber das Sterben ein hoffnungsloses, unseliges, so ist das Unglück ein unbeschreibliches. „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an seiner Seele; oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ „Es wäre demselben Menschen besser, daß er nie geboren wäre.“ Wer noch ein Regen des Gewissens hat und sich in diesen Gedanken ver-

tieft, der muß erkennen, daß er schaurig, entsetzlich, verzweiflungsvoll ist. Doch, Gott sei Dank, wir müssen nicht so sterben, wir können nun anders aus dem Leben in die Ewigkeit gehen.

Ein seliger Weg öffnet sich für die Menschen, die Christo angehören. Lieblich und trostvoll ist das Sterben eines Gotteskinds. „Ich will wieder kommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin.“ „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast.“ „Selig sind, die in dem Herrn sterben von nun an.“ Ja, es wird ein unbeschreiblich seliger Augenblick sein, wenn ein müdes, heimwehvolles Gotteskind sein Haupt zum Sterben neigt, seinen Geist glaubensvoll in die Hände des barmherzigen Gottes befiehlt, sein irdisches Auge schließt und dann seinen verklärten Herrn erblickt, der es mit göttlichem Erbarmen in die Heimat, in seine Herrlichkeit führt! Der Augenblick wird überschwenglich lohnen alles Weh der langen, traurigen Fremdlingschaft. Da wird jeder mit Dankesthränen bekennen müssen, daß „die Leiden dieser Zeit nicht wert waren der Herrlichkeit, die uns geoffenbaret wird.“ Möge uns der Herr, nach unserer kurzen Pilgerzeit, eine solch selige Heimkehr ins Vaterhaus zu teil werden lassen! —

## 10. Gnaden- und Gerichtsbilder bei Christi Tod.

Matth. 26, 51—54.

Als mit dem Verschenden des Gottmenschen die weltgeschichtliche That der Erlösung vollendet war, erging eine Erschütterung durch alle Reiche der Schöpfung, durch die sichtbare und unsichtbare Welt. Eine solch ungeheure Thatfache sollte auch allem, was besteht im Himmel und auf

Erden und unter der Erde, in gewaltiger, göttlicher Weise bezeugt werden. Vier wunderbare Ereignisse sind uns berichtet, zwei aus der unsichtbaren und zwei aus der sichtbaren Welt.

„Der Vorhang im Tempel zerriß von oben an bis unten aus.“ Dieses bedeutungsvollste Zeichen im Tempel war nur ein sichtbarer Nachklang dessen, was in der unsichtbaren Welt, im Himmel, vorgieng. Mose mußte einst das irdische Heiligtum Israels nach dem himmlischen Urbilde herstellen, wie es ihm auf dem Berge gezeigt wurde (2 Mose 25). Das Allerheiligste im Tempel, wo Gott unter seinem Volke über dem Gnadenstuhle thronen wollte, war durch einen kostbaren dicken Vorhang verschlossen. Niemand durfte hineinschauen. Nur einmal im Jahre, am großen Versöhnungstage, mußte der Hohepriester mit dem Blute des Bundes hineingehen, wie wir schon weiter oben ausführten. Das Allerheiligste Gottes war den Menschen, allen Menschen, verschlossen. Kein Sünder durfte mit Gott verkehren oder sein Heiligtum betreten. Die Sünde schied das Menschengeschlecht von dem heiligen Gott. Das sollte durch den Vorhang im Tempel dem Volke unablässig in Erinnerung gebracht werden. Als aber das große Opfer auf Golgatha für die Schuld der Welt vollbracht war, als das Lamm Gottes den Geist aufgab, um mit seinem eigenen heiligen Blute ins Allerheiligste Gottes im Himmel einzugehen, als damit die Sünde der ganzen Welt gesühnt und eine vollkommene Erlösung für alle Menschen errungen war, da zerriß durch Gottes heiliges allmächtiges Walten der Vorhang im Tempel und öffnete so den Zugang in das irdische Heiligtum, um damit anzukünden, was nun im Himmel, im ewigen, wahrhaftigen Heiligtum geschehen sei, — daß nun die Scheidewand weggethan, die Handschrift, die wider uns war, zerrissen, daß eine offene Thüre, ein freier Zugang zum Allerheiligsten des versöhnten Vaters

nun für alle Menschen hergestellt sei. — Es dürfte kaum einen Christen geben, dem die Bedeutung dieses wunderbaren Zeichens nicht von Jugend auf klar wäre. Anders aber verhält es sich freilich mit der praktischen Anwendung dieser Kenntniss. Nur wenige Menschen schätzen und würdigen die ganze Herrlichkeit, die uns hier geoffenbart ist. Der Hebräerbrief (Kap. 10) deutet sie uns an in den Worten: „So wir denn nun haben, liebe Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes, so laßet uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, in völligem Glauben, besprengt in unsern Herzen, und los von dem bösen Gewissen, und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser; und laßet uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken, denn er ist treu, der sie verheißen hat.“ Wenn ein gewöhnlicher, armer Mensch aus besonderer Veranlassung die Gnade hätte, bei einem mächtigen Monarchen der Erde, vor dem die Fürsten und Großen des Reiches sich in tiefer Ehrfurcht beugen, freien kindlichen Zutritt zu haben, zu jeder Zeit alle seine Bedürfnisse und Wünsche aussprechen zu dürfen, — wie groß würde dieses Menschen Glück sein! Wie würde er selbst es rühmen und andere ihn darum beneiden! Und doch ist uns ein noch herrlicheres Privilegium zu theil geworden. Der allgewaltige Gott, vor dem die Cherubim und Seraphim, die mächtigen Engelsfürsten der unsichtbaren Reiche, in tiefster Ehrfurcht sich beugen und ihre Kronen vor seinem Throne niederlegen, — er erlaubt aus unbegreiflichem Erbarmen, um seines Sohnes willen, der sich nicht schämt, uns Brüder zu heißen, daß wir arme, gefallene Geschöpfe zu jeder Zeit vor seinen Thron kommen, ihn Abba, Vater, nennen und ihm alle unsere Sorgen darlegen, unser Leid klagen, unser Herz ausschütten, uns Trost, Kraft, Frieden, Segen, Hilfe aller Art holen dürfen! O wer faßt die Größe dieser Gnade!



Wer würdigt sie genügend! Wer preist sie gebührend vor einem armen, hilfesuchenden, thörichten Geschlecht! Wie, — der allmächtige Gott, in dessen Hand dein Wohl und Wehe liegt, öffnet selbst die Thüre seines Heiligtumes und ladet dich ein, dir zu holen Gnade um Gnade, und du gehst vorbei in deiner Armut und hörst nicht und siehst nicht? Der Vater ruft sein bekümmertes Kind zu sich, daß er ihm den Kummer stille, die Thränen trockne, die Last abnehme, ihm Frieden und Freude für den betrübten Geist schenke, und das Kind will nicht kommen, will seine Last weiter schleppen, will hoffnungslos sonst wo Hilfe suchen? Der Vater hat „ein Festmahl und das beste Kleid“ bereit für sein armes, verirrt, verlorenes Kind, und du willst im fremden Lande in Fekzen, mit Träbern dich begnügen? O möchte doch der barmherzige Gott einen Prediger erwecken, der all die Herrlichkeit, all das Erbarmen des Vaterherzens unseres Gottes mit neuer Macht in unser armes Volk hineinrufen könnte, bis es erwachte und die Herrlichkeit seiner Berufung erkannte!

Das zweite Zeichen aus der unsichtbaren Welt war die Auferstehung vieler Gläubigen. „Und Gräber thaten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen.“ Als bald sollte es nach Gottes Willen kund werden, „daß Christus der Herr sei über Lebendige und über Tote.“ Auch in dem Reiche der abgeschiedenen Seelen bewirkte sein Sterben eine durchgreifende Veränderung. Diejenigen, die im Glauben an ihn als den künftigen Erlöser entschlafen waren, deren Hoffnung er im Leben und im Sterben war, wie ein Simeon, eine Hanna, ein Johannes und andere, sie sollten nun, wie die nachher Sterbenden, als bald zum Herrn kommen, um bei ihm zu sein allezeit. Nicht allein sollte er in das nun geöffnete Allerheiligste im Himmel einziehen. Alles was bisher im Vorhose auf die Erlösung gläubig wartete, durfte er als Frucht seiner Arbeit mit sich führen.

Es war der Anfang der Erfüllung des Wortes: „Alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und werden hervor gehen.“ „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Wer als gläubig Verstorbener reif war zum Eingang in das Heiligtum Gottes, der durfte mit Christo auferstehen, um mit ihm ins himmlische Wesen der Vollendung versetzt zu werden. Ihr Erscheinen in Jerusalem war, wie des Herrn eigene Erscheinungen, ein göttliches, überwältigendes Zeugnis für des Herrn Erlösungsthat und für seine Grab und Tod besiegende Gottesherrlichkeit. Zugleich ist es eine Weissagung für die Auferstehung aller Toten durch Christum, im besonderen für die selige Auferstehung der in ihm Entschlafenen.

„Und die Erde erbehte, und die Felsen zerrissen.“ Ein gewaltiges Erdbeben durchschauert die Natur. Das war eine würdige von Gott verordnete Totenfeier dem Mittler der Menschheit, dem, durch den und zu dem alles geschaffen ward, was geschaffen ist. „Wo diese schweigen, werden die Steine schreien,“ hat der Herr kurz vorher von seinen Jüngern gesagt. Sie schweigen in diesem großen Augenblick. Keiner von den Tausenden, die ihn kannten und offen oder verborgen liebten, wagt zu reden. Keiner versteht die große That. Da tritt Gott ins Mittel und giebt ein Zeugnis, das Freund und Feind erschüttern muß. Die Erde, das Wohnhaus der Sünder, der Schauplatz ihrer Greuel und Schuld, die entweihte Stätte ihres Wohnens durchzittert mit Krachen und Dröhnen. — Es war vor allem ein Gotteszeugnis für die Größe der nun vollbrachten That und für die Majestät dessen, der soeben verschied. Dann aber war es gewissermaßen ein freudiges Erbeben der Natur darüber, daß jetzt der viel tausendjährige Fluch, der um der Menschen Sünde willen auf ihr lastete, getilgt sei. Paulus sagt von ihr das schöne Wort: „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.“

Denn auch die Kreatur wird frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" (Röm. 8, 19. 21). In Christi Sterben war auch der Kreatur das Angeld gegeben zu ihrer einstigen herrlichen Erneuerung und ewigen Befreiung. Da aber die Vollendung der Erde zu paradiesischer Herrlichkeit nur durch eine Weltwiedergeburt, durch Tod und Auferstehung erfolgen kann, so darf diese Erschütterung bei Christi Tod auch als Vorbild des Gerichtsprozesses, durch den die Welt am Ende hindurchgehen muß, angesehen werden. Für die Menschen war es jedenfalls ein Gerichtszeichen. Es war ein Vorbote, eine Weissagung des Endgerichtes, wo „die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente vor Hitze zerschmelzen und die Erde und die Werke in ihr verbrennen.“

Diesen Eindruck haben auch die Menschen davon bekommen. Es bewirkte eine Erschütterung der Herzen. „Der Hauptmann aber und die bei ihm waren, da sie sahen, was da geschah, erschrafen sehr und sprachen: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch, er ist Gottes Sohn gewesen. Und alles Volk, das da war und zusah, da sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust und wandten wieder um.“ Das Bekenntnis des heidnischen Hauptmannes ist ein Wunder der Gnade. In dem Augenblicke, in dem alle Hoffnung aus den Herzen der Jünger verschwindet, fängt es in seinem ergriffenen Herzen an zu tagen. Schon viele Sterbende hat der rauhe Kriegermann gesehen, aber ein solches Sterben hat er nie kennen gelernt. Es war ihm ein göttliches Sterben. Frei bekennet er, was sein Herz empfindet, und richtet damit die ungerechten Richter des Herrn. Er wurde so der Erstling einer „unzählbaren Schar aus allen Heiden und Völkern und Sprachen,“ die durch das Kreuz, durch das heilige Sterben des Herrn, zum Glauben an ihn und zum Leben in Gott gekommen sind und noch kommen.

Aber auch bei dem Judenvolke, das in unzählbaren

Massen das Schauspiel auf Golgatha mitansieht, schlagen die Gerichtszeichen ins Gewissen. Unter dem Eindruck der schweren Schuld ihres Volkes und ihrer Mitschuld gehen sie erschüttert nach Hause. Es sind die Vorboten des Pfingsttages, wo sie fragten: „Ihr lieben Männer, was müssen wir thun,“ die sich hier bereits einstellen, und zugleich ist es eine Frucht der Fürbitte des Herrn vom Kreuze. Was Christi Worte im Leben nicht vermochten und nicht erreichten an dem großen Haufen des Volkes, das erreicht sein heiliges Sterben. Als bald bei seinem Tode zeigen sich die ersten Regungen des neuen Lebens, das der Menschheit fort und fort aus seinem Sterben erwachsen sollte.

Darum wollen auch wir, nachdem wir uns den gekreuzigten Christus wieder „vor die Augen gemalt haben,“ mit Paulus sagen: „Ich schäme mich dieses Evangeliums nicht, denn es ist eine Gotteskraft, selig zu machen alle, die daran glauben.“ „Wir aber predigen den gekreuzigten Christus, der den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit ist; denen aber die berufen sind, beides Juden und Griechen, predigen wir Christum als göttliche Kraft und göttliche Weisheit.“





## VII.

### Charakterbilder.

**M**ir glauben, daß die verschiedenen Persönlichkeiten, die in der Kreuzigungsgeschichte auftreten, die Menschheit, wie sie zu allen Zeiten war, darstellen. Jeder einzelne repräsentiert eine Klasse von Menschen, von Gefinnungen, von Charakteren. Es wäre ein interessantes Studium, die Personen, wie sie in diesem großen Drama sich zeigen, die guten und die bösen, unter diesem Gesichtspunkt darzustellen. Es gäbe einen Weltspiegel, in dem wohl jeder irgendwo sein Porträt antreffen würde. Die höchste Bosheit und die hingebendste Liebe und Treue, die kalte, stupide Gleichgültigkeit und die tiefste Herzensergriffenheit, die gutmütige Schwäche und der tapferste Glaubensmut treten wiederholt in verschiedenen Schattierungen auf die Bühne. Zwischen inne steht der Heiland in unvergleichlicher Majestät und beleuchtet, wie die Sonne am Himmel, alles was ihm nahe tritt.

Wir haben uns bisher bestrebt, die Leute, denen wir in der Gemeinschaft des Herrn begegneten, kurz und wahr,

zu schildern. Die Jünger, die Hohenpriester und der hohe Rat, Pilatus in seiner furchtbaren Lage, Herodes, Jerusalems Frauen, Simon von Cyrene, die Schächer am Kreuze, Johannes, Maria und die edlen Jüngerinnen, der heidnische Hauptmann unter dem Kreuze sind der Reihe nach an uns vorübergezogen. Wir wollen deshalb hier nicht mehr auf sie zurückkommen. Dagegen dürfen wir die schönen Gestalten des Joseph von Arimathia und des Nikodemus, sowie die schmerzlichen des Judas und Petrus nicht mit Stillschweigen übergehen. Ueber sie daher noch einige Worte.

## I. Zwei verborgene Helden.

Die größte, schrecklichste und geheimnißvollste That der Weltgeschichte ist auf Golgatha vollendet. Auf der einen Seite ist sie die freie Liebesthat des heiligen Gottes: die Hingabe seines Sohnes ins Gericht, in den Fluch für die Sünde durch Sünderhände, in den Tod an der Statt von vielen; auf der andern Seite ist sie die That der in Satans Macht gebundenen Menschen, die Vollbringung der denkbar höchsten Sünde, die Ermordung des heiligen Gottmenschen, des Welterlösers.

Der heilige Leib des Heilandes hängt entseelt am Kreuze. Der größte Tag der Weltgeschichte neigt zum Ende. Was soll mit den drei Gefreuzigten auf Golgatha geschehen? Sollen sie einfach am Kreuze hängen bleiben? Nach Römersitte wäre es wohl möglich gewesen, daß man sie hätte hängen lassen, bis die Raubbögel ihre Leiber verzehrt hätten. Denn in Bezug auf Humanität glänzten die Römer nicht.

Es giebt in unserer Zeit, besonders seit den Tagen Schillers, manche Schwärmer, die nichts Geringeres wünschen, als eine Wiederkehr der antiken, „klassischen,“ römisch-grie-



chischen Kulturzeit. Allerdings, jene alten Völker haben uns ein reiches Erbe hinterlassen. Die Kunst, die Philosophie, das Recht, die allgemeine Bildung gehen immer noch bei ihnen in die Schule und nähren sich von ihrem Erwerb. Dabei vergessen aber die begeisterten Schwärmer, daß uns jene hochgepriesene Kultur auch noch eine andere Seite darbietet. Als sittliches Ideal wird sie niemand hinzustellen wagen. Wir wollen nicht in das Innere dieser Seite einbringen, wollen nicht von der unbeschreiblichen Unsittlichkeit aller Klassen, von der Sklaverei, von der Erniedrigung des Weibes und anderem reden, es genügt anzuschauen, was in unser Thema fällt, — die unglaubliche und unmenschliche Roheit, die gegen Verbrecher geübt ward. Es gab Römer, die bis 20,000 Sklaven besaßen. Dabei dürfen wir nicht, wie gewohnt, an afrikanische Neger denken, sondern es waren zum großen Teile Gefangene aus den überwundenen Provinzen, oft edle, tapfere, vornehme, früher reiche Leute. Bei dem Sklavenaufstande unter dem heldenmütigen Spartakus im Jahre 71 vor Christo wurden von den Römern 6000 Gefangene der Straße entlang gekreuzigt, von denen manche 2—3 Tage am Kreuze lebten und zum Teil lebendig von Raubbögeln angefreffen wurden.

Anders war es in Israel. Gott hatte seinem Volke das Gebot gegeben: „Wenn jemand eine Sünde gethan hat, die des Todes würdig ist, und du ihn an ein Holz hängest, so soll sein Leib nicht über Nacht an dem Holze bleiben, sondern sollst ihn desselbigen Tages begraben. Denn ein Gehentter ist verflucht bei Gott, auf daß du dein Land nicht verunreinigest“ (5 Mos. 21, 22. 23). — Die wahre Humanität kommt von Gott. Gott ist der Humanste, den wir kennen, weil er der Heilige und Barmherzige ist. Die menschliche Humanität aber, die oft humaner sein will als Gott, ist sehr nahe mit Roheit und Grausamkeit verwandt. — Auf Grund dieses Gesetzes verlangen die Juden von Pilatus,

daß die Gefreuzigten auf Golgatha noch vor Abend abgenommen und begraben werden sollten, zumal der folgende Tag der große Osterabbath war. Pilatus gewährt die Bitte. Und nun beschließt eine neue grausame Scene den blutigen Tag auf Golgatha.

Die Beerdigung soll stattfinden. Die beiden Schächer aber leben und ringen noch an ihren Kreuzen. Da naht sich jedem, nach Sitte und Befehl, ein Kriegsknecht und zerschlägt ihm mit Hammer oder Keule „die Beine,“ d. h. die Knochen, den Schädel! Als sie dasselbe an Jesu thun wollen, sehen sie, daß er schon verschieden war. Niemand war zugegen, als Johannes mit den Jüngerinnen. Wie werden wohl diese die Kriegsknechte um Erbarmen angefleht haben, dem Leibe ihres Herrn diese Mißhandlung und Entstellung zu ersparen! Aber noch ein anderer legte sich ins Mittel, derjenige, der schon zweitausend Jahre vorher an dem Passah-lamm, dem Vorbilde dieses „Lammes, das der Welt Sünde trug,“ verordnet hatte: „Ihr sollt ihm kein Bein zerbrechen.“ Der heilige Gott, der auch das Kleinste leitet, verhinderte die That. Aber der Tod des Herrn mußte gewiß, er mußte unzweifelhaft konstatiert sein. Daher nimmt ein Krieger eine Lanze und stößt sie dem Herrn tief ins Herz, — um auch damit unbewußt einen zuvor vom Geiste Gottes bestimmten Zug und ein bedeutames Zeichen für die Zukunft zu erfüllen. — Die blutige Arbeit ist gethan, der Tod bei allen drei gewiß. Nun begeben sich die Krieger eilig daran, in der Nähe ein Grab aufzuwerfen, um so rasch wie möglich die drei Leichname und mit ihnen die Schauer des Tages mit Erde zu bedecken.

Aber was soll mit dem heiligen Leibe des Herrn geschehen? Soll er wirklich mit den Verbrechern gemeinsam verscharrt werden? Ist niemand, der sich seiner annimmt? Schauernd denken die lieben Jüngerinnen daran. Vergeblich schauen sie sich um, ob nicht jemand ihnen zu Hilfe

käme. — Der Berg hat sich geleert. Kein Freund zeigt sich, der sich ihres Herrn erbarmt und ihm ein ehrenhaftes Begräbniß erwirkt. O Petrus, der du einst das schöne Wort ausgerufen: „Ich bin bereit, mit dir ins Gefängniß und in den Tod zu gehen,“ — wo bist du jetzt? O Thomas, der du einst rührend sprachst: „Lasset uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben,“ — zieht es euch nicht hinauf unter das Kreuz? Wollt ihr eurem blutenden Herrn, eurem verblichenen König nicht mehr in sein edles Angesicht schauen? Wollt ihr nicht seinen Leib bestatten? Ist's euch gleichgültig, was aus ihm wird? O ihr armen, geschlagenen Brüder, wie werdet ihr euch noch schämen! Ihr aber, ihr treuen, edlen, herrlichen Frauen, forget nicht! Ueber euch blickt ein Auge herunter, das kennt euer Weh. Euer Herr ist des heiligen Gottes Kind, das nicht im Verbrechergrab soll beerdigt werden. Der Vater hat sich schon Leute bestellt, die den heiligen Leichnam würdig, königlich, über all euer Bitten und Verstellen bestatten werden. Er ist ein wunderbarer Gott.

Es war Sitte bei den Juden, daß jeder, der es vermochte, bei Lebzeiten für seine Beerdigung sorgte. Sie hatten keinen gemeinsamen Gottesacker, sondern jeder sorgte nach Stand und Vermögen für sein Grab und für seine Einbalsamierung. Eine reiche Bestattung galt als Ehrensache. Wer kein eigenes Grab besaß, war verachtet. Die Juden glaubten an die Auferstehung, wenn auch ihre Ansichten darüber nicht paulinisch, nicht evangelisch waren. Aber ein solides Steingrabmal mit reicher Einbalsamierung des Leibes und bester Leinwand zum Umwickeln schien ihnen behufs Erhaltung des Leichnams unerläßlich zu sein. Jesus zählte zu den Armen. Er hatte weder im Leben noch im Sterben, wohin er sein Haupt hinlegen konnte. Die lieben Jüngerinnen, die im Leben „ihm Handreichung thaten von ihrer Habe,“ hatten nicht für sein Sterben gesorgt, weil sie nie auch nur einen Gedanken daran hatten. Und dennoch war, ganz den Um-

ständen gemäß, in der Nähe ein neues, würdiges Grab und fürstliche Einbalsamierung zum voraus bereit. Nicht durch Engelhände, sondern durch Menschen, durch zwei edle, stille Männer von hoher Gesinnung, ließ Gott die feierliche Bestattung unseres Herrn ausführen.

Unter der Menge, die den Tag über Golgatha umlagerte und dem entsetzlichen Schauspiel zusah, befanden sich zwei Männer, Joseph von Arimathia und Nikodemus, zwei reiche und angesehene Ratsherren. Sie kannten den Herrn und liebten ihn, ja sie waren beide „heimliche Jünger aus Furcht vor den Juden.“ Sie hatten nicht in den Mordbeschluß ihrer Kollegen gewilligt, wagten aber freilich auch nicht, entschieden dagegen zu protestieren. Zwar hat Nikodemus früher (Joh. 7, 50—52) einmal im Räte seine Stimme zu Gunsten des Herrn erhoben, wurde aber sofort scharf angegriffen und bedroht. Ihr Schweigen zur Beurteilung des Herrn, wenn sie anders diesen schmachvollen Ratsitzungen beiwohnten, war nicht recht von ihnen. Ihr Gewissen wird sie auch schwer dafür angeklagt haben. Immerhin mußten sie sich gestehen, daß ihr Zeugnis für Jesum nichts genügt hätte, und vielleicht hofften sie auch zuversichtlich, der Herr, von dem sie so überwältigende Wunderthaten sahen, werde schon mit der wilden Schar seiner Feinde fertig werden. Sie bleiben auf Golgatha bis zum Ende. Sie hören die wunderbaren Worte des Herrn vom Kreuze und sehen die erschütternden Zeichen der Natur, — und hofften wohl bis zum Ende auf eine Offenbarung Gottes zu Gunsten des Herrn. Jetzt aber ist er verschieden, alles ist zu Ende, die Zuschauer gehen erschüttert heim. Jetzt durchzieht ein tiefes Weh ihr Herz. Sie fühlen ihre Schuld, daß sie ihn verlassen, nicht für seine Unschuld gekämpft haben. Sie fühlen die ganze Schuld ihres Volkes und ahnen das kommende Gericht über die Mordthat des Heiligen. Jetzt geht auch eine rasche, tiefe, wunderbare Aenderung in ihren Herzen

vor. Die „Furcht vor den Juden“ ist mit einem Schläge verschwunden, an dem Banne des hohen Rates liegt ihnen nichts mehr, sie scheiden sich innerlich von diesem Mörder-volke und treten frei auf die Seite der gemordeten Unschuld. Jetzt gehören sie ihm, dem Herrn, an, und wenn es ihnen Stand, Vermögen und Leben kosten sollte. Jetzt sind alle Rücksichten beiseite geworfen. Was sie im Leben ihrem Herrn verweigert hatten, das soll ihm nun im Tode werden. Der von allen Verlassene soll nicht ganz verlassen bleiben. Furchtlos wollen sie jetzt ein Bekenntnis der That für ihn und einen Protest gegen ihr Volk ablegen. Jeder eilt in besonderer Richtung, aber mit der gleichen Absicht davon. Nikodemus holt die ganze Kiste seiner Balsame, die er für seine Bestattung vorbereitet hatte, um den Leichnam des Herrn damit zu ehren, und Joseph eilt durch die Straßen nach dem Palaste des Pilatus, um den Leib des Herrn sich zum Eigentum zu erbitten. Ohne Zaudern, ja wohl mit innerer Freude gewährt Pilatus die Bitte, und nun eilt Joseph mit köstlicher Leinwand nach Golgatha hinauf, damit ihm die teure Beute nicht entgehe. Dort treffen die beiden Ratsherren zusammen. Haben sie einander innerlich gekannt? Sind sie vor einander erschrocken? Wir wissen es nicht. Sie schauen einander ins Auge, — und rasch haben sie sich verstanden. Sie thun die Arbeit der Liebe gemeinsam. Sie sind Brüder im Glauben und in der Liebe geworden. Sie haben sich am Centrum ihres Lebens und Hoffens gefunden. Sie verrichten nun miteinander eine Arbeit, die größer und herrlicher ist, als sie ahnen. Sie wollen einem lieben Toten eine Ehre erweisen, und sie thun es dem Fürsten des Lebens, dem König des Himmels. Sie ahnen nicht, daß damit ihre That nach Jahrtausenden noch in der Ewigkeit gerühmt werden wird. Sie ahnen nicht, daß was jemand dem auf Golgatha Gefreuzigten in Liebe thut, ewigen Wert hat und ewigen Ruhm bringt.

Sie gehen daran, „die Abnahme vom Kreuze“ auszuführen. Vorsichtig ziehen sie die Nägel aus und tragen den edlen, blutigen Leib in den Armen herab. Wie werden die Frauen aufgeatmet haben, als sie das sahen! Das wagten sie nicht zu hoffen, daß zwei edle, reiche Mitglieder des hohen Rates mit solcher Liebe ihrem Wunsche entgegenkämen. Der Leichnam wird sanft zur Erde gelegt, dann öffnet Nikodemus seine reiche Cedernkiste und holt 100 Pfund der köstlichsten Balsame hervor und nun helfen alle die Liebesarbeit, über die die Engel Gottes sich freuen, zu vollenden. Dann — wohin mit dem heiligen Erbe? Wir können es doch nicht mehr durch die Straßen Jerusalems etwa nach Bethanien bringen? Habt keine Sorge, liebe Freunde, sagt Joseph, hier neben an liegt mein Landgut, wo ich mir ein neues Felsengrab bauen ließ, das trete ich nun gerne unserem theuren Herrn ab. Dorthin laßt uns den lieben Leichnam tragen. Die beiden Rathsherrn tragen die heilige Last, die Frauen folgen, setzen sich gegenüber dem Grabe und sehen zu, wo und wie ihr Herr gebettet wird. Eine schwere Felsplatte schließt das Grab, und mit unendlichem Weh im Herzen treten die Lieben nach und nach den Heimweg an, um während des stillen Sabbath's all das Unglaubliche nochmals zu überdenken und betend die verlorene Ruhe des armen Herzens zu suchen. Nur der Auferstandene konnte diese wieder geben. Nicht lange sollte diese dunkle, schreckliche Nacht währen, — der Trost und die Freude waren nahe.

---

Wir müssen nun aber die beiden edlen Männer, den Joseph und Nikodemus, uns noch etwas näher ansehen. Je räthselhafter diese beiden Charaktere auf den ersten Anblick erscheinen, desto interessanter und lieber werden sie einem, je mehr man über sie nachdenkt.



Den Nikodemus kennen wir schon von früher. Bald nach Jesu Auftreten erkannte er seine Herrlichkeit als eines „Lehrers von Gott gekommen,“ und fühlte sich von dem wunderbaren Lichte angezogen. Wir müßten uns wundern, daß der Herr damals den ängstlichen Besucher fast hart empfing, wenn wir nicht wüßten, daß der Herr den Herzenszustand der Leute besser kannte als wir. Mit durchschlagender Energie zeigte Jesus damals dem Nikodemus gleich das innerste Wesen des Evangeliums, die Wiedergeburt des Menschen und des Menschensohnes Erhöhetwerden zum Heile der Welt. Das eine als höchste Liebesthat Gottes, das andere als unabweishare Forderung an den Menschen. Weitere Beziehungen zwischen dem Herrn und Nikodemus sind uns nicht berichtet, wir dürfen uns aber wohl denken, daß dieser noch oft im stillen unter den Zuhörern des Herrn sich einfand. Der Herr aber wird diese erste Liebesarbeit an einem redlichen Herzen wohl unablässig mit seinem Gebet begossen haben, auf daß ihm sein Vater auch aus dieser Mördergrube des hohen Rates einige Starke zum Raube gebe. Still wirkte in Nikodemus die göttliche Ausfaat, um erst am Ende in herrlicher, voller Reife vor aller Augen sich zu offenbaren.

Ueber Joseph von Arimathia wissen wir von früher gar nichts. Erst hier tritt er hervor als reifer, mutiger Bekenner, voll Glauben und hingebender, opferfreudiger Liebe. Was uns aber bei dieser Gelegenheit über ihn gesagt ist, ist um so wertvoller und giebt uns den Schlüssel zu seinem Wesen und zu seiner inneren Entwicklung.

Auch er war, wie Nikodemus, ein reicher Mann und Rathherr. Zu allen Zeiten hat man dem Evangelium Christi den Vorwurf gemacht, daß es wohl gut sei für die Armen, die Geplagten, die Gefallenen, die Unwissenden, und — für die Frauen. Die Männer aber von Stand, von Bildung, von Gelehrsamkeit, die müßten, wenn sie sich selber

achten, über die Lehren des Evangeliums erhaben sein, auf einem höheren Standpunkte stehen. „Glaubt auch irgend ein Oberster an ihn?“ Das ist die alte Apologie des Unglaubens. Diesen Vorwurf nehmen wir zunächst als eine Ehre hin. Ja, das Evangelium ist frohe Botschaft allen Armen, Elenden, Mühseligen und Beladenen. Es ist der ewige Ruhm und die ewige Herrlichkeit unseres herrlichen Gottes, daß er uns verkünden läßt: „Das Uedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet und das da nichts ist, auf daß er zu nichts mache, was etwas ist“ (was etwas sein will). Wäre unsere Religion nur für die Aristokraten des Geistes, des Standes, des Geldes, so wäre sie ebenso ungöttlich, als nutzlos für das Volk. Jedem, auch dem Ärmsten und Einfältigsten, muß das Evangelium den Weg zum Leben und Frieden bringen, wenn es den Stempel der Göttlichkeit an sich trägt. Und so ist es. Und das ist seine Herrlichkeit und unsere Freude. — Dann aber müssen wir doch jenen Vorwurf als einen ungerechten zurückweisen, als ob es bloß für die Armen und Einfältigen da sei. Nein, es hat zu allen Zeiten die edelsten Menschen aus allen Klassen an sich gezogen. In der Vollendung des Reiches Gottes wird einst eine Sammlung geretteter Menschen aus allen Ständen, aus allen Tagen und Verhältnissen des Lebens, auch aus den schwierigsten und gefährlichsten sich vorfinden, zum Beweise, daß das Evangelium Gottes der Weg für alle Menschen war, und daß auch jeder auf diesem Wege gerettet werden konnte. Es wird keine Entschuldigung geben.

Fragen wir aber nach der Ursache, warum hier ein Reicher, dort ein Gelehrter aus vielen, warum hier ein Bruder, eine Schwester aus den vielen Geschwistern derselben Familie sich bekehrt und auf die Seite des Herrn tritt, während die andern gleichgültig bleiben oder gar feindlich dagegen auftreten, so giebt uns doch die Charakteristik des Joseph

von Arimathia eine wichtige Erklärung dazu. „Er war ein guter und gerechter Mann,“ sagt die Schrift. Wir haben zwar schon bei früherer Gelegenheit den Gedanken ausgesprochen, müssen ihn aber hier, wo er so entscheidende Bestätigung findet, wiederholen: Wir glauben, daß ein gerechter, gewissenhafter Mensch das Evangelium ergreifen muß und es freudig als Wahrheit erfaßt, wenn er es kennen lernt. Hört aber ein Mensch das Evangelium Jesu und nimmt es nicht an, verhält sich dagegen ablehnend oder gar feindlich, so ist er sicher kein gewissenhafter, rechtlicher Mensch. Er folgt auch sonst seinem Gewissen nicht. Denn das Evangelium ist das Gewissen außer uns, und steht mit dem Gewissen in uns in Harmonie, ergänzt es, beruhigt und befriedigt es. Finden sich, wie man so oft sagt, wirklich edle, gewissenhafte Menschen, die aber keine gläubige Christen sind, so kann es nur sein, weil sie die Herrlichkeit des Evangeliums nicht kennen. Der Herr aber wird solche, wie einst den heidnischen Hauptmann Cornelius (Apostelgesch. 10.) und wie unsere beiden Ratsherren, gewiß zur Erkenntnis der Wahrheit führen. Denn er will, daß allen Menschen geholfen werde, und zwar auf dem Wege, auf dem allein zu helfen ist, — durch den Glauben an Christum den Heiland.

Am tiefsten aber ist Joseph von Arimathia gekennzeichnet durch die Bemerkung, daß er „auch auf das Reich Gottes wartete.“ Damit ist er in die Reihe der edlen, kleinen Schar gestellt, die schon bei der Geburt des Herrn ihre Loblieder erschallen ließ, und deren Gefinnungsgegnossen durch die ganze Geschichte hindurch das kleine Häuflein des Volkes Gottes bilden. Es ist das innerste Kennzeichen und offenbaret die geheimste Herzensrichtung, die am Ende den Ausschlag giebt über das ganze Leben. Man kann danach die Menschen in zwei Klassen einteilen, in solche, die zufrieden sind mit dem, was je diese Welt ihnen bietet, und in solche, die hier unbefriedigt auf etwas Besseres warten und sich danach sehnen.

In solche, deren Herzensrichtung nach unten geht, und in solche, die den Blick nach oben gerichtet haben. Man sollte freilich meinen, daß für niemand ein sonderlich langes Leben nötig wäre, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß dieses Leben nicht befriedigen, daß es nicht das Ziel, der letzte Zweck unserer Schöpfung sein kann, daß für die Menschheit ein besseres Los vorhanden sein muß. Und dennoch sind es stets verhältnißmäßig nur wenige, die erkennen, daß wir hier nur Gäste und Fremdlinge sind, und die eine Heimat, eine bessere Stadt, deren Schöpfer und Baumeister Gott ist, suchen. Und diese wenigen müssen sich noch als Thoren ansehen und verlachen lassen! — Doch das Resultat wird ja nicht lange auf sich warten lassen. Noch wenige Jahre, und unsere Generation wird abgetreten sein vom Schauplatz, und dann wird es vor aller Augen unzweifelhaft klar werden, daß wer „auf Gottes Heil wartete,“ nicht zu Schanden werden wird.

Man hat die heimliche Jüngerschaft dieser beiden Männer oft getadelt. Allerdings würden sie uns mehr imponieren, wenn wir von ihnen lesen dürften, daß sie im hohen Rate mit kühner Furchtlosigkeit den Herrn in Schutz genommen und ihre bösen Kollegen mit heiliger Energie gestraft hätten. Und dennoch, — nicht alle Menschen sind eben gleich in ihrem Wesen und Charakter. Die Hauptsache ist am Ende doch, daß jeder seine Art heiligen läßt, dann dient sie dem Herrn da, wo er sie braucht. Dann wird zur rechten Zeit der rechte Glaube, der rechte Bekennermut hervorbrechen. Mancher Mensch thäte gewiß besser, wenn sein Herz vom Herrn ergriffen wird, Gottes Geist in der Stille eine Zeit lang arbeiten zu lassen, anstatt alsbald öffentlich zeugen und kämpfen zu wollen. Er käme, wie unsere zwei Ratsherren, weiter, als mancher feurige Petrus. Gerade so sind diese zwei schönen Gestalten ein großer Trost für viele Menschen. Der Heiland

konnte warten von der Aussaat bis zur Ernte. Wir müssen auch warten lernen im Glauben. Wie manche fromme Frau, die einen nicht gläubigen Mann hat, wie manche fromme Eltern, die ihre Kinder innerlich lebendig sehen möchten, verlieren nach kurzer Arbeit den Mut, wenn sie nicht alsbald sehen dürfen, daß diejenigen, an welchen sie arbeiten, auch Früchte zeigen, äußerlich mitlaufen, mitreden, mitbeten, mitkämpfen, ganz so, wie sie sich's denken. Verzaget nur nicht. Gottes Verheißungen sind wahr und treu. Arbeitet mit Liebe und Erbarmen weiter. Nicht alle Früchte reifen gleich schnell. Es wird, je langsamer es geht, desto herrlicher hervorbrechen, wenn Gott die Sache offenbaren will. Es ist unser Trost, daß es auch heute noch viele stille, verborgene Christen giebt, die aus irgend einem Grunde sich ruhig verhalten, und die, wenn Gott sie braucht, ans Licht treten und manch alten Jünger durch ihren Glaubensmut und ihre Opferwilligkeit zu Schanden machen werden.

Wir wollen hier nicht, wie es sich wohl gebührte, die freudige Opferwilligkeit der beiden Männer als Beispiel unsern Christen vorhalten. Wir haben schon früher unsere Gedanken darüber ausgesprochen. Es sei uns hier zum Schlusse genug zu erwähnen, wie hoch sich dieser edle Joseph selbst dadurch geehrt hat, daß er sein eigenes Grab dem verworfenen Herrn einräumte. Als er sich dieses Grabmal herichten ließ, hat er nur an sich gedacht und nicht geahnt, daß er unter Gottes Rathschluß und für den eingeborenen Sohn Gottes arbeite. Weil er aber ein redliches Herz hatte, darum konnte Gott ihn unbewußt dazu gebrauchen. Das zeigt uns, daß all unser Thun, wenn es auch oft nur die Sorge um uns oder die Unfrigen betrifft, zu Gottes Ehre gereichen kann, wenn unser Herz in der rechten Stellung zum Herrn ist und im rechten Glauben, in der rechten Liebe zu ihm steht.

## 2. Judas.

### a) Der schöne Anfang.

Als der Herr im jüdischen Lande austrat mit der lieblichen Predigt vom Reiche Gottes und alsbald mit erbar-menden Heilandsthaten helfend in die Not der Menschheit eingriff, da sammelte sich rasch viel Volk um ihn. Wo er sich zeigte, war er von Scharen umlagert, die bei ihm Hilfe suchten, oder seinem Evangelium lauschten. Die meisten kamen und gingen wieder. Sie hatten ihr Geschäft, ihre irdischen Pflichten, die sie erfüllen wollten, und nebenbei suchten sie den wunderbaren Mann zu sehen und zu hören so oft wie möglich. Eine kleine Zahl aber entschloß sich bald, ganz bei ihm zu bleiben. Einige davon rief der Herr selbst von ihrem Berufe weg in seine beständige Nachfolge, andere verließen aus freien Stücken ihre Arbeit, um sich dem Herrn anzuschließen und ihn beständig zu begleiten. Unter diesen letzteren war auch Judas. Auch er wurde alsbald mit mächtiger Begeisterung von der Herrlichkeit des neuen Lichtes angezogen. Auch er hat alles verlassen und ist ihm nachgefolgt. Wir können uns nur schwer einen Begriff machen von dem wunderbaren, tiefen Eindruck, den der Herr auf alle Menschen machte, die ein offenes Herz für Gottes Wort und Gottes Heil hatten. Ebenso können wir uns nur schwer vorstellen, welch hohe Hoffnungen alle Redlichen alsbald an die Person des Herrn knüpften.

Wenige Monate nach seinem Auftreten ging der Herr eines Abends einsam auf einen Berg und blieb dort über Nacht im Gebet. Als er am andern Morgen vom Berge herunter kam, rief er seine Jünger um sich und wählte aus ihnen zwölf, die er Apostel nannte, und die von da an seine Begleiter, seine stetigen Schüler, ja die Säulen seines ewigen Reiches sein sollten. Unter diesen Zwölfen war auch Judas.



Wenn ein großer irdischer Monarch, in dessen Hand das Wohl und Weh eines großen Volkes, ja vielleicht eines ganzen Welttheils liegt, Männer seines Vertrauens als seine Minister oder Ratgeber um sich ruft; oder wenn eine große Republik einen oder einige Männer an die Spitze des Landes wählt, denen sie die Geschicke des Volkes in die Hände legt, so ist das das größte Vertrauen und die höchste Auszeichnung, die auf Erden Menschen durch Menschen zu theil werden kann. Die so Geehrten wissen und schätzen das, und sie thun recht daran. Und doch, — wie verschwindet auch die höchste irdische Auszeichnung vor der Ehre, die dort den zwölf Aposteln zugetheilt wurde! Alle Hohen der Erde, ja die mächtigen Engelsfürsten der unsichtbaren Reiche unseres Gottes, hätten jene zwölf Männer beneiden können. Denn Jesus stand da mit dem unermesslichen Bewußtsein, daß er ein Reich gründe, das einst alle Völker umspannen und das von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehen werde. Und seine zwölf Apostel sollen die Gründe und Säulen dieses Reiches sein. Um den ewigen Thron des Welterlösers werden zwölf Throne sein — „die zwölf Apostel des Lammes.“ Es war für sie eine einzigartige Auszeichnung, wie sie in Zeit und Ewigkeit sonst keinem Geschöpfe in gleicher Weise zu theil werden kann.

Freilich haben die zwölf Männer nicht gleich die Tragweite ihrer Berufung so überschauen können, wie wir es jetzt zu thun im Stande sind. Allein sie hatten doch das erkannt, und bald nachher auch bekannt, daß ihr Herr „der Sohn des lebendigen Gottes sei.“ Und damit konnten sie auch ihre Hoffnungen nicht hoch genug spannen und ihren Adel nicht hoch genug schätzen.“ Der Herr aber sagte ihnen selbst bald nachher mit klaren Worten: „Ihr, die ihr beharret habt bei mir in meinen Anfechtungen, ich will euch das Reich bescheiden, wie mir es mein Vater beschieden hat.“ „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, werdet auch ihr mit ihm kommen und sitzen.

auf Thronen und richteten die zwölf Geschlechter Israels.“ Zu dieser höchsten Auszeichnung war auch Judas berufen.

Im Jüngerkreise war er nicht zurückgestellt, im Gegenteil, eher vor den andern ausgezeichnet dadurch, daß ihm die Verwaltung und Führung der Kasse anvertraut wurde. Als der Herr die 70 Jünger in die Städte und Dörfer zu predigen aussandte, und ihnen Macht gab, Kranke zu heilen, Teufel auszutreiben, da war auch Judas unter ihnen und freute sich mit den andern der empfangenen Macht. Auch ihm galt das schöne Wort des Herrn: „Freuet euch nicht darüber, daß euch die Teufel unterthan sind; freuet euch aber darüber, daß euere Namen im Himmel angeschrieben sind.“ Er hat sich auch im Jüngerkreise äußerlich untadelhaft gehalten. Als er in Bethanien gegen die Diebesthat der Maria protestierte, fiel ihm die ganze Jüngerschaft zu und gab ihm recht. Als am letzten Abend der Herr das schmerzliche Wort aussprach: „Einer unter euch wird mich verraten,“ — da dachte auch nicht ein einziger, das könnte der Judas sein. Keiner traute dem andern diese That zu; jeder erschrak nur vor sich selbst, und alle fragten: „Herr, bin ich's?“

Man sollte glauben, ein solcher Anfang müsse auch ein seliges Ende nehmen. Drei Jahre lang alle Gottesherrlichkeit des eingeborenen Sohnes mitansehen, seine Heilandsthaten miterleben, seine herrlichen und erschütternden Reden anhören, sein heiliges Gebetsleben schauen — und untergehen, das ist fast unbegreiflich.

### b) Der langsame Fall.

Die heilige Schrift nennt uns das schmerzliche und warnende Geheimnis, das den Untergang des hochberufenen Mannes herbeiführte. Es war eine verborgene Sünde, eine fortgesetzte Untrene.

Viele Christen kennen den Judas nicht recht. Manche wenden sich, um seiner letzten That willen, mit Abscheu von ihm ab, ohne zu merken, daß sie vielleicht durch geheime Untreuen auf dem gleichen Weg wandeln, wie er. Judas kam gewiß nicht als Heuchler in Jesu Nachfolge. Er hat gewiß nicht von Anfang an den Verrat im Herzen getragen. Ja, er hat wohl kaum von Anfang an die Kasse heimlich bestohlen. Das alles kam erst nach und nach.

Judas hatte, wie alle Jünger, irdische Hoffnungen gehegt. Daß Christus der Messias sei, daß er das verheißene messianische Königreich aufrichten werde, das war ihm wohl ebenso unzweifelhaft gewiß, wie den andern Aposteln. Sie erwarteten aber die alsbaldige äußerliche Aufrichtung des Reiches. Noch vor der Himmelfahrt fragen ihn die Jünger: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israels?“ Daß sie in diesem Reiche hoch zu Ehren kommen würden, war ihnen auch gewiß. Aber siehe da, — der Herr macht keine Veranstaltung, sich zum König zu erklären. Jahr um Jahr vergeht und der Herr bleibt still, demütig, beschäftigt sich nur mit dem Predigen, Heilen, Helfen unter den Armen. Als man ihn haschen und zum König ausrufen will, da entzieht er sich sogar dem Volk und straft dann in ernster Rede den fleischlichen Enthusiasmus. Zugleich gährt und wächst die Feindschaft unter den Obersten aller Parteien und der Kampf gegen den Herrn, der seinen Tod bezweckt, wird immer offener eingeleitet. Der Herr aber bleibt immer ruhig und weicht selbst den Feinden aus. Noch mehr. Durch eine tiefe, einschneidende Rede, die Judas wohl als eine unpolitische (unvorsichtige) beurteilt haben wird, führt der Herr selbst im großen Jüngerkreis eine Scheidung, einen Abfall herbei, so daß „viele seiner Jünger hinter sich gingen und fortan nicht mehr mit ihm wandelten.“ Nur ein kleines Häuflein blieb ihm treu. Ja, der Herr fängt sogar an, immer deutlicher von seinem

tiefen Leiden, von seinem Sterben zu reden! Durch alles das wird Judas innerlich irre, verwirrt. Seine hohen Hoffnungen auf ein irdisches Königreich Jesu werden immer mehr heruntergestimmt. Der Gedanke, es könnte doch kein gutes Ende nehmen, bricht sich immer tiefere Bahn in seinem Herzen.

In solcher Stimmung lag dann auch die Frage ihm wohl täglich am Herzen, die Petrus so offen aussprach: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?“ Judas hatte seinen Beruf aufgegeben, er hat drei Jahre lang nichts verdient, ein großes materielles Opfer gebracht; wenn sich nun die hohen irdischen Hoffnungen nicht erfüllen, so fühlt er sich nicht nur zu sehr geschädigt, sondern er hat noch unter der Feindschaft des reicheren Theiles der Bevölkerung als ehemaliger Jünger Jesu schwer zu leiden. Das ist ihm zu viel. Gegen beides sucht er im verborgenen sich zu decken damit, daß er je und je heimlich Geld aus der gemeinsamen Kasse entwendet, und daß er sich den Obersten, den Feinden Jesu, nähert, mit ihnen heimlich in Beziehung tritt. Beides waren unheilige, aber kluge, menschliche Vorsichtsmaßregeln. Verderben wollte er den Herrn nicht; aber er wollte, wenn des Herrn Sache unterliegen müsse, nicht mit untergehen, er wollte für seine Sicherheit sorgen.

Aber gerade dieses unehrliche Handeln zu seiner Selbstrettung wurde durch des Teufels Macht sein Verderben. Wohl wird ihm sein Gewissen oft furchtbare Vorwürfe gemacht haben, allein er wird sie auch mit allerlei Entschuldigungen bekämpft und beschönigt haben. Welch ein friedeloses, bejammernswertes Leben wird aber das gewesen sein, das der Arme unter diesen Umständen geführt hat!

So auf dem Wege der Unwahrheit und des Betruges fest geworden, und mit dem Herrn innerlich zerfallen, hatte der Teufel keine große Mühe mehr, ihn durch die Obersten

zum letzten Entschluß zu bringen, seinen Herrn ums Geld zu verraten. Was er bei dem Verrat beabsichtigte, ist schwer zu begreifen. Jedenfalls wollte er den Herrn nicht zum Tode bringen. Hatte er gehofft, der Herr werde durch seine Wundermacht sich seinen Feinden entziehen? Hatte er die Absicht, wie immer die Geschichte gehe, den Herrn und seine Sache zu verlassen? Es war ihm wohl selbst nicht klar. Innerlich zerrüttet und unter dem Einfluß der Macht der Finsternis, der er wiederholt Gehör gab, war er seines Willens nicht mehr mächtig. Er war ein Knecht der Sünde geworden. Seine letzte entsetzliche That des Verrates war die natürliche Folge seiner bisherigen unheiligen Herzensrichtung.

Und da liegt die erschütternde Warnung für die Christen aller Zeiten. Wer mit dem Heilande in Gemeinschaft tritt, dessen Herzensgrund muß im tiefsten Innern offenbar werden. Da giebt es dann ganz von selbst einen Kampf zwischen dem Lichte und der Finsternis, der Sünde in uns. Wer noch die Finsternis liebt, wenn auch nur in einer unscheinbaren Sünde; wer seinem Gewissen und dem Geiste Gottes zuwider in einer Untreue bleibt, sie fortsetzt, sie entschuldigt, der kann durch jede Sünde sein Verderben, sein ewiges Gericht besiegeln, wie Judas, wenn es auch nicht so, wie bei ihm, schon in diesem Leben offenbar wird. Wenn der Herr das ernste Wort sagt: „Wer nicht allem absagt, kann nicht mein Jünger sein,“ so gilt das zwar von allen äußeren Dingen, allein der Anfang dazu muß im Herzen gemacht werden. Das Hängen und Kleben des Herzens am Irdischen, besonders das Festhalten sündlicher Neigungen, Gewohnheiten, kleiner Untreuen, ist damit verboten. Ein Jünger Jesu muß absagen, in den Tod geben alles, was Jesu Geist ihm als sündlich aufdeckt, sonst steht er in großer Gefahr. Das ist der „Kampf des Glaubens,“ das „Werk des Glaubens,“ der gute Kampf.

Es ist gewiß bedeutungsvoll, daß gerade dem Judas die Kasse übergeben wurde. Täglich trat so die Versuchung an ihn heran, täglich warnte sein Gewissen, täglich der innere Kampf, täglich die Niederlage, täglich steht die Untreue, die Sünde, das Stück des alten Menschen offenbar vor seinem Geiste. Täglich hätte er sich zum Bessern, zur Buße, zur Umkehr entscheiden können. Er that es nicht. Wer aber sich selbst kennt und über sein inneres Leben nachdenkt, der weiß, daß der Herr uns alle so führt. Unsere Lieblingsünde, unsere Charakteründe wird am meisten versucht, damit sie uns recht offenbar werde und wir entweder den festen energischen Kampf gegen sie aufnehmen, oder aber zu unserem Gericht freiwillig sie beibehalten.

Der Herr allein kannte den bösen, gefährlichen Zustand des Judas und sah, daß alle Warnung, alle Gnadenarbeit an ihm vergeblich war. Welcher Schmerz mochte das täglich für den Herrn gewesen sein! Wie viel Weh lag doch in dem Worte: „Der mein Brod ißt, der tritt mich mit Füßen!“ Des Judas böse Gedanken, seine Handlungen nennt der Herr Fußtritte! Prüfe sich jeder, ob er nicht auch schon seinem Herrn irgendwie Fußtritte gegeben hat. Wir nehmen es oft mit den kleinen Untreuen so leicht. Der barmherzige Herr wolle uns wachsam und treu machen!

### c) Des Judas Reue.

„Da das sah Judas, der ihn verraten hatte, daß er verdammt (verurteilt) war zum Tode, reute es ihn und brachte wieder die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und Ältesten und sprach: Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut verraten habe! Sie sprachen: Was geht uns das an? Da siehe du zu! Und er warf die Silberlinge in den Tempel, ging hin und erkannte sich selbst.“

Es reute ihn! Das hat er also nicht gewollt. Furchtbar wacht nun sein Gewissen auf und straft ihn mit ver-



nichtender Energie. Die Folgen seines untreuen Lebens und seiner letzten bösen That zeigen sich jetzt ganz anders, als er gedacht hatte. Sie stehen grauenvoll vor seinem Geiste und klagen ihn schonungslos an als Verräter des Unschuldigen, als Helfer der Mörder des Heiligen. Ja, ein böses Gewissen! Gegen alles giebt es noch eher Rettung, als gegen ein lange mißhandeltes und unterdrücktes Gewissen. Der Tod selbst ist leichter zu ertragen, als das. Möchten doch alle, die noch mit der Finsternis spielen, diesen unglücklichen Apostel ansehen und sich warnen und heilen lassen, ehe der Teufel das Netz der Untreuen zusammenzieht!

Judas war ein energischer Mann. Er besinnt sich nicht lange. Er will sofort den argen Schaden wieder gut machen, und dazu scheut er jetzt keine Demütigung. Auf, zu den Hohenpriestern! hieß es in seinem Herzen. Er geht, — und es wird ein saurer, schwerer Gang gewesen sein. Aber er geht. — Wenn einmal die Stunde kommt, wo das Resultat eines unheiligen, gewissenlosen Lebens offenbar wird, da werden viele Menschen wünschen, das Schwerste thun zu können, wenn sie den Schaden wieder gut machen könnten. Da werden Könige wünschen, ihr Leben nochmals lieber als Tagelöhner zu leben, als das Resultat eines bösen Lebens irdischer Herrlichkeit zu übernehmen. Das denkbar größte Unglück ist ein in Sünden verlorenes Leben. Wenn der Herr sagt: „Es wäre dem Menschen besser, daß er nie geboren wäre,“ so muß das Geborensein eben doch von außerordentlich hohem Werte sein, — vorausgesetzt, daß der Zweck des Daseins erreicht wird. Viele Menschen, wenn das Leben schwer wird, wünschen sich den Tod, oder meinen, es wäre doch besser, wenn sie nie geboren wären. Die Ewigkeit wird aber zeigen, daß auch das schwerste Leben wert war, gelebt zu werden, wenn es seine Bestimmung erreichte, — die Gemeinschaft Gottes.

Er brachte wieder die dreißig Silberlinge. — Jetzt ist er vom Gelde los! Jetzt würde er gerne seinen ganzen Besitz hergeben, wenn er nur die That ungeschehen machen könnte. Es ist doch wunderbar, wie Gott die Menschen von der Sünde losmachen kann. Es kommt für jeden die Stunde, wo er von allen Leidenschaften, von denen er sich beherrschen ließ, mit einem Schlage los werden wird; das ist die Stunde, wo er die Aussaat seines Lebens reifen sieht und die Frucht davon ernten muß. Freilich wird dieses Loswerden bei vielen zu spät eintreten, wie bei Judas. O hätte jetzt Judas sein Leben in Jesu Gemeinschaft nochmals beginnen können, wie ganz anders wäre es ausgefallen! Es war zu spät!

„Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut ver-  
raten habe.“ Welch ein Bekenntnis! Er will von keiner Beschönigung seiner That wissen, keine Entschuldigung, keine Anklage gegen andere, seine Verführer vorbringen. Er klagt nur sich und seine That an und zwar mit den schärfsten, wahrsten Ausdrücken. Er nennt sich selbst einen Uebelthäter, einen Verräter. Er sieht seine große Schuld und bekennt sie offen. Der Herr aber steht vor seinem Geiste als der durchaus Unschuldige, und auch diese Unschuld bezeugt er frei und offen. Hätte er in dieser Stunde nur einen Fehler, nur eine Unaufrichtigkeit, nur eine Sünde in seiner Erinnerung an dem Leben seines Herrn gefunden, so wäre es ihm ein Trost gewesen. Aber er fand nichts. Majestätisch und rein stand der vor seinem Geiste, gegen den er so himmelschreiende Sünde begangen hat. Da bittet, fleht, beschwört er die Richter, das Urtheil zurückzunehmen und den Unschuldigen zu befreien. Doch diese, mit der Sprache aller Verführer, weisen ihn mit Hohn ab: Da siehe du zu! Sie sind schlechter als er. Er wirft ihnen den Sündenlohn vor die Füße, daß der entweihte Tempel davon wiederhallt, und sinkt hoffnungslos in die Nacht der Verzweiflung.

Diese Reue des gefallenen Mannes nötigt uns Mitleid ab. So verabscheuungswürdig seine That ist, so tief und aufrichtig ist seine Reue. Warum, so müssen wir fragen, hat sie ihn nicht gerettet?

Viel wurde die Buße des Judas schon angefochten als eine verkehrte. Sie sei über die Folgen der Sünde entsprungen und nicht über die Sünde selbst. Aber ist das nicht fast immer der Fall? Die meisten Menschen, die zur Buße kommen, werden wohl durch die äußeren Folgen erst auf das Abscheuliche der Sünde selbst und zur Buße über sie geführt; — er habe anstatt sich reumütig zu Gott zu wenden, vor allem bei den Menschen die That gut zu machen gesucht. Aber ist nicht gerade das an ihm zu rühmen? Beschämt er nicht mit diesem mutigen Bekennen vor solchen Leuten viele tausend Christen? Vor Gott seine Schuld bekennen, geht in den meisten Fällen leichter, als es vor Menschen zu thun, es zu thun mit solcher unnachsichtiger Selbstanklage. In diesem Stücke könnte seine Buße vielen als Beispiel dienen. — Hätte er sich nun von den Obersten weg auch dem Herrn zugewendet, sich ihm in den Weg geworfen und um Vergebung gefleht, ihm erklärt: „Ich kann das Leben nicht mehr ertragen, wenn du mir nicht vergiebst. Ich will mit dir sterben als der größte Uebelthäter, aber vergieb nur du mir meine Schuld!“ Der Herr hätte ihn gewiß in Gnaden angeblickt, ihn aufgehoben, ihm vergeben. Warum that er das nicht? Weil er nicht konnte. Und hier liegt, glaube ich, der Schlüssel zur Erklärung seiner fruchtlosen Buße und seiner Verzweiflung, sowie der erschütternde Ernst der Geschichte.

Wir können nicht vor Gott Buße thun, wann wir wollen, sondern wir sollen uns befehren zu Gott, wann Er es will. Jeder Mensch hat seine Gnadenzeit, wo Gott ihn zieht zum Sohne, zum Licht, zur Buße, zum Ablegen der Finsternis, zum Auferstehen zu einem neuen Leben

Kein Mensch weiß von sich oder von andern, wie lange diese Frist währen, wie lange Gott mit seiner Unentschiedenheit Geduld haben wird. Allein je heller das Licht ist, das Gott uns scheinen läßt, je mächtiger seine Gnade an uns arbeitet, desto kürzer mag wohl die Zeit sein, in der wir uns entscheiden können. Wer sein Herz in dieser Zeit aufrichtig seinem Gott öffnet, dessen Gnadenzeit bleibt immer, Gottes Arbeit an ihm setzt sich fort, weil auch der Mensch es so will. Wer aber in dieser Zeit der Gnade widerstrebt, eine Sünde im Herzen festhält, den heiligen Geist Gottes fortführt zu betrüben, der kommt früher oder später zu der inneren Gewißheit, daß es mit ihm fertig ist, daß er die Gnade Gottes auf Mutwillen gezogen und verschertzt hat, daß seine Reue nicht mehr zum Himmel dringt, daß für ihn der Himmel verschlossen ist. — Buße thun können, ist eine Gnade, die niemand zu frühe ergreifen kann und die wir mit allem Ernst ergreifen und festhalten müssen — sonst wird sie von uns genommen. „Suchet den Herrn, dieweil er zu finden ist, rufet ihn an, dieweil er nahe ist. Der Gottlose lasse von seinem Wege, und der Uebelthäter von seinen Gedanken, und bekehre sich zum Herrn, so wird er sich seiner erbarmen; und zu unserem Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung.“

### 3. Petrus.

#### a) Der edle Jünger.

Wüßten wir von Petrus nichts als seine Verleugnung, so müßten wir ihn mit Judas auf die gleiche Linie stellen. Denn äußerlich angesehen, ist zwischen dem Verrat des Judas und dem, „er hob an, sich zu verfluchen und zu schwören und sprach, ich kenne den Menschen nicht,“ des Petrus kein großer Unterschied. Und doch, wie verschieden

sind die beiden Männer, wie verschieden ihr tiefer Fall, wie verschieden ihr Ausgang! Die Verschiedenheit liegt in ihren Herzen. Petrus war aufrichtig, ehrlich, wahr, voll feuriger Liebe und Hingebung an den Herrn. Wohl hoffte auch er auf äußere, irdische Ehre und Vergeltung in Jesu Reich, allein er wollte nichts ohne den Herrn, er begehrte vor allem Jesu Gemeinschaft.

Als Petrus zum ersten mal dem Herrn nahe trat, erkannte der Herr sofort seinen trefflichen Charakter und gab ihm den Namen Fels. Wohl war Petrus noch ein ungeschliffener Stein, aber doch ein Edelstein, der durch die treue Arbeit des Herrn einst einen herrlichen Glanz entfalten und die Strahlen der Liebe Jesu in seltener Weise widerstrahlen sollte. Er erkannte und bekannte zuerst die Gottesherrlichkeit des eingeborenen Sohnes. Er sprach in schwerer Prüfungsstunde das unvergleichlich schöne Bekenntnis aus: „Herr, wohin sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“ Die ganze Welt schien ihm öde und leer ohne seinen Herrn. Bei der Fußwaschung sträubt er sich mit aller Entschiedenheit, sich von dem Herrn die Füße waschen zu lassen. Als er aber hört, er könne an Christo nicht teil haben, wenn er sich nicht von ihm waschen lasse, da will er nicht nur die Füße, sondern auch die Hände und das Haupt von ihm gewaschen haben. Als der Herr mit tiefer Behmut ihm seine Verleugnung voraussagte, da scheint ihm das unmöglich und er erklärt: „Ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen. Und wenn ich auch mit dir sterben müßte, so wollte ich dich doch nicht verleugnen.“ Es ist unmöglich, sich eine aufrichtigere, herzlichere, tiefere Liebe, ein Herz mehr ohne Falch zu denken, als das uns an Petrus entgegentritt. Und es ist klar, daß ein Mensch mit solcher Herzensstellung zum Herrn nicht untergehen kann, was auch noch über ihn kommen, was auch die Hölle noch an ihm versuchen möge.

Und darin liegt ein köstlicher Trost für alle aufrichtigen Christen. Keiner weiß, welche Anfechtungen, Prüfungen, Stürme ihm noch auf seiner Wallfahrt vorbehalten sind. Auch der Beste trägt nicht in sich die Garantie, daß er nicht noch tief fallen könnte. Wer sich aber bewußt ist, daß er wie Petrus doch ein aufrichtiges Herz hat, daß seine Liebe wirklich ganz dem Herrn gehört, der hat auch darin die Garantie seiner ewigen Rettung, weil der Herr, der fürbitende Hohepriester, ein solches Herz nicht untergehen lassen kann. „Weder Hohes noch Tiefes, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu,“ wenn wir uns nur in aufrichtiger Liebe ihm ergeben. Um so mehr aber tritt die Aufforderung an uns heran, uns zu prüfen, wo unsere Liebe liegt, wo unser Herz hängt. Nicht unsere Gaben, nicht unser Reden, nicht unser Thun giebt den Maßstab für unser Verhältniß zum Herrn und die Garantie unserer ewigen Rettung, sondern allein die Liebe des Herzens zum Herrn. Manches kann noch mangelhaft sein, manche Läuterung und Züchtigung kann noch nötig werden, allein wo ein Herz sich aufrichtig zum Sohne ziehen läßt, da übernimmt der allmächtige Gott die Garantie der endlichen seligen Rettung und leitet auch alle Prüfungen des Lebens zum Besten. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

#### b) Der schwere Fall.

Schon bei der Gefangennehmung im Garten Gethsemane fängt die Verleugnung an. Innerlich ungerüstet verlassen den Herrn alle Jünger und flohen. Doch Petrus rafft sich auf. Seines hohen Versprechens eingedenk, kehrt er um und folgt „von ferne“ bis in des Hohenpriesters Palast. Dort wollte ihn der Fürst der Finsternis haben, denn auf diesen Mann hatte er es, nach Christo, am meisten abgesehen, ihn



zu sichten wie den Weizen. Aber auch der Liebe Gott wollte ihn dort haben, um in diesem Schmelztiegel ihn zu reinigen, zu heilen, sein altes Wesen zu brechen und eine neue Kreatur aus ihm zu machen. Gleich am Eingang fängt die Verlesung und auch die Niederlage an.

„Bist du nicht dieses Menschen Jünger einer?“ fragt die Thürhüterin. „Ich bin es nicht. Ich weiß nicht, was du sagst,“ antwortete Petrus. Das hielt Petrus wohl für keine Verleugnung. Was hatte auch die Sklavin für ein Recht, sich zum Verhörrichter aufzuwerfen? Mit einer Notlüge, die ohne Bedeutung scheint, hilft man sich durch und beruhigt das Gewissen, das in der graufigen Situation überhaupt nicht klar zum Wort kommt. — Bald bemerkt ihn eine andere Magd, deutet auf ihn und ruft den Polizeisoldaten zu: „Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth.“ Die Soldaten mustern und befragen ihn weiter und Petrus fühlt, daß jetzt die Lage anfängt kritisch zu werden. Der Herr ist nicht an seiner Seite, sondern in den Händen der Feinde, darum ist auch sein Mut und seine Kraft gewichen. Dagegen stand ein anderer an seiner Seite, dessen unsichtbare Nähe Schrecken und Angst einflößt. „Er leugnete abermals und schwur dazu: ich kenne den Menschen nicht!“ Armer Petrus, wie war es möglich, ein solches Wort zu sagen von dem Herrn, für den dein Herz so brünstig schlug! O armes, armes Menschenherz! Doch es war ja nur eine Notlüge vor unbedeutenden Knechten, denen du nicht Rechenschaft über dein Leben schuldig bist, — das beruhigt dich. Doch wohl ist es dir nicht. Du hast keinen Frieden im Herzen und weißt nicht, wie es dir zu Mute ist. Du bist nicht mehr derselbe, der du vor zwei Stunden im Abendmahlsstaae warst, — und doch bist du es. Dort sprach deine Liebe, der neue Mensch aus dir und du meintest in dieser Liebe zum Herrn ganz neu zu sein; hier tritt dein alter Mensch hervor, und

wer dich nicht kennt, meint es sei nichts Neues in dir. Doch wir verstehen dich. Wir kennen unser eigen Herz besser, seitdem wir das deine kennen lernten.

Eine kleine Weile hat Petrus Ruhe. Doch diese Zeit ist die verhängnißvollste. Er sieht durch die Fenster in den Gerichtssaal, wo Christus das große Bekenntnis von seiner Gottessohnschaft ablegt. Er sieht, wie die hohen Ratsherren dann über ihn herfallen, ihn schlagen, höhnen, ansprechen, und wie sein Herr das alles ruhig über sich ergehen läßt. Die Kriegsknechte machen sich herbei und lassen nun Petrus auf's neue an. „Wahrlich, du bist auch einer von denen.“ Da ist der Arme ganz vernichtet und verwirrt. Er fängt an sich zu verfluchen und zu schwören, daß er den Menschen nicht kenne. Der Fall ist vollendet, der Hahn kräht! Der Herr aber dreht sich um und schaut Petrus an, — die Rettung beginnt! Wie war es doch möglich, daß Petrus, dieser edle, aufrichtige Jünger, so tief sinken konnte? Es ist für jeden Christen von Wichtigkeit, sich das klar zu machen. Wir wollen hier zur Wegleitung nur einige Andeutungen machen.

Es war vor allem die Macht der Finsternis. Der Herr deutete den Jüngern in den letzten Stunden wiederholt an, welchen Kampf es nun zu kämpfen gelte, nicht mit Menschen, sondern mit dieser unsichtbaren, bösen Geistermacht. Von sich konnte er sagen: „Es kommt der Fürst dieser Welt, aber er hat nichts an mir.“ Dem Petrus aber sagte er klar voraus, daß ihm dieser Feind tiefe Wunden schlagen werde, ja daß er es auf seinen Untergang angelegt habe und daß nur durch seine, des Herrn, hohepriesterliche Fürbitte, der Untergang, die Verzweiflung abgewendet würde. Petrus hat aber diesen Worten des Herrn keine große Wichtigkeit beigelegt, und überhaupt nicht mit der Macht der Finsternis gerechnet. Im Bewußtsein und im Gefühl seiner Liebe zum Herrn, und in dessen Nähe, schien ihm der Teufel ein gefahrloses Gespenst.

Und in diesem Stücke ist Petrus das warnende Bild vieler aufrichtigen Christen. Je höher einer steht, desto mehr hat es der Böse auf seinen Fall abgesehen, desto mehr gilt es daher zu wachen und zu beten und mit den Anläufen des Teufels zu rechnen. Viele Christen, die doch täglich von dem finstern Heer des Versuchers umlagert sind, denken nur selten an ihn und wundern sich, wenn sie einmal ernstlich auf ihn aufmerksam gemacht werden. Die meisten Christen, vielleicht alle, unterschätzen die böse Macht des Teufels. Und da liegt eine große, beständige Gefahr. Einen Feind, den man nicht kennt oder unterschätzt, fürchtet man nicht und wappnet sich nicht gegen ihn. Selbst bei offener oder verborgener Niederlage denkt man dann nicht an den Feind, der die letzte Ursache ist, der die Leidenschaft entzündete, die Versuchung einleitete und so den Fall herbeiführte.

2 Eine andere Ursache lag im Herzen des Petrus selbst. Er ließ sich durch alles Reden seines Herrn nicht von seinem fleischlichen Selbstvertrauen heilen, und achtete zu wenig auf Jesu Wort. Er nahm aus Jesu Reden zu Herzen, was ihm gefiel, was seinen Hoffnungen schmeichelte, und ließ bei seite, was für ihn das wichtigste hätte sein sollen. Ganz so, wie wir Christen alle es zu machen geneigt sind. Da mußte eine tiefschmerzliche Erfahrung an ihm ausrichten, was alle Pflege der Liebe des guten Hirten nicht vermocht hatte. Es liegt darin eine Fülle von Lehre und Mahnung für uns.

3 Petrus dachte sich endlich den Weg des Herrn und seinen eigenen anders, als es dann kam, und das brachte ihn in Verwirrung. Christen, wenn sie zur Liebe des Heilandes erweckt werden, wenn ihr Auge für Christi Herrlichkeit und ihre hohe Berufung geöffnet ist, so können sie kaum anders, als in ihrem Herzensglücke sich ein Ideal ihrer Zukunft zu machen, wenn auch nicht immer mit Klarheit. Führt dann aber bald der Weg in die Tiefen des Kreuzes,

des Leidens in Jesu Gemeinschaft, des Leidens um seines Namens willen; kommt die Sache ganz anders, als das glückliche Herz es geträumt: dann kommt es wie bei Petrus in Verwirrung, und oft geht es noch schlimmer, als bei Petrus, — man geht hinter sich, wird lau, kalt, und aus dem schönen Anfang wird nichts.

Wie ergreifend aber steht hier der Heiland vor uns! Umtobt von teuflischem Haß der Obersten, bedeckt mit Schlägen, Hohn und Speichel, hat er nur Gedanken an seinen armen, geliebten Petrus und dessen Gefahr. Mitten im Sturme dreht er sich um, demselben einen Retterblick voll Wehmut und Erbarmen zu schenken! Er kennt das entsetzliche Wort des Gefallenen: „Ich kenne d e n M e n - s c h e n nicht.“ Er hört den Fluch der Beteuerung. Und dennoch läßt er seinen Petrus nicht! Wahrlich ein großer, herrlicher, erbarmungsreicher Herr. Er ist größer als unser Herz und kann uns noch retten, wo uns unser Herz verdammt.

### c) Die Reue, die niemand gereut.

Wenn einst im Himmel „die Bücher aufgethan“ werden und die Lebens- und Rettungsgeschichte der Erlösten vor aller Augen offenbar sein wird, da wird das wohl am meisten Verwunderung erregen, zu sehen, welcher Mittel der Herr sich auf Erden bediente, die Menschen aufzuwecken und sie aus den Banden der Finsternis zu befreien. Da werden wir sehen, daß Gott alle Dinge, die uns umgeben, zu Weckmitteln verwendet hat; hier eine Mutter für ihre Kinder, dort ein Kind für die Eltern, bald ein vernunftloses Tier, bald sogar die Elemente der Natur. Ja der Tod selbst wird für viele die Ursache des Lebens geworden sein. Für Petrus bestellt der Herr einen Hahn, der mit seinem Krähen die Nacht in seinem Herzen verscheuchen und das Morgenrot eines neuen Lebens in ihm wecken mußte.

Erst dieser Hahnen schrei scheint den Petrus an Jesu Wort erinnert und damit seine Verleugnung als schwere Sünde vor sein Gewissen gestellt zu haben. Damit aber stand er in der größten Gefahr, — in der Gefahr der Verzweiflung. Und Satan, der ihn so weit gebracht, wird auch nicht abgelassen haben, ihm nun seine Sünde in furchtbarer Weise vor Augen zu stellen und ihn mit schwarzen Gedanken anzulaufen.

Doch der Herr, der diese Stunde voraussah, hat auch vorausgesorgt. „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.“ Dieser Fürbitte verdankte Petrus seine Errettung. Und in der Ewigkeit werden wir sehen, daß nur durch die Fürbitte dieses großen, barmherzigen Hohenpriesters auch unser Weg ein gutes Ende nahm. Wie blind und sicher laufen auch wir oft in Versuchung und Gefahr hinein, ohne zu ahnen, daß wir an einem Abgrunde stehen, der uns verschlänge, wenn nicht der treue Herr vorgesorgt hätte.

Doch das durchgreifendste Mittel zur Rettung des Petrus war des Heilands Gnadenblick zur rechten Stunde. Wer vermöchte diesen Blick des Herrn zu schildern! Gewiß lag darin das ganze Herz, die ganze Liebe, das ganze Erbarmen des Herrn, woraus Petrus wohl den Schmerz, aber auch die volle Vergebung seines geliebten Meisters lesen und erkennen durfte. Viel hatte Petrus von der Vergebung der Sünde gehört in der Gemeinschaft des Herrn, hatte manchen bekümmerten Menschen von dem gnädigen Angesicht seines Herrn weggehen sehen mit Frieden und Trost im Herzen, hatte oft das Wort an gefallene Sünder gehört: „Gehe hin mit Frieden, deine Sünden sind dir vergeben.“ Er selbst aber hat die Seligkeit der Sündenvergebung nie gekostet, weil er das Bedürfnis der Vergebung nicht empfand, die tiefe Buße nicht kannte, sich für keinen Gefallenen anzusehen brauchte. Wohl sagte er einmal das Wort: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch,“ allein es

war mehr ein augenblicklicher Eindruck, als ein nachhaltiges, tiefes Gefühl seiner Unwürdigkeit. Jetzt aber sieht er sich ganz in die Reihe der Sünder gestellt, ja muß erkennen, daß er der vornehmste der Sünder ist. Jetzt lernt er das selige Leidtragen kennen, dem der höchste Trost verheißen ist.

„Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.“ Jetzt war das Eis gebrochen. Aus dieser Thränenfaat wird eine köstliche Freudenernte kommen. Jetzt ist Petrus ein Sünder, ein begnadigter Sünder, ein neuer Mensch. Wir wollen nicht viel über diese Thränen des Petrus sagen. Jeder fühlt und weiß, daß solche Thränen dem Herrn am liebsten sind. Er ist gekommen, Sünder selig zu machen, und zu dieser Klasse zählen wir alle, wenn wir auch nicht, wie David oder Petrus, mit groben Flecken besetzt sind. Möge auch uns der Herr oft auf unserer Wallfahrt die Gnade schenken, daß wir mit herzlichem Leid über uns die Seligkeit der Thränen schmecken dürfen, wie Petrus. Solche Thränen haben ewigen Wert und bringen ewige Freude und Wonne.

Wir haben versucht, die größte und bedeutungsvollste Geschichte der Erde und des Himmels zu unserer Erbauung zu schildern. Wir sahen die herrliche Majestät unseres Heilandes, vor dem die besten Menschen sich als nicht gut erwiesen haben. Wir sahen ihn voll Demut und Erbarmen gegen arme, hilfeschuchende Sünder, voll unbegreiflichen Gehorsams gegen den Willen des Vaters, als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, im Gericht an der Statt der Sünder. Wir wissen, daß ihm nun ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist im Himmel und auf Erden, daß wir unter seinem allmächtigen und barmherzigen Scepter ruhig



und getrost sein können. Wir sahen aber auch, daß sein Weg durch Leiden zur Herrlichkeit auch der Weg der Seinen ist.

Möge nun diese schwache Arbeit viele müde, weinende Gotteskinder auf diesem Kreuzeswege stärken und trösten, dann ist ihr Zweck erreicht. —

„Die Gnade sei mit allen, die da Lieb haben unsern Herrn Jesum Christum unverrückt. Amen.“

---

School of Theology  
at Claremont

A11025

# Inhalt.

---

|                                                                  |              |
|------------------------------------------------------------------|--------------|
| <b>I. Tabor. Die göttliche Todesweihe Christi.</b>               | <b>Seite</b> |
| 1. Zur Orientierung . . . . .                                    | 1            |
| 2. Ein Blick in Christi Gebetsleben . . . . .                    | 3            |
| 3. Ein Himmelsbild auf Tabor . . . . .                           | 7            |
| 4. Was will es uns sagen? . . . . .                              | 9            |
| 5. Gelöste Rätsel . . . . .                                      | 19           |
| <b>II. Bethanien. Die menschliche Todesweihe Christi.</b>        |              |
| 1. Das fromme Haus . . . . .                                     | 28           |
| 2. Die Freude des frommen Hauses . . . . .                       | 31           |
| 3. Das fromme Haus in Todesleid . . . . .                        | 36           |
| 4. Die ahnungsvolle Salbung . . . . .                            | 46           |
| 5. Das christliche Haus im Lichte des Wortes Gottes . . . . .    | 57           |
| <b>III. Gethsemane.</b>                                          |              |
| 1. Die Vorboten des Sturmes . . . . .                            | 70           |
| 2. Vorzeichen des Triumphes . . . . .                            | 78           |
| 3. Der Entscheidungskampf mit der Macht der Finsternis . . . . . | 94           |
| 4. Einige Früchte aus Gethsemane . . . . .                       | 106          |
| <b>IV. Der treue und wahrhaftige Zeuge.</b>                      |              |
| 1. Der Verrat . . . . .                                          | 121          |
| 2. Eine bedeutungsvolle Frage für jeden Erdenpilger . . . . .    | 125          |
| 3. Christi Majestät inmitten seiner Feinde . . . . .             | 129          |
| 4. Des Christen Paß in Feindesland . . . . .                     | 134          |
| 5. Nicht Schwert, sondern Gehorsam gegen die Schrift . . . . .   | 138          |
| 6. Heilige Antwort auf unheilige Fragen . . . . .                | 144          |
| 7. Eine denkwürdige Gerichtsversammlung . . . . .                | 154          |
| 8. Christi heiliges Schweigen . . . . .                          | 161          |
| 9. Das gute Bekenntnis des treuen Zeugen . . . . .               | 166          |
| <b>V. Setet, welch ein Mensch!</b>                               |              |
| 1. Ein erschütterndes Schauspiel . . . . .                       | 179          |
| 2. Von Israel verworfen, den Heiden überantwortet . . . . .      | 188          |
| 3. Ungerechte Anklagen gegen den Gerechten . . . . .             | 194          |
| 4. Bist du der Judenkönig? . . . . .                             | 201          |

|    |                                                         |     |
|----|---------------------------------------------------------|-----|
|    | 5. Christi Königreich                                   | 206 |
|    | a) In Niedrigkeit                                       | 209 |
|    | b) Das tausendjährige Reich                             | 213 |
|    | c) Der neue Himmel und die neue Erde                    | 219 |
|    | 6. Das Reich der Wahrheit                               | 222 |
| 5  | 7. Christus vor Herodes                                 | 231 |
| 6  | 8. Christus und Barrabas                                | 235 |
|    | 9. Ein denkwürdiger Traum                               | 241 |
|    | 10. Der Mann der Schmerzen                              | 246 |
| 4  | 11. Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft        | 254 |
|    | <b>VI. Das Weltgericht auf Golgatha.</b>                |     |
|    | 1. Der Gang zum Tode                                    | 260 |
|    | 2. Golgatha                                             | 269 |
|    | a) Die Kreuzigung                                       | 269 |
|    | b) Die Ueberschrift über dem Kreuze                     | 277 |
|    | c) Die Erbteilung unter dem Kreuze                      | 280 |
|    | 3. Der große Hohepriester (Vater vergieb)               | 282 |
|    | 4. Der König des Paradieses und der Schächer            | 290 |
|    | 5. Das Vermächtnis der Liebe                            | 299 |
|    | a) Siehe, das ist dein Sohn                             | 299 |
|    | b) Warum „Weib“ und nicht „Mutter“?                     | 306 |
|    | 6. Von Gott verlassen                                   | 311 |
|    | 7. Mich dürstet                                         | 320 |
|    | 8. Es ist vollbracht                                    | 332 |
|    | 9. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist       | 342 |
|    | 10. Gnaden- und Gerichtsbilder bei Christi Tod          | 347 |
|    | <b>VII. Charakterbilder.</b>                            |     |
| 7. | 1. Zwei verborgene Helden <i>Nicodemus &amp; Joseph</i> | 355 |
|    | 2. Judas                                                | 367 |
| 2  | a) Der schöne Anfang                                    | 367 |
|    | b) Der langsame Fall                                    | 369 |
|    | c) Des Judas Reue                                       | 373 |
|    | 3. Petrus <i>auf 160 f.</i>                             | 377 |
| 3. | a) Der edle Jünger                                      | 377 |
|    | b) Der schwere Fall                                     | 379 |
|    | c) Die Reue, die niemand gereuet                        | 383 |

## Weitere Schriften von Pastor Wagner-Groben im Verlag der Missionsbuchhandlung Basel.

(Adresse für Deutschland: Missions-Buchhandlung, Leopoldshöhe, Baden.)

**Jakobs Pilgerleben oder Menschliche Sünde und Gottes Er-  
barmen.** 5. Aufl. 166 S. Preis broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.

eleg. in Lwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | m. Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

„Schon daß im Laufe von 3 Jahren eine 3. Auflage nötig geworden, nachdem das Buch auch schon in französische, schwe-  
dische, dänische und englische Sprache überseht ist, zeugt von  
der überaus günstigen Aufnahme, die es weit und breit gefunden.  
Und mit vollem Recht. Die mit so tiefgehender Kenntnis des  
Menschenherzens, mit so offenem Blick für das Walten des Fingers  
Gottes in der Geschichte des Menschenlebens, mit so großem Freimut  
in der Beleuchtung der Schäden unserer Zeit, sowie mit so warmem  
Eifer für den Aufbau des Reiches Gottes geschriebenen Betrachtungen  
müssen jedes Christenherz anziehen und fesseln, besonders da sie  
zugleich in einer so volkstümlichen, frischen, teilweise von köstlichem  
Humor durchzogenen Sprache vorgelegt werden. Wegen der vielen  
beherzigenswerten Winke und Mahnungen an Eltern, Kinder und  
Dienstboten möchte das Buch sich ganz besonders eignen, christlichen  
Familienfönn und christliches Familienleben zu wecken und zu fördern.  
Möge es allen christlichen Hausvätern deshalb aufs wärmste em-  
pfohlen werden.“

Schlossers christl. Bücherschatz. V. Jahrg. S. 69.

**Die Macht des Gebets.** Zum Verständnis für Jesu Gebets-Ver-  
heißungen. 4. Aufl. 174 S. Preis broch. Fr. 2 = Mk. 1.60.

eleg. in Lwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | m. Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

„Es sind köstliche, aus reichen Erfahrungen eines in Gott  
ruhenden Herzens herausgeborene Betrachtungen über das Gebet,  
seine Beweggründe, seine Kraft, seine Verheißung und Erhörung,  
alles dargestellt an der Hand der heiligen Schrift in ebenso nüch-  
terner wie tiefgehender Erregung. Auch die Auslegung des Vater-Unser  
ist in einzigartiger Weise herzensanprechend, sofern sie uns tief hinein-  
führt sowohl in den Reichtum der Gottesgedanken, die in diesem  
„Gebet des Herrn“ beschlossen liegen, wie auch in die Tiefe unseres  
Herzens mit seinem Suchen und Sehnen, Bangen und Hoffen,  
seinem Mangel und seinem Reichtum, seiner Angst und seiner Freude.  
Wenn wir noch hinzufügen, daß, wie in den anderen Werken des  
verehrten Verfassers, so auch in diesem Buch die Darstellung klar  
und ruhig, die Sprache einfach, edel und herrlich ist, so sind wir  
der guten Zuversicht, daß die Absicht des Verfassers, „das betende  
Suchen auf nüchterner, biblischer Bahn zu erhalten und wieder  
aufzumuntern zum kindlichen, glaubensvollen Zugang zu dem Vater,“  
gewiß bei allen, die den Worten des Verfassers ihr Herz aufthun,  
erreicht wird. Möchte das Buch in unserm deutschen Christen-  
volk die weiteste Verbreitung finden!“

Schlossers Christl. Bücherschatz, VI. Jahrg. S. 81.

- Hebich** Samuel, Lebensbeschreibung. Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission. 320 S. broch. Fr. 1.25 = Mk. 1.  
eleg. in Lwd. geb. Fr. 2.50 = Mk. 2.
- Josenhans**, Missions-Inspektor. Ausgewählte Reden bei verschiedenen Anlässen gehalten. 242 S. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60 | geb. Fr. 2.50 = Mk. 2.
- Trion**, Malabar und die Missionsstation Talatscheri. 159 S. 60 Cts. = 50 Pf.
- Neue Karte der Goldküste und des Inlands.** 1885. Fr. 4 = Mk. 3.20.
- Lang** John, Pilgerleben des J. J. Lang, weiland Missionar am Kaukasus und Pfarrer. 164 S. broch. Fr. 1.25 = Mk. 1. | geb. Fr. 1.60 = Mk. 1.30.
- Lehler**, Acht Vorträge über China mit Illustrationen. 210 S. Fr. 1.50
- Löw**, 36 Festchoräle für Advent, Weihnacht, Passion, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. In ihrem ursprünglichen Rhythmus für 4 stimmigen Männerchor. Fr. 1 = 80 Pf.
- Ludwig** J. M., Pfarrer, Lebensgeschichte. Mit Photogr. 220 S. broch. Fr. 1.50 = Mk. 1.20. | eleg. geb. Fr. 2.25 = Mk. 1.80.
- Missionsalbum** aus Indien. Fr. 1 = 80 Pf.
- Missionsharfe.** 60 Missions-, Fest- u. Gemeinschaftslieder, vierstimmig für gemischte Chöre, Klavier u. Harmonium. geb. 50 Cts. = 40 Pf.
- Missionsliederbuch**, 470 Nummern. 334 S. 2. Aufl. Fr. 1.50 = Mk. 1.20. eleg. in Lwd. geb. Fr. 2.50 = Mk. 2. | mit Gldschn. Fr. 3 = Mk. 2.40.
- Nägling** Dr. und **Weitbrecht**. Das Kurgland und die Mission in Kurg. Mit Karte und 4 Tondruckbildern. 334 S. Fr. 1.50 = Mk. 1.20.
- Namen- und Sachregister** zu Band I—XX (1857—76) des Missions-Magazins. broch. Fr. 1.25 = Mk. 1.
- Ostertag** Dr., Entstehungsgeschichte der evangel. Missionsgesellschaft in Basel, mit kurzen Lebensumrissen der Väter und Begründer der Gesellschaft. 359 S. broch. Fr. 1.25 = Mk. 1. | eleg. in Lwd. geb. Fr. 2.50 = Mk. 2.
- Quistorp** Pastor, Passionspredigten. 132 S. 50 Cts. = 40 Pf.
- Riggenbach** Prof. Dr. Sechs Predigten über Matthäi XI. 50 Cts. = 40 Pf.
- Weltkarte** aus dem Missionsatlas. 50 Cts. = 40 Pf.
- Zur hundertjährigen Gedächtnisfeier** der deutschen Christentums-gesellschaft. 25 Cts. = 20 Pf.

## Zeitschriften.

- Evang. Missions-Magazin.** Monatsheft von 3 Bogen mit Illustrationen. Preis des Jahrg. in Basel Fr. 5. franko Kreuzband: Schweiz Fr. 5.60. Deutschland Mk. 5.
- Evang. Heidenbote.** Mit Illustrationen. Preis des Jahrg. in Basel Fr. 1.20 = Mk. 1. franko Kreuzband: Schweiz Fr. 1.50, Deutschland Mk. 1.40.
- Ältere Jahrgänge werden zu bedeutend herabgesetzten Preisen abgegeben.







BT430 .W3 1890  
Wagner-Groben, Karl, 1836-1886.  
Vom Tabor bis Golgatha : zum Verstandni

A11025

BT Wagner-Groben, Karl, 1836-1886.  
430 Vom Tabor bis Golgatha; zum Verständnis  
W3 Leidensgeschichte Jesu Christi. 5. Aufl.  
1890 Basel, Missionsbuchhandlung, 1890.  
viii, 388p. 19cm.

1. Jesus Christ--Passion. I. Title.

